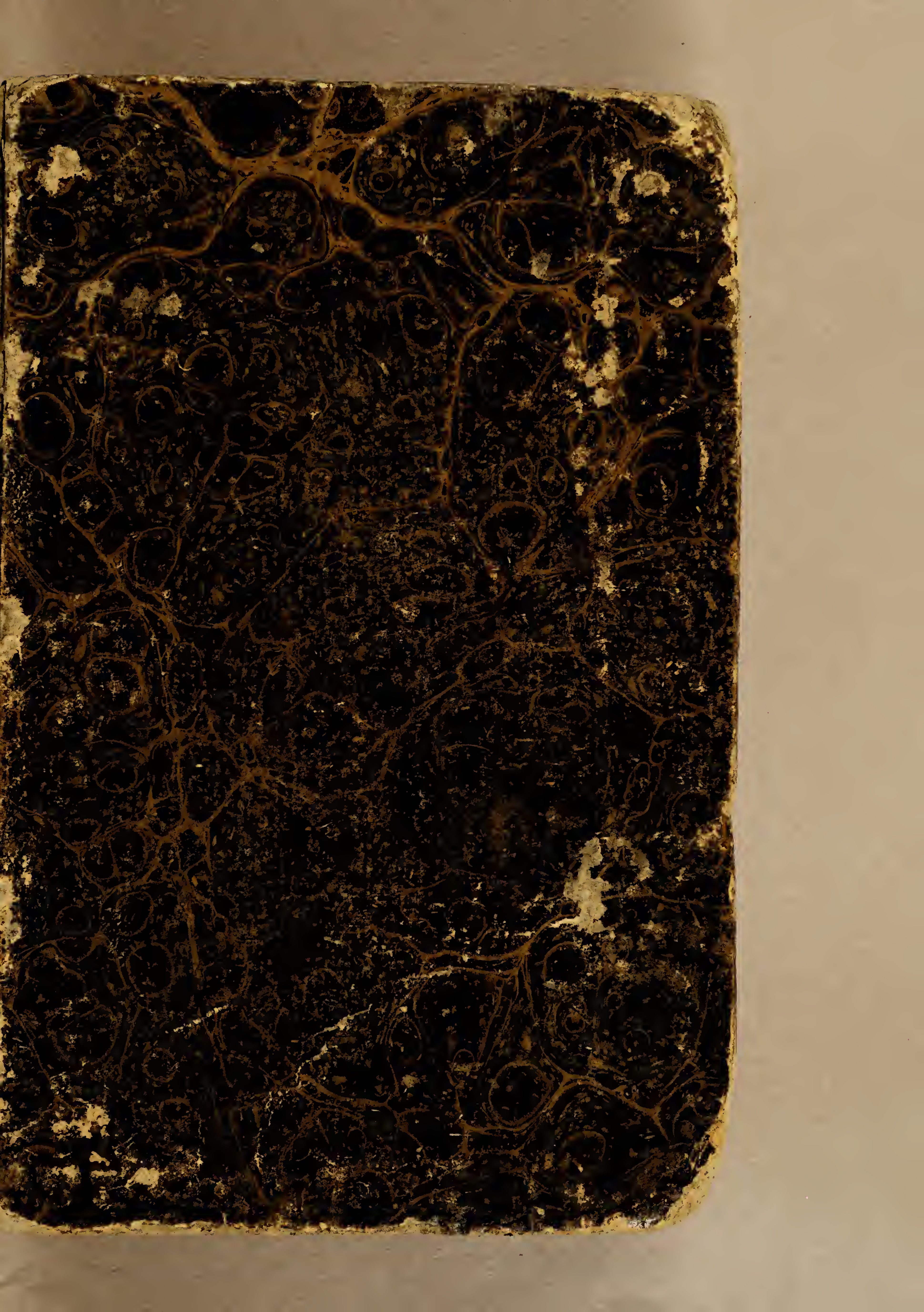
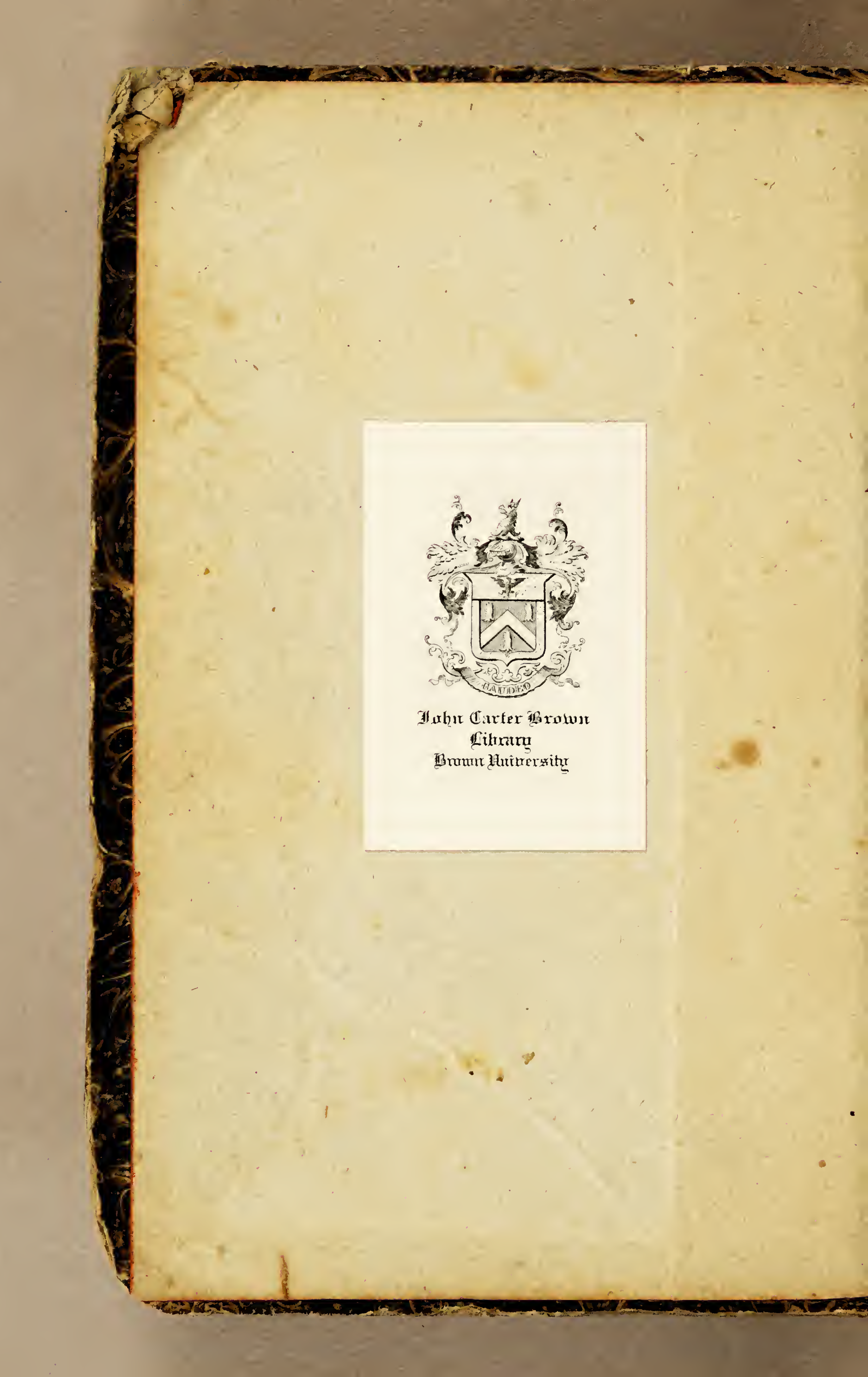
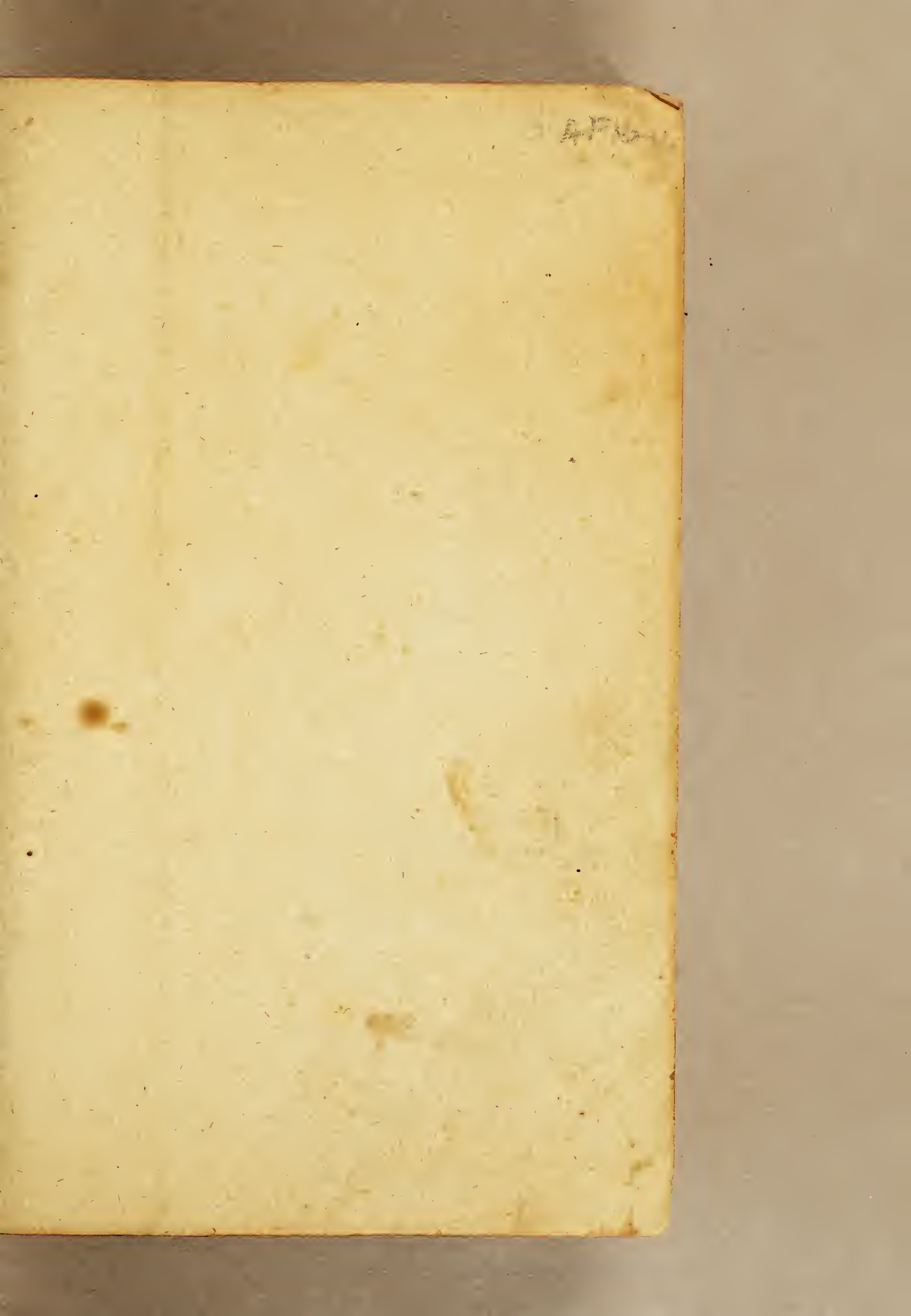
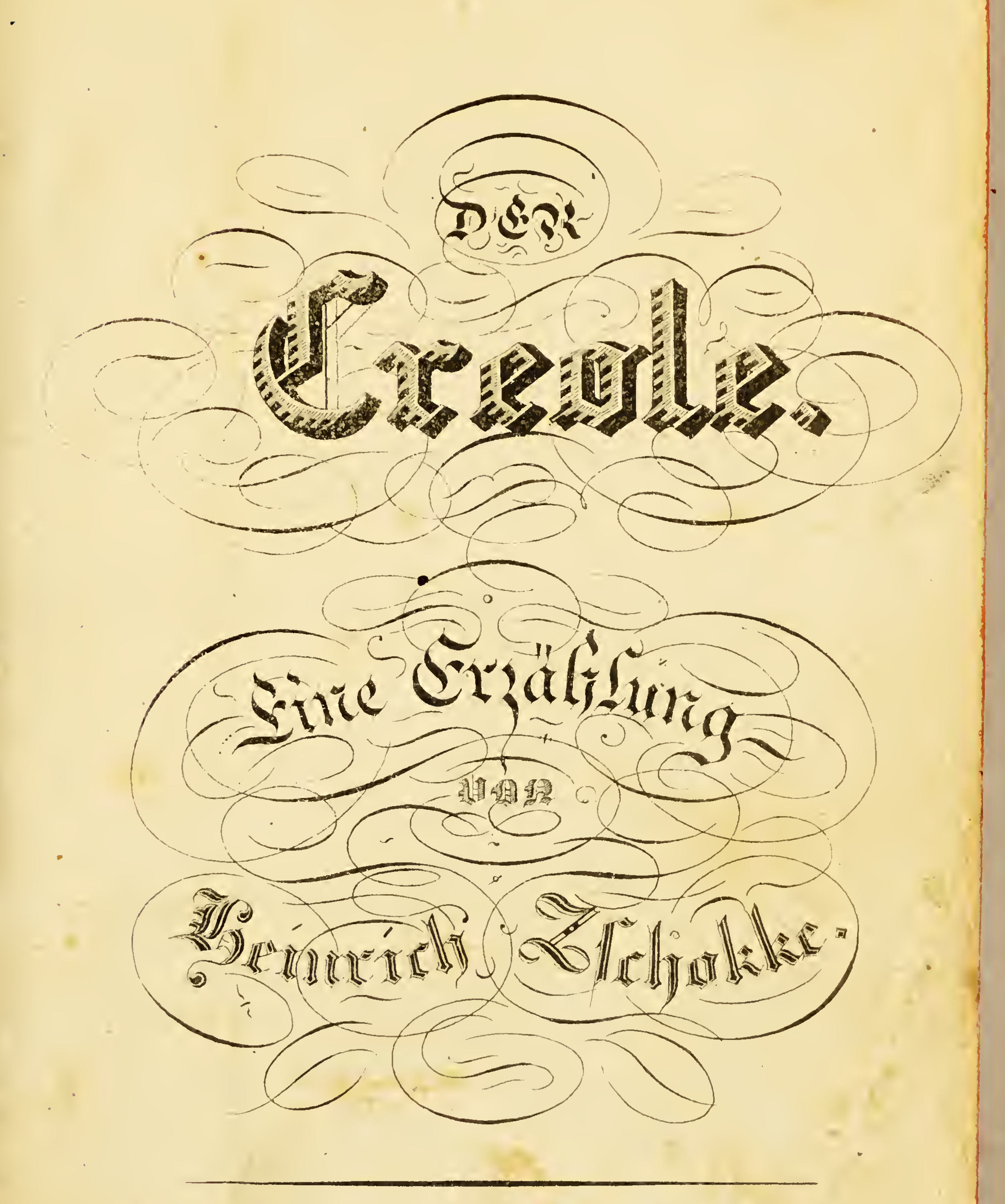




John Carter Brown
Library
Brown University





Aarau 1830.
Bey Heinrich Remigius Sauerländer.

Lith: Siebenmann in Aarau.

Statt einer Vorrede.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten in Genf.

Aarau, den 7. Dezember 1829.

— — — Werden Sie mir übrigens ja nicht böse, daß ich Ihr Septemberbriefchen heut erst beantworte. Ich ward nicht, wie Sie, durch die Gesellschaft einer fürstlichen, schönen Anastasia, gehindert; sondern hatte nur ein armes Mädchen bei mir, wenn auch göttlicher Abkunft. Denken Sie, ich sah meine Muse nach drei, vier Jahren wieder. Schon fürchtete ich alles Ernstes, mein philosophischer Nachbar Troxler habe das schüchterne Kind für immer aus meiner Blumenhalde vertrieben.

Mit größerm Recht, als Montesquieu von sich, sage ich: „J'ai la maladie de faire des

livres, et d'en être honteux quand je les ai faits."
Kurz ich habe wieder ein Bild gemalt; diesmal einen Creolen. Ich wollte es Ihnen zu den Rosinen und Makronen unter Ihren Weihnachtsbaum legen lassen. Es sollte Ihnen, mein ewiger Jüngling *), wenns möglich ist, ein Paar lange Jänner-Abende verkürzen helfen, oder den Schlaf verlängern.

Im Sommer 1808, also vor zwanzig Jahren, — eheu! fugaces labuntur anni! — kam ein wakkerer Mann von Glarus zu mir, Namens Heinrich Stauffacher, der eben auf dem Weg nach Amerika war. Er ließ mir zum Geschenk das Tagebuch seiner Reise zurück, die er, im Jahre

*) Bonstetten ist jetzt 84 Jahre alt.

zuvor, von Triest nach Messina gemacht, und auf welcher er, besonders in Calabrien, sonderbare Abentheuer erlebt hatte. Vielerlei erzählte er mir nebenbei, was ich zu seinem Tagebuche anmerkte. Daraus ward nun die Erzählung vom Creolen. Sie enthält also, was man ohnehin leicht wahrnehmen wird, eine Grundlage von wirklichen Thatsachen. Das Schmuckwerk legte obengedachtes armes Mädchen, kraft seiner göttlichen Abkunft, bei.

Da dieser Brief also nur Vorläufer der Erzählung für Sie ist: so heben Sie ihn einige Wochen auf, bis Ihnen unser Remigius Sauerländer das Büchlein selbst schickt. Dann vergessen Sie nicht, daß ich, aus guten Gründen, einzig bei den Namen des Fortunatus Linthi, des Georg Down, der geracesischen Familie

Marcoli, der Marchesa Vioganni und dessen, was zu deren Familie zählt, der strengen Wahrheit nicht wohl treu bleiben konnte. Die Uebrigen nannte ich, wie sie ohne Zweifel noch heut in den Taufbüchern aufgezeichnet stehn; und wahrscheinlich leben noch mehrere ihrer Eigenthümer, so gut, wie wir Beide.

Wenn denn wohl auch Mancher die Achsel zuckt, daß aus mir zuletzt nur ein Erzähler, so eine Art Spielmanns für die müßige Welt, geworden ist: ich weiß ja, Sie und meine Nanny, die mit der Muse selbst viel Aehnlichkeit der Gemüthsweise hat, hören mich gern an. Man schmuggelt mit einem guten Mährchen manche Wahrheit in die Welt ein, manche Erinnerung ins Herz, die von Kanzel und Katheder herab sich zu Tode

fällt. Nenne man des Dichters Gabe nichtigen Goldschaum; mit Goldschaum deckt man Arzneipillen. — — —

Karl von Bonstetten an H. Zschokke in Aarau.

Genf, den 10. Dezember 1829.

— — — Den heiligen Besuch der pierischen Jungfrau habe ich in seiner ganzen Würde gefühlt. — Lieber Herzens-Zschokke, ich wollte zwar erst ein wenig Scherz treiben; aber Ernst ergreift mich, daß Sie sich selbst, oder Leutchen in der Schweiz Sie, mit einem Spielmann vergleichen, der in einer Schenke fiedelt. — Seelentod ist das ärgste Uebel, und Sie sind einer von den Weckern derer, die bei uns gähnen. Ihre

Erzählungen sind Aetherfläschchen für Schlafsüchtige. Wann können wir in der Schweiz sagen, was Tacitus unter einem Kaiser: rara temporum felicitate, ubi sentire quid velis, et quæ sentias dicere licet? Was uns fehlt, ist das sentire. Daher kömmt, daß die Bessern nicht schreiben, weil ihre Gedanken den harten Boden fühlen. Alles, die Empfindung weckende, Schöne ist Noth für uns Schweizer.

Sie sagen: Ihre Erzählung sei zum Theil wahr? Aber Ihre lustige Tante Sara ist ja auch wahr *). Eben hat man hier eine alte Jungfrau geheilt, wie Sie die Tante Sara. — Sie sind ein prächtiger Mann, am wühlenden Ameisen=

*) Anspielung auf die Erzählung: „das blaue Wunder.“

haufen fortzudenken, wie auf dem Olymp. Ich verstehe diese Kunst gar nicht. Sobald ich in einem Winkel eine unharmonische Seele fühle, fallen alle meine Gedanken zusammen. So wie ich liebe, oder mitfühle, erwacht meine Seele bis zur Begeisterung. Darum sind mir die Zschokke's alle lieb. Sie tragen mich auf ihren Flügeln in die Pracht der Gedankenwelt. Nichts ist seltener, als wahres Mitgefühl. O Dumont, um den ich traure, die Stael, die Pictets, Johannes Müller — wie entblättert stehe ich schon da! Wunderbar genug, daß eine zwanzigjährige Anastasia die Freundschaft solcher Männer bei mir beinah ersetzt. Aber sie ist eine zweite Stael, hohen Geistes. Jetzt ist sie in Rom. Sie schreibt mir: „J'aime la Toscane. On respire librement

dans un pays que l'on sent heureux. Depuis votre canton mignon je n'ai pas éprouvé pareille chose.“

Ungefühl, liebster Zschokke, tödtete immer von aussen her mein innerstes Leben. Das ist eine große Sünde; allein ich war für keinen Kampf geboren. Nur wo ich Mitgefühl fand, habe ich meine Kraft empfunden. In Genf stoßen Herz und Geist wenigstens nirgends an. Man kann hier frei denken. Und das ist viel. Aber den Creolen her! — — —

Der Creole.

1.

Die Reisegesellschaft.

Nachts den 15. März 1807 lichtete das Kauffartheischiff, die Austria, unter Kapitän Lorenzo Bosich, auf der Rhede von Triest die Anker. Es war mit Waarenballen aller Art befrachtet, besonders mit böhmischen Tüchern und Schweizermusselinen für Messina und Malta.

Während frischer Wind die Segel aufblähte und die Wellen vor sich hertrieb, bewegten sich die Ufer zurück. Die Gebäude der Stadt am Gestade, bis hinauf zur Anhöhe, verblichen im Nachtdunst und Mondschein immer zu falberem Grau. Wie zuletzt der Molo von St. Carlo verschwand, und das Schiff nun einsam auf der Lichtstraße dahinglitt, welche der Wiederglanz des Mondes über die dunkle Wasserfläche in langen zitternden Streifen zeichnete, schlug es zwölf Uhr im Triestiner Dom. Die Glocken der andern Thürme sangen einzeln den dumpfen Scheideruf an die Seefahrer nach. Nun ward das Verdeck von den Reisenden nach und nach leer die ihre Schlafstätten suchten.

Nur ein junger Mann, in seinen Mantel gehüllt, blieb noch still träumend auf dem Verdeck stehen, vielleicht von der Neuheit des Schauspiels zurückgehalten. Unweit von ihm saß ein etwa sechszehnjähriger Knabe auf einem Waarenballen; die Hände gefalten und vor sich hingestreckt, den Kopf niedergesunken auf die Brust, unbeweglich, wie in stummem Schmerze. Eine hohe weibliche Gestalt warf von Zeit zu Zeit den Blick auf den Knaben, entfernte sich bald, und trat bald wieder zu ihm. Endlich schien ihr die nächtliche Kühle oder Langeweile lästig zu sein. Sie berührte die Achsel des Knaben mit dem Finger, und sagte halblaut auf Italienisch: „Ist's endlich gefällig? Mitternacht ist vorüber!“

„Mir gleich! Ich werde noch bleiben!“ antwortete der junge Bursch trotzig und kurz, indem er die Augen dem Monde zuwandte.

„Ich aber darf es nicht länger gestatten. Eure Gesundheit, lieber Cecco!“ versetzte das Frauenzimmer und faßte den Arm des Knaben.

„Mir gleich!“ entgegnete der kleine Eigensinnige, welcher seinen Arm wieder befreite: „Meine Gesundheit ist nicht die Ihrige, Signora.“

„Ohne Umstände, Cecco!“ rief die Dame mit zürnender Stimme: „Muß ich meine Leute herbeiholen oder den Schiffskapitän? Ich verlange Gehorsam auf der Stelle.“

„Und ich Freiheit, oder . . .“ sagte der Knabe und legte auf das letzte Wort einen drohenden Ton.

„Oder? und was denn oder?“ wiederholte die Dame etwas spöttelnd.

„Den Tod!“ erwiderte der Trotzkopf: „Das Grab ist jeden Augenblick offen, weit und tief.“ Er deutete bei diesen Worten mit der ausgestreckten Hand auf's Meer.

Der Fremde im Mantel, welcher das Gespräch gehört hatte, wandte sich verwundert seitwärts zu den Redenden, ohne seine Stellung zu verändern. Er sah in diesem Augenblick die weibliche Gestalt, halb kniend vor dem Knaben, mit weit vorgestreckten, in einander gefaltenen Händen. Mit zitternder, leiser Stimme seufzte sie: „O mein Cecchino! Warum wollt Ihr mich verderben?“

In diesem Augenblick sprang der junge Bursch auf, mit einem Satz gegen das Schiffsbord, — und vermuthlich wäre er in die Wellen hinabgestürzt, hätte ihn nicht der Fremde, während die Dame einen Schrei ausstieß, mit beiden Armen umfangen.

„Keine Unbesonnenheit, junger Mensch!“ sagte der Fremde, und seine Lippen dem Ohre des Knaben zuneigend, flüsterte er leise: „Sie scheinen unglücklich. Vertrauen Sie mir, ich will über Sie wachen auf dem Schiffe.“

Cecco wandte sich im Arm des ungebetenen und unerwarteten Vermittlers um. Beide beobachteten sich gegenseitig, so viel das Licht des Mondes gestattete. Der Knabe sah ein ihm unbekanntes aber angenehmes Gesicht mit einem Ausdruck voller Kraft und Gutmüthigkeit, welcher selbst durch einige Pockengrübchen erhöht zu werden schien. Unter dem runden Hut kräuselte sich blondes Haar, wie Gold, im Schein des Mondes. Der junge Mann war etwa fünf- bis siebenundzwanzig Jahre alt. Hinwieder der Fremde erblickte dicht vor sich das verschattete, zarte Antlitz eines Knaben, welches, im feinsten Ebenmaß seiner Verhältnisse, wahrhaft schön genannt werden konnte, und eben jetzt durch den seelenvollen Ausdruck von innerm Schmerz und stolzem Erstaunen einen, wenn ich so sagen darf, ganz eignen Ton empfing, welchen man sonst nicht in einem etwa fünfzehnjährigen Knabengesicht zu finden erwartet.

Nach einer Weile stummen Anstarrens riß sich der junge Bursch aus den Armen, die ihn gefangen hielten; sagte zum Frauenzimmer, das wie unbeweglich da stand: „Ich folge!“ und beide wanderten, nach einer leichten Verneigung gegen den Fremden, der Kajüte zu.

„Seltsame Reisegefährten!“ murmelte der Fremde: „Indessen die Fahrt verspricht anziehend zu werden; morgen erfahren wir mehr von einander.“

Er irrte sich. Am folgenden Tage, da die Austria, schon fern von den Küsten, über die adriatische Wasserwüste bei schwachem Winde hinschwebte, füllte sich das Fahrzeug allmälig mit Leuten aus allerlei Volk. Sie stiegen aus dem Boden hervor, als wüchsen sie unter den jungen Sonnenstrahlen, wie jene Gewappneten aus der Erdscholle, die Kadmus mit den Zähnen des Drachen besäet hatte. Verwundert drehten sich die Köpfe erst nach allen Himmelsgegenden, um sich in der weiten Einöde des Oceans zurecht zu finden; dann musterte jeder die bunte Versammlung, mit der er wochenlang, inner dem engen Gefüge von Brettern, Abentheuer und Gefahren bestehen konnte, wie sie das treulose Element des Wassers irgend den Kindern der Erde zu bereiten pflegt. Da waren Sprachen und Trachten von allerlei Nationen. Aber was der Zufall zusammengewürfelt hatte, vereinte sich bald zu geselligem Verkehr. Geschieden von der übrigen Welt, ist die menschliche Gestalt für sich allein schon ein Empfehlungsbrief für das menschliche Herz.

Die meisten Reisenden waren Leute ganz gemeinen Schlages; Krämer, Wallfahrer, Bauern u. dgl. m. Nach den Mundarten unterschieden sich Lombarden, Neapolitaner, Deutsche, Griechen, Engländer und Schweizer. Auch der junge, blondköpfige Mann erschien unter ihnen; aber gerade

von ihm konnte man nicht sagen, wes Landes er sei, weil er mit einerlei Leichtigkeit deutsch, englisch oder neugriechisch, wie italienisch sprach. Man hätte ihn schon aus dem Grunde für einen Engländer halten können, weil zwischen ihm und einem andern jungen Briten auf dem Schiffe durchaus keine Gemeinschaft Statt fand. Doch zeigte er viel zu viel Geselligkeit und zuthunliche Leutseligkeit, als daß man ihn mit einem der spröden Kinder Albions hätte verwechseln dürfen. Eher glich er einem Franzosen, würde nicht seine apostolische Gabe, in Zungen zu reden, die jedem Franzmann, trotz der Geläufigkeit der eignen Zunge, ewig versagt bleibt, offenbares Zeugniß dagegen gegeben haben. Nicht minder sprach auch eine gewisse bequeme Läßigkeit seiner Bewegungen, die ihm aber wohl stand, gegen alle Stammgenossenschaft der beweglichen, leichten Gallier.

Man sah seine schlanke Gestalt im grünen Frack und runden Hut, mit strohgelbem, recht italienisch schlaff umgeworfenen Halstuch, bald hie, bald dort auf dem Schiffe. Er schien zu suchen; man eräth leicht, wen? Doch weder die Dame noch ihr hübscher und trotziger Cecchino liessen sich erblicken. Es verstrichen sogar mehrere Tage; sie erschienen nicht. Es hieß, sie seien seekrank.

2.

Die Rose von Messina.

An der Tafel des Schiffskapitäns speisete nur der junge Engländer, welchen sein Schiffswirth Sir George Down nannte; und der schon öfters erwähnte Grünrock, welchen Herr Bosich bald Signor Fortunnto, bald Signor Linthi hieß. Sir Down war ein Mann etwa im Alter des Letztern, schmächtigen Wuchses, bläßlichen, feinen Gesichts. Brillantringe an den Fingern und ein Kleiderschnitt im neusten Londner Geschmack deuteten an, daß er kein ganz gemeiner Sir war. Bei Tische zeigte er sich übrigens stumm, oder vornehm-einsilbig. Zwar beantwortete er jede Anrede mit verbindlichem Ton; aber zugleich lag in der Miene immer eine Art feierlicher Verwahrung gegen jeden Versuch vertraulichern Annäherns.

So bestritten gewöhnlich Kapitän Bosich und Signor Fortunato allein die Unkosten des Tischgesprächs; jener mit überlauter Stimme, und reichem Hände- und Mienenspiel; dieser mit einer behaglichen Allmäligkeit, welche fast auf Mangel an Federkraft des Gemüths zu schliessen berechtigte.

Das Wort kam natürlich unter beiden auch auf die einzige Schöne am Bord der Austria. Sie hatte seit einigen Tagen schon die allgemeine

Neugier um so mehr erregt, je geheimnißvoller sie lebte, und je weniger man von ihren zweien Bedienten, oder Verwandten, oder Wächtern über sie erfuhr, ein Paar langen, dürren Gestalten, mit unerfreulichen Gesichtern. Einigemal hatte man auch unter dem Gesurre von Zithertönen aus ihrem Kajütenzimmer den süßesten Gesang einer weiblichen Kehle vernommen, und mit Recht beklagte jeder die Zurückgezogenheit der allzu bescheidenen Sängerin.

„Wer ist diese Dame eigentlich?“ fragte Sir Down, an den das Fragen sonst selten kam.

Der Schiffshauptmann zog mit bedauerndem Kopfschütteln die Achseln bis zu den Ohrläppchen und sagte: Laut ihren Pässen und meinem Register, eine Donna Rosa di Centi, die mit ihrer Dienerschaft nach Messina geht.

„Und der Knabe bei ihr?“ fiel Signor Linthi ein: „Auf keinen Fall gehört, denk' ich, der zur Dienerschaft.“

„Warum nicht?“ versetzte der Kapitän: „Ihr Jokei, ihr Page, ihr Gallopin. Allein, ihr Herren, das ficht einen braven Seehauptmann wenig an. Er bringt seine Fracht wohin sie bestimmt ist, und bekümmert sich nicht um Inhalt und Werth der Ballen.“

„Sie sind ein gewissenhafter Mann, Kapitän,“ gegenredete Signor Linthi, „daß der schönste

Theil Ihrer Ladung Sie nicht neugieriger als das schlechteste Pack Flanell macht!“

Alle Mühe war eitel, von der schönen Sizilianerin mehr zu erfahren, bis sie endlich selber für gut fand, sich auf dem Verdeck zu zeigen. Aber täglich erschien sie nur einmal; nur auf kurze Zeit; nur um Sonnenuntergang und auch dann noch verschleiert, von ihrem Pagen begleitet, und unter Veranstaltungen des Kapitäns, daß sie auf dem Verdeck allein bleiben, wenigstens einen freien Spielraum von zehn ihrer Schritte für ihre Lustwandelei behalten konnte.

Sir Down verletzte, doch mit dem besten Anstand von der Welt, die Grenzen des Spielraums schon am ersten Tage, und fand, woran er vermuthlich nicht gezweifelt hatte, vor den Augen der bescheidenen Schönen, wegen der Sünde der Neugier, Gnade. Die übrige Reisegesellschaft hielt sich in ehrfurchtsvoller Ferne zurückgezogen; mit ihr auch Signor Linthi, der, dem Aeussern nach, vielleicht nebst dem Briten am ersten Anspruch auf Zutritt hätte machen können. Nach dem ersten und zweiten Abend verlor sich aber der Reiz des täglichen Schauspiels, und man achtete wenig mehr auf die vornehme Unbekannte, die regelmäßig eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang vom Verdeck verschwand. Auch Signor Fortynato, der doch, seit jenem Vorfall

in der ersten Nacht, allerdings einen nicht ganz verwerflichen Entschuldigungsgrund für eine Neugiersünde gehabt hätte, fühlte wenig Gelüst, weder sie unmittelbar zu begehn, noch mittelbar durch Fragen an den schweigseligen Engländer, der übrigens in Gesellschaft der Messinerin keine stumme Rolle spielte.

Inzwischen zog ihn nach einigen Tagen ein anderer Umstand an, und dem erwähnten Schauplatz näher. Es war ihm nicht entgangen, daß er von den Augen des jungen Cecchino überall hin verfolgt wurde; und daß dieser Knabe, den er im täuschenden Mondlicht so wunderschön gefunden, nach europäischen Begriffen nichts minder, als schön sei. Seine dunkle, bräunliche Gesichtsfarbe, unangenehmer und tiefer, als sie von der Sonne am Mittelmeer gegeben zu werden pflegt, verkündete seine creolische Abkunft jenseits des Ozeans. Das Gesichtchen des kecken Buben blieb übrigens zart und regelmäßig geschnitten; und der geschmeidige, schlanke Leibesbau, der alle Creolen auszeichnet, kam auch ihm zu Statten. Ein grünes Wämmschen, ein breiter feuerfarbener Gurt um den Leib, ein lockeres, schwarzes Seidentuch um den Hals, ein strohgelbes um die Haare, darüber ein leichter Hut, etwas schief stehend, stellten den niedlichsten Damen-Jokei dar.

Signor Fortunato erlaubte sich zu vermuthen,

daß zwischen diesem Knaben und seiner verschleierten Gebieterin ein ganz eignes Verhältniß walten müsse, in welchem sich jener nicht sehr glücklich fühle; denn wegen einer Kleinigkeit droht man nicht mit dem Sprung über Bord. Daß ihm Cecchino's Blicke beständig nachschlichen, schien eine Art schüchterner Einladung, näher zu kommen. Vielleicht wollte ihm der Kleine etwas vertrauen. So oft er sich aber dem Verdeck wirklich nahte, wandte der Bursch die Augen, mit unbefangener Gleichgültigkeit, hinweg, oder drehte ihm gar den Rücken zu.

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob es zufällige, oder absichtliche Selbstvergessenheit war, daß Signor Fortunato eines Abends in der Ecke des Verdecks auf einem Kranz von Schiffsseilen sitzen blieb, als die Verschleierte erschien, und bald darauf Sir Down in ihrer Gesellschaft. Er sah nicht einmal nach ihnen um, sondern unverwandt in das Buch, welches er eben las; und würde noch lange hinein gesehen haben, hätte nicht die muthwillige Hand des Pagen einen kleinen Regen von Sägespänen über die ariostischen Stanzen fallen lassen.

Verwundert blickte Fortunato auf, aber dann sagte er lächelnd: „Machen Sie allen Büchern Ihren Krieg, junger Herr?“

Statt der Antwort legte der Page einen

Finger auf die eignen Lippen, indem er bedeutsam nach der Gegend hinschielte, wo Signora Centi sich mit dem jungen Briten unterhielt. Dann drehte er ihm den Rücken zu, und lehnte sich mit beiden Armen auf das Bordgeländer, den Blick auf den Tanz der Wellen gerichtet. Fortunato verstand die Einladung, und war sogleich neben ihm.

„Verzeihen Sie mir die Unart!" flüsterte der Knabe, ohne zu ihm aufzuschauen. „Man wird aus Langeweile hier auf dem Schiff närrisch. Ist's noch weit bis Sicilien?"

— Der Kapitän spricht noch von mehr denn acht Tagen, wenn der Wind nicht dienstfertiger wird.

„Ach, selig sind die Todten!" seufzte der Knabe.

— Warum die Todten, und nicht eben so gut wir?

„Die athmen ja nicht in ihrem Sarg; aber wir, sind wir nicht in unserm Sarg Lebendigbegrabene?"

— Ist's nicht Ihre Schuld, liebes Herz, daß Sie die übrige Schiffsgesellschaft meiden? Warum gehn Sie und Ihre Signora für uns Andere leider erst auf, wie der Abendstern, wenn die Sonne untergeht?

Ceccho seufzte leise in sich bei der Frage,

blickte schüchtern hinter sich nach seiner Gebieterin und sagte, indem seine schwarzen Augen mit durchdringendem Blick, aber schnell, über Fortunato hinstreiften: „Sie sind kein Toskaner, trotz Ihrer Mundart.“

— Auch geb' ich mich nicht dafür; ich bin aus der Schweiz.

„Dacht' ichs doch!“ rief der Kleine mit Lebhaftigkeit, und sah wieder, aber flüchtig, ins Gesicht des Nachbars: „O herrliches Land, wo die kalte Sonne nie Schnee und Eis schmelzen kann, aber wo die Herzen warm schlagen! Ich kannte in Sicilien von Ihren Landsleuten. Ich hatte sie gern. Haben Sie Freunde in Messina?“

— Einen Offizier vom Regiment Wattenwyl. Hoffentlich hab' ich dort das Vergnügen, auch Sie wiederzusehn?

Cecco antwortete nicht, sondern runzelte einen Augenblick die Stirn, und senkte den Kopf so tief er konnte; fuhr aber rasch wieder auf, und fragte: „Sie sind also Militär?“

— Ein geborner, wie jeder Schweizer.

„Und gehn zum Regiment Wattenwyl?“

— Zum Schweizerregiment Frohberg, das in Malta errichtet werden soll.

So spann sich das Gespräch zwischen beiden über die gleichgültigsten Dinge fort; aber das seelenvolle Gebehrdenspiel des jungen Creolen,

seine eigne Betonung manches Wortes, und zumal mancher Gedanke desselben, der weit über die Zartheit seines Alters erhaben zu seyn schien, machte das Gleichgültigste anziehend. Daneben fand Signor Fortunato in dem Gesicht des Pagen, in der Nähe betrachtet, etwas unnennbar Anmuthiges, das selbst von der ausländischen Farbe nicht litt, die nur, wie ein bräunlicher Schatten, darüber geworfen war. Nicht minder mußt' er die Gewandtheit des schlauen Burschen bewundern, mit der er allen Fragen entschlüpfte, die sich dem geheimnißvollen Betragen der sicilianischen Donna zu nahn drohten. Und, als Fortunato endlich geradezu an jenen Auftritt in der Mondscheinnacht erinnern wollte, sprang der behende Jokei jählings davon, weil ihn ein lauter Schrei der Gebieterin mahnte.

Diese war nämlich mit Sir Down in einen Streit um den neidischen Schleier gerathen, den er zu lüpfen suchte. Cecho reihte sich zu seiner Herrin, um die kühne Hand des Briten zu bezwingen. Fortunato blieb ruhiger Zuschauer. Als aber die Schöne von Messina ziemlich laut und zornig rief: „Signor Inglese, keine Beleidigung!" — trat der Schweizer hinzu, und sagte halblaut dem jungen Engländer in dessen Landessprache: „Ehrfurcht dem schönen Geschlecht, Sir!" — aber zu spät. Das Geheimniß war schon ent-

schleiert; und der Sohn Altenglands, statt sich des Siegs zu freuen, stand ziemlich verblüfft beim Anschauen der Donna Rosa.

Denn diese Rose von Messina, statt im Morgenroth ihrer übrigen Schwestern zu glühn, prangte unerwartet in gelber Schönheit, und in einem Alter, welches gewissenhafte junge Männer in Verlegenheit setzt, ob sie ein Frauenzimmer noch liebenswürdig oder schon verehrungswürdig nennen sollen. Signora Centi konnte allerdings Cecchino's Mutter seyn. Bei dem Allen hätte sie noch durch das Gefällige ihrer Gesichtsbildung, und den edeln Gliederbau, zärtlichere Empfindungen, als jene Verblüfftheit, erregen können, wäre sie nicht vom Verdruß zu sehr entstellt worden. Und zornige Schönheiten sind, man weiß es, jedesmal nur verschönte Häßlichkeiten.

Sir Down, des Siegs reuig, wie zwanzig Jahre später seine Regierung des ihrigen bei Navarino, machte eine tiefe Verbeugung, die einer Bitte um Verzeihung glich. Die Beleidigte aber, mit dem Flammenblick des Zorns, wandte ihm den Rücken und verließ das Verdeck. Der Page folgte schweigend.

3.

Nationalstolz.

„Verdammt, mich führt keine sicilianische Rose mehr in Versuchung!“ sagte Sir Down in verengländertem Italiänisch mit verdrossenem Lächeln, etwas beschämt, als er an dem Alpensohn vorbeiging, ohne ihn anzusehn.

„Bestrafte Neugier, Sir. Wissen Sie nicht, daß die Verhüllung immer das Reizendste des *Verhüllten* ist?“ erwiederte der Andere still lachend, auf Englisch.

Der Brite kehrte mit halbem Leibe wieder nach ihm um, und fragte mit kalter Artigkeit, die fast Empfindlichkeit schien: „Sie sind doch kein Engländer? Dem Flachshaar nach ein Russe.“

— Ein Schweizer, Sir.

„Hm, aus den italiänischen Vogteien.“

— Sie irren; aus der Kernschweiz, vom Fuße des Gotthard.

„Ihr Name aber lautet italiänisch, denk' ich.“

— Ich heiße Fortunat Linthi, gutdeutsch.

„In *dem* Stück find' ich Schweizer und Deutsche wahrhaftig bewundernswerth!“ sagte der *Brite* mit vornehm spöttelndem Lächeln: „Es sind die Chamäleone unter den Völkern; in wessen Land sie kommen, dessen Sprache, Sitte, Tracht, Glauben und Grundsätze haben sie; ganz Gegenstück der Juden.“

— Sie mögen nicht unrecht haben. Juden und Engländer, mit und ohne Bart, erkennt man überall im Augenblick.

Sir Down, dem die Vergleichung mit dem Volk Gottes unbehaglich seyn mochte, warf den Kopf etwas stolz zurück, und betrachtete so, mit halbgesenkten Augenliedern und aufwärts zuckender Unterlippe, seinen Mann, der aber kaum zu ahnen schien, daß er mehr, als eine Naivetät ausgesprochen. Plötzlich verlor sich der Ernst des Briten in ein schalkhaftes Lächeln. „Ists denn wahr,“ sagte er, „daß die Schweizer ihre ehemalige Heimwehkrankheit vollkommen verloren haben? Man sagt, durch Napoleons Kunst sei das Wunder vollbracht.“

— Vielleicht in den aristokratischen Städten. Bei uns Andern in den Bergländern und freigewordenen Unterthanenschaften könnte Heimathsliebe und Heimweh gewachsen seyn.

„Wahrhaftig? Nehmen Sie sich in Acht, Sir Fortunatus Linthi, ich kann den Kühreihen singen!“

— Singen Sie nur.

„Ich bin gar nicht grausam. Aber es ist etwas Närrisches um Euch Schweizer mit dieser Krankheit.“

— Jedes Volk hat seine Eigenheit, Sir. Mancher von uns, wenn er ausser der Heimath

ist, stirbt vor Sehnsucht nach ihr; und mancher Engländer, wenn er in der Heimath ist, stirbt vor Ueberdruß derselben am Spleen, sobald er nicht auswandern kann.

„Waren Sie in England?“

— Zwei Jahre in London, Liverpool, Manchester. Ich sah viel Geld, aber nicht alles golden dort.

„Aber doch die größten Handelsstädte der Welt, die größten Flotten, die größten Fabriken, und Anderes, wovon Sie sich in Ihren Felsenthälern wohl nichts träumen liessen.“

— Allerdings, zum Beispiel, die größte Armentaxe, die größte Nationalschuld — —

„God dam! Sir Fortunatus Linthi, doch keine französische Soldaten, als nur Gefangene. Darin stehts etwas anders bei uns, als in Ihrer napoleonischen Schweiz, die nicht mehr die alte, freie ist. Sprechen Sie nur ganz offen. Hier haben Sie keinen Kaporal aus Frankreich zu fürchten. Wir sind auf einer Domäne Albions, auf dem Meere, und Sie sind frei, wie auf englischem Grund und Boden, dem letzten Asyl europäischer Freiheit.“

Herr Linthi schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Wir wollen beide nicht prahlen.“

„Warum schütteln Sie den Kopf?“

— Ich dachte an Ihre Radikalen, an Ihre

irländischen Katholiken, an den Strick, mit welchem man die Weiber — — — Brechen wir ab. Wär' ich kein Schweizer, möcht' ich Bürger des freien Nordamerika's seyn.

„Warum nicht lieber ein Bürger von Botany Bay?" erwiederte Sir Down mit feinem, boshaftem Lächeln.

— Hm, das behalten die Engländer ausschließlich nur sich und ihren Kindern vor.

„Ihr Witz, Sir," rief der Brite mit dem Ton des Beleidigten, „fängt an frostig zu werden."

— Nun, so taugt er Ihnen zum Abkühlen. Enden wir also; denn unser Wortgewechsel streift etwas ans Alberne, dünkt mich.

„Sir, wenn Sie von Albernheit reden wollen, bitt' ich, die Höflichkeit zu haben, sie auf eigne Rechnung zu setzen, wohin sie gehört." Der Engländer, dem ein unverhohlener Aerger das blasse Gesicht röthete, sagte diese Worte rasch und drohend, indem er dem Schweizer nah auf den Leib trat. Dieser aber entgegnete gutmüthig und besänftigend: „Ich glaube, Sie suchen Händel an mir. Gehn Sie, liebes Freundchen; ich liebe dergleichen nicht." Er drückte ihn mit vorgestrecktem Finger sanft von sich zurück. Sir Down stieß die Hand des Schweizers entrüstet ab und sagte: „Ich verbitte mir eine Vertraulichkeit, die Unverschämtheit heißen könnte."

— Es war nicht so böse gemeint! — sagte der treuherzige Sohn des Alpenlandes. Scheiden wir in Frieden. Sie könnten mich sonst zu einem Narrenstreich verlocken; denn ich fürchte Sie gar nicht. Also, nichts für ungut. — Damit ging er langsam von hinnen.

„God dam! Sie werden mir anderswo Rede stehn!“ rief ihm der Engländer nach.

— Wenn ich Lust habe; heut machten Sie mir herzlich schlechte dazu! — rief jener zurück und begab sich aufs Vorderdeck der Austria.

4.

Nachwehen.

In der muntern, wenn auch nicht auserlesenen Gesellschaft, die er dort fand, hätte Fortunatus des unangenehmen Wortwechsels ganz und gar vergessen, wär' er nicht einige Stunden später wieder durch den Schiffskapitän daran erinnert worden, der ihn persönlich zum Nachtessen in die Kajüte einlud.

„Diesen Abend speisen wir allein, ohne unsern God dam!“ sagte Lorenzo Bosich.

„Wie so?“

„Bst!“ flüsterte der Kapitän, plötzlich stillstehend, indem er die flache Hand auf den Mund legte, die Augenbraunen in die Höhe zog, und

ohne den Kopf zu bewegen, seitwärts mit den Augen deutete, wo Sir Down an einen Mast gelehnt, einsam stand. Eben so plötzlich zog er den Schweizer mit sich fort zur Kajüte. Hier stellte er sich nun vor seinem Gast hin, blies mit vollen Backen, und schüttelte, die Augen rollend, die Hände mit ausgespreizten Fingern hoch in der Luft. „Puh! Signor Fortunato, ich richte die Komplimente nicht an Sie aus, die mir Signor God dam für Sie gab. Ich wette, der möchte Sie kielholen. Was hatten Sie mit einander?“

„Nichts, das ich wüßte!“ erwiederte Signor Linthi. „Vielleicht hätt' er mich gern, als Zeugen, bei einer Beschämung entbehrt, die er sich von der Signora Centi mit zutäppischer Strudelköpfigkeit einkaufte.“

„Dem Signor Inglese ist ein Leck gesprungen!“ rief der ehrliche Lorenzo Bosich, und zeigte mit dem Finger auf die Stirn: „Das Frauenzimmer ließ sich bei mir über sein Betragen beschweren. In Triest trug man den jungen Herrn auf den Händen. Er war die Liebenswürdigkeit in eigner Person. Seit er aber unter Segel gegangen, treibt der Teufel mit ihm vor Top und Takel und zieht er jeden Tag andere Flagge auf. Nun, ich weiß wohl, in Schiffen und Klöstern ist selten Friede, und der Mensch wird wie das Element, worin er lebt. Aber der Signor God dam

soll mir auf der Austria kein grober Schwabber werden! — Doch, setzen wir uns geschwind zu Tisch; die Suppe wird kalt und der Wein warm.“

Als Fortunatus den Vorfall mit dem Schleier beim Essen gar umständlich erzählt hatte, machte Lorenzo Bosich die Bemerkung: „Basta! ich gebe für das kein faules Spartenseil. Aber, jeder auf seine Seite. Weichen Sie ihm aus; er könnte Ihnen noch in Messina Händel machen, wo seine Landsleute jetzt den Meister spielen, und General Fox allmächtig ist. Will doch heut zu Tage jeder Londner Schiffsjunge wie ein Admiral thun.“

Die Worte, und besonders der Name des Generals Fox, fielen dem jungen Schweizer etwas schwer aufs Herz. Er ward nachdenkend und still, indem er erwog, daß ein Mann, der mit dem Degen in englischem Kriegsdienst sein Glück suchen wollte, nicht mit einem Sonderling anbinden müsse, der ihm leicht die Hausthüre des Generals verriegeln könnte. Fortunatus Linthi war einer von den jungen Leuten, die, bei allen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, in ihren allzubevölkerten Alpenthälern kein Plätzchen mehr für sich finden, und daher wohlgemuth Brod und Weltkenntniß in der Fremde zu erwerben gehen. Lorenzo Bosich wußte dies sehr wohl, denn der offene Schweizer hatte ihm nicht verhehlt, wie er England, Frankreich und Italien als löblicher

Musterreiter manches Jahr durchkreuzt, zuletzt seine ersparten Pfennige fast insgesammt durch ehrlichen Bankbruch eines Triestiner Hauses eingebüßt, und nun den Vorsatz hatte, Musterkarte und Elle gegen Habersack und Degen auszutauschen.

Indessen ließ sich der Kandidat der Schlachten- und Wachten-Kunst das Schreckbild des Generals Fox nicht lange anfechten. Man plauderte lustig bis in die Nacht. Da Fortunat aber in sein Schlafkämmerchen trat, erneuerte sich doch die vorige Bedenklichkeit. Auf einem Klapptischchen an der Wand lag eine beschriebene Karte, mit den Worten: „Hüten Sie sich vor dem Engländer, er führt Böses im Schilde!“

Der Gewarnte betrachtete das Blättchen lange von jeder Seite. Endlich, in seine Hangmatte ausgestreckt, war ihm nur noch der Warner, und durch welche Hexerei dieser die Karte in das wohlverschlossene Gemach eingeschwärzt haben konnte, zuletzt sogar dies nicht mehr, der Neugier werth.

Und alles war im leichten Sinne des jungen Mannes untergegangen und vergessen, nicht nur während er schlief, sondern auch als er folgendes Morgens erwacht war, aufs Verdeck stieg und eine prächtige Seelandschaft vor seinen geblendeten Augen schwebte. Frischer Wind strömte durch den Wellenglanz des Meeres. Links und rechts, in fast gleichen Fernen, schwammen Kü-

stengegenden, wie farbige Luftgebilde. Die Austria drang nämlich eben mit geschwellten Segeln in die Meerenge von Korfu ein; links die niedere, flache Landzunge von Denta; rechts die kahlen, aschfarbenen Uferfelsen von Corcyra, nur sparsam, in Schluchten und Rissen, mit grünendem Gestrüpp wie übermooset. Was die Sonne einiger Jahrtausende von diesen Massen nicht ausgebrannt und zerbröckelt hatte, war durch Regenstürme zerstört. Einzelne Klippen, getrennt von ihren senkrechten Kalksteinflözen, traten, wie schwarze Basaltsäulen, weit ins Meer, um den siegenden Elementen stolz ihren letzten Trotz zu bieten.

Wie allmälig das Meer wieder zur breiten Fläche auseinanderging, wickelte sich, links am albanesischen Ufer, die Bergkette des Mezzovo von einander, unter deren Gipfeln nun der heilige Pindus unbekannt steht, welcher einst dem Gott des Gesanges und allen Musen ein Lieblingsplätzchen hienieden hieß. Von daher leuchteten auch die weißen Mauern des Städchens Butrinto, in der weiten Entfernung kaum erkennbar, wie weißer Schaum des Gestades, welcher von Zeit zu Zeit aus den tanzenden Wellen auftaucht.

Die Austria flog aber in gerader Richtung gegen die Stadt Corfu, welche mit ihren Festungswerken, wie auf einer Halbinsel, ins Meer hinaus

lagert. An einem kleinen Eiland vorbei, das den geräumigen Hafen verbirgt, schwamm das Schiff bis zum steilen Felsen, der auf seinem Haupte das alte Schloß, wie seine Krone, zur Schau trägt. Eine Pfahlbrücke bindet das Schloß an die Stadt.

5.

Ischarioths Haus.

Weil der Kapitän hier einige Ballen Leder auszuschiffen hatte, und erst gegen Abend wieder Anker lichten wollte, liessen sich die meisten der Austriafahrer ans Land bringen, um ihren Füßen einmal den Genuß des festen Bodens zu geben. Auch Fortunatus Linthi setzte über.

Er hatte sich schon geraume Zeit dort an dem Gewühl zerlumpter Corfunesen, russischer Uniformen und griechischer Morgenlandstrachten auf dem Hafenplatz ergötzt, ohne zu bemerken, daß ihn ein kleiner, halbnackter Bettelbube mit hungrigen Blicken ansah, und zuweilen die Hand gegen ihn streckte. Er warf ihm einen Paolo hin; der Knabe warf ihm dagegen einen kleinen Zettel vor die Füße, und lief laut lachend davon. Der Schweizer hob das Blättchen von der Erde. Darauf standen die Worte: „Der Engländer sucht Sie! Meiden Sie ihn!“

Nicht die wiederholte Warnung, sondern wie am Abend vorher die romanhafte Heimlichkeit des Warners befremdete ihn, von der sich kein Grund erkennen ließ. Auch schien diesmal eine andere Hand geschrieben zu haben. Ohne Zweifel kamen ihm die Winke aus seiner Schiffsgesellschaft, und nach aller Ueberlegung fand er sich sehr geschmeichelt, wenn er der Signora von Messina so viel Theilnahme für sich zuschrieb.

Indessen ging er, die Stadt zu besehen, durch ihre unreinlichen Gassen, längs unansehnlichen Häusern, auf den hölzernen Fußbahnen hin. Endlich dessen und des Geschrei's der Eseltreiber müde, welche auf dem Rücken ihrer Lastthiere Wasser führten und ein Glas voll um zwei Paoli feil boten, trat er in ein Gasthaus. Es mochte Mittag seyn. Mehrere Tische waren schon von Corfioten und Fremden und russischen Offizieren hiesiger Besatzung in Beschlag genommen, die sich, bei vollen Schüsseln und Gläsern, in allen Mundarten Italiens, Macedoniens und Scythiens lärmend unterhielten.

Der Schweizer hatte kaum an einer freien Stelle seinen Platz gewählt und seine Mahlzeit angeordnet, siehe, da trat auch Sir Down herein. Er musterte Anfangs stillstehend die Anwesenden, heftete dann seinen Blick auf Fortunatus, und setzte sich mit der verbindlichen Erklä-

rung zu ihm, daß er dem gütigen Zufall danke, der ihn zu seinem bisherigen Tischgenossen wieder zu Tisch führe. Es gab Anfangs ein paar unwillkührliche Pausen im Gespräch dieser Reisegefährten, die aber jedesmal durch das Geschäft des Essens sehr gerechtfertigt ausgefüllt wurden. Je tiefer aber nach und nach in den Flaschen die Ebbe des Weins ward, je höher stieg die Fluth ihrer gegenseitigen Mittheilungen und witzigen Einfälle. Der Brite, sonst am Kapitänstische der Austria mit einem Glase gewässerten Weins zufrieden, trank jetzt den rosenfarbenen Chiarello piccante in ungeschwächter Kraft, daß seine Laune zuletzt selbst die rosenfarbenste wurde. Linthi hatte ihn nie so liebenswürdig gesehen. Sir Down war das volle Gegentheil des gestrigen Abends.

Um so weniger lehnte Fortunatus die Einladung ab, in Gesellschaft mit einander die Gegend des alterthümlichen Corcyra zu beschauen, dessen Bewohner einst mit mehr denn hundert Trieren das jonische Gewässer beherrschten und den Stolz Korinths demüthigten; gegenwärtig aber den scheuen Blick ihrer Ehrfurcht auf den Stock moskovitischer Kaporale senkten. Im Vorübergehen betrachteten sie den Reichthum der Kirche St. Maria, wo die andachtlos umherknienden Beter, in zerrissenen Kleidern, einer Versamm-

lung aller jonischen Bettler glichen. Der Glanz des Tempels, im Abstich mit diesen Bildern der Noth und Blöße, versinnlichte wenigstens, wie der geistliche Arm von jeher besser die Sache der Kirche, als der weltliche die Sache des Volks zu pflegen verstanden habe.

Beide Lustwanderer freuten sich wieder, jenseits der Wälle und Zugbrücken, ins Freie zu gelangen, wo einzelne Getreide- und Flachsfelder, Rebenhügel und höhere Kalksteinberge, mit dazwischen gestreuten, halbsichtbaren Dörfern, Höfen und Kapellen, kein unfreundliches Bild machten.

In die Nähe eines Olivenwäldchens und eines dabei zur Hälfte in Schutt zerfallenen Hauses gelangt, sprach sie ein alter Bettler um eine Gabe an. Sir Down warf ihm ein paar Geldstücke in den zerrissenen Strohhut und fragte: „Wie heißt die Gegend hier?"

„Das ist," antwortete der Alte demüthig, indem er auf die Mauertrümmer zeigte, „das Haus, wo vor Zeiten Judas Ischarioth wohnte, der den Heiland um dreißig Silberlinge verrieth."

„Was?" schrie der Brite, mit Gebehrde des Erstaunens: „Der saubere Bursch also war Euer Landsmann? und wohnte er da, vor oder nachdem er sich erhenkt hatte?"

„Das weiß Niemand," erwiederte der gläu-

bige Bettler, „aber das ist sein Haus, und immer kommt der Stein wieder auf seine Stelle zurück, den man davon trägt.“

Lachend gingen die jungen Leute ins Wäldchen.

„Es ist eigentlich da nichts zu lachen,“ sagte Fortunatus, „wo man über die Verthierung des menschlichen Geschlechts Blut weinen sollte. Dahin haben es stolze Höflinge, Aristokraten und Pfaffen mit ihrer gefräßigen Selbstsucht bei den Völkern gebracht.“

— Und wohin haben es die Aufklärereien der Voltaire's und Rousseau's gebracht? — fragte Sir Down entgegen: zum Umsturz aller Ordnungen, zu den Rebellionen Amerika's, Frankreichs und der halben Welt haben sie es gebracht. Wer das gemeine Volk nicht als eine Schafheerde sehen will, verwandelt es in eine Heerde von Wölfen.

„Nicht Schafe, nicht Wölfe; Völker sind Menschen. Revolutionen sind Kämpfe der Natur selbst gegen die Unnatur; und wer die Vernunft zur Unvernunft, und die Unnatur zum Gesetz macht, der ist der Revolutionär. Der wachsende Baum sprengt endlich seine Rinde.“

— Larifari! Ich kenne die Phrasen; will aber in dieser besten Welt mir lieber unter rohen Caraiben Hütten bauen, als unter französisch-geleckten Vielwissern, Halbwissern, Aufgeklärten und Abgeklärten.

„Das ist Ihr Ernst nicht, Sir. Singen Sie Ihr Rule Britannia, und schauen Sie auf die Majestät Ihres bildungsreichen Vaterlandes; dann auf dies Corfu, auf jenes Italien voller Klöster, Banditen und Bettler, auf das asiatisch-gewordene Land der Hellenen; auf Spanien, auf Portugal. Ueberall liegt in ungebauten Feldern, hungernden Dörfern und verfallenden Städten der Fluch der Regierungsbarbarei und Priesterschlauheit zur Schau."

Sir Down blieb zwischen den Oelbäumen stehen und rief ärgerlich: „Wir verstehen uns heut so wenig, als gestern. Erklären wir uns auf andere Weise. Sie sind mir schon für eine Grobheit Genugthuung schuldig; ich will die zweite nicht erwarten."

Fortunatus sah den Engländer mit Erstaunen an, brach dann in ein lautes Lachen aus, und sagte: „Wie denn, Sir Down? Wollen wir unter diesen friedlichen Oelzweigen mit einander boxen? Ich habe die edle Kunst aber nicht gelernt."

— Wählen Sie, mein Herr! — versetzte der Engländer, indem er ein paar kleine Pistolen aus dem Unterfutter seines Fracks zog: beide sind geladen. Sie haben den ersten Schuß, oder wir drücken beide zugleich ab.

„Ich schiesse mich nicht mit Ihnen."

— So sind Sie, wofür ich Sie längst hielt, ein feiger Bursch, dem ich die Pistolen nur um die Ohren schlagen kann.

„Sir Down, ich fänd' es für Sie eben nicht gerathen!" sagte der Schweizer gelassen: „Also darum lockten Sie mich hieher? Ihre Freundlichkeit bis zum Hause des Judas Ischarioth war Falschheit? Ich hielt Sie für besser, als Sie sind. Geben Sie mir eine Ihrer Schlüsselbüchsen; denn ich habe Ursache, bei Ihnen nicht feige zu scheinen."

Der Engländer gab eine seiner zierlichen Pistolen hin, sprang ohngefähr zwölf Schritt zurück, so weit freier Raum zwischen den Oelbäumen war, und rief dann: „Sie haben den ersten Schuß!"

— Ich verlang' ihn nicht.

„So schiessen wir zugleich."

— Wenn Sie eine Narrheit fordern, Sir, so erlauben Sie, daß ich Sie allein Narr seyn lasse.

„Gott dam, ich jage Ihnen die Kugel durch den Leib."

— Ich warte darauf.

„Feiger Patron, wenn Sie nicht augenblicks..."

— Gut, Sir. Erhitzen Sie sich nicht! Schlagen Sie an. Ich zähle drei Mal. Beim dritten Ruf der Schuß!

Mit diesen Worten hob Fortunatus das Pistol, zählte mit lauter Stimme drei Mal, und zog beim dritten Ruf schnell den Arm zurück. Der Schuß des Engländers fiel.

„Was soll das?" schrie dieser bestürzt und zornig: „Sie haben nicht abgedrückt. Spielen Sie hier keinen Grandison. Schlagen Sie an. Ich habe Sie verfehlt."

— Ich glaube nicht, denn es läuft mir warm vom Halse herunter, scheint mirs.

Indem sich der Schweizer bei diesen Worten das Genick betastete, brachte er blutige Finger zurück. Sir Down sprang hinzu; er fand Rockkragen und Halstuch zerrissen, und im Dickfleisch des Halses, hart über der Achsel, einen Zoll langen Streifschuß. Während der Brite beschäftigt war, das Blut zu stillen, und die leichte Wunde zu bedecken, rief er einmal ums andere: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß das Blei keinen Zoll tiefer fiel."

„Sehr gütig! Ich werde das Andenken an Sie und an Judas Ischarioth nicht verlieren. Bin ich noch ein Feiger?"

— Nein, auf Ehre, Sie sind ein Ehrenmann. Aber ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Erwiedern Sie den Schuß.

„Keine neue Thorheit. Ich mag nicht Ko-

mödie spielen und Sie absichtlich verfehlen; denn was ich aufs Korn nehme, treff' ich."

Sir Down sprang auf seinen vorigen Platz zurück, und rief: "So treffen Sie! Hier steh' ich Ihnen breit genug." Er nahm bei diesen Worten die nachlässige oder bequeme Stellung eines Mannes an, der etwa den Zuschauer eines gleichgültigen Ereignisses machen wollte. Er faßte mit erhobner Hand den zolldicken Stamm eines neben ihm stehenden jungen Oelbaums, um welchen er den Arm gelegt hatte, und schlug, so auf ihn gelehnt, die Füße übereinander.

"Sie zucken nicht, Sir?" fragte der Schweizer.

"Keinen Strohhalm breit!" war die Antwort.

"Geben Sie Acht, Sir!" rief Herr Linthi und zielte. "Es gilt Ihrer Stütze!" Der Schuß geschah im gleichen Augenblick, und der Engländer stürzte seitswärts taumelnd zu Boden. Er hielt noch, zum eigenen Erstaunen, das Baumstämmchen in der Hand, welches eben erst den größern Theil seines körperlichen Gewichts unterstützt hatte. Die Kugel war tief unten durch das schwanke Holz gefahren; der Baum gebrochen, und, weil es doch nicht ohne Unheil enden sollte, die Langhose des Briten von weißem Perkale auf furchtbare Weise,

beim Fall, von dem zersplitterten Wurzelstock zerschlitzt und zerrissen.

„God dam!“ rief Sir Georg, indem er sich aufraffte und rieb: „Sie haben festere Hand, als ich. Ihre unbegehrte Großmuth ist aber Beleidigung. Ich bleibe Ihnen Genugthuung schuldig. Doch zum Teufel, wie bring' ich mich mit meinen zerrissenen Hosen am hellen Tage durch die Stadt?“ setzte er in komischer Verlegenheit hinzu, indem er an den Lappen zupfte.

Fortunatus lachte laut auf: „Kommen Sie ohne Scheu, Sir! Die Corfioten, wir haben's gesehn, lieben diese Tracht leidenschaftlich. Sie finden ausserdem einen Schneider, ich einen Wundarzt; und beide werden uns leidlich ausflicken.“

„Sir!“ murrte der Engländer ärgerlich und steckte die Pistolen ein: „lieber eine Ehrenwunde auf den Leib, als solchen Gräuel um die Beine! Man läßt sich leichter ein Jahr lang beklagen, als eine Stunde auslachen.“

Indessen war im Judaswäldchen nichts zu ändern. Sir Georg befolgte, sobald sie zur Stadt kamen, den weisen Rath seines gutherzigen Gegners, und niemand vermuthete Abends auf dem Schiffe, was zwischen beiden vorgefallen war.

6.

Briefschaften.

Die Morgenhelle des andern Tags fand die Austria wieder, fern von Corcyra, in der uferlosen Einsamkeit des Meers. Das Schiff flog durch die jonischen Gewässer mit vollen Segeln den Küsten Calabriens zu, wo damals König Joseph Napoleon, unterstützt von den Bajonetten seines kaiserlichen Bruders, die wilden Calabresen zu zähmen suchte, welche der Hof von Palermo fort und fort zu frischen Kämpfen ermunterte. Mittags stieg in der Ferne schon das Kap von St. Maria de Leuca, die äusserste Spitze der Halbinsel Otranto, aus den Fluthen auf. Abends zog eine englische Fregatte heran, die der Austria Zeichen gab, Halt zu machen; es aber eben so schnell zurücknahm, da sie Flagge und Namen des Fahrzeuges erkannt hatte. Lorenzo Bosich schien die Zeichen nicht sogleich beachtet oder verstanden zu haben. Er zauderte, und ward dem argwöhnischen Briten verdächtig. Das Zeichen zum Stillhalten wiederholte sich, im Augenblick, als die Austria weiter segeln wollte. Da donnerte die Fregatte. Eine Kanonenkugel fuhr durch das Triestiner Segel und ging, wie ein feuriger Drache, in alle Lüfte davon.

Erschrocken ließ Lorenzo Bosich die weiße

Flagge wehn und hielt. Ein britischer Offizier, begleitet von vier Andern der Fregattenbesatzung, kam an Bord, untersuchte des Kapitäns Papiere und dann einzeln die Pässe aller Reisenden mit ungewöhnlicher Strenge.

Als die Reihe an Fortunatus Linthi kam, der bescheiden unter den Allerletzten stand, betrachtete ihn der Fregattenschreiber unter dem Lesen seines Passes mit forschenden Augen, und sagte dann: „Sie sprechen, weiß ich, Englisch. Folgen Sie mir.“ — Beide traten abseits.

„Ich habe Bestellung für Sie, Sir,“ sagte der Secretair, „oder vielmehr Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

— Mit Vergnügen, wenn Sie sich nicht in meiner Person irren.

„Mit nichten. Sie sind mir genannt und genau bezeichnet. Ich bitte Sie um Ihr Ehrenwort, gleich nach Ihrer Ankunft in Messina, sich zum Kloster St. Lucia in der Vorstadt von Porto Reale zu begeben; hier der Aebtissin nachzufragen; von ihr den Aufenthalt der Marchesa Vioganni zu erforschen, und dieser Marchesa unfehlbar eigenhändig einen Brief zu übergeben; bevor dies aber geschehn ist, ein tiefes Schweigen gegen jedermann über Brief und Auftrag zu beobachten. Hier auf dem Zettel sind alle Namen, um Ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen.“

— Wer aber beehrt mich von Ihrer Fregatte mit diesem Auftrag? sagte der erstaunte Schweizer: wer konnte dort von meinem Hierseyn wissen?

„Ich darf nicht antworten. Alles kömmt von einer angesehenen Person; und für Sie selbst sind durchaus keine unangenehmen Folgen damit verbunden. — Werden Sie also die Güte haben? Geben Sie Ihr Ehrenwort?“

Fortunatus gab es, und, auf Schweizerweise, einen Handschlag dazu. Dagegen empfing er ein dickes Briefpäckchen mit großem Siegel. Schnell mußte er Alles verbergen. Der Fregattenschreiber verließ ihn mit einer Höflichkeitsbezeugung und, nach wenigen Minuten, nebst den übrigen Leuten der Fregatte, das Schiff. Herr Linthi hatte sich indessen beeilt, den anvertrauten Schatz in volle Sicherheit zu bringen. Bevor er denselben aber in die Reisekiste verschloß, welche sein sämmtliches irdisches Hab und Gut umfaßte, betrachtete er wiederholt, bald das gewaltige Insiegel, mit dem hochadlichen helm- und kronenreichen Wappen, links und rechts von einem Basilisken und Einhorn gehalten, bald die breite Aufschrift an die „erlauchteste und gnädigste Frau Marchesana Donna Olivia Margherita Catarina di Vioganni.“ Er mochte dabei jene einfältige Miene machen, deren sich in gewissen Dingen auch der Klügste

nicht erwehren kann, und die, in Worte aufgelöset, fragt: „Wie kömmst du eigentlich zu mir; oder wie komm' ich zu dir?“ In Ermangelung besserer Antwort, nahm er das ganze Abenteuer als einen freundlichen Wink seines Schicksals, es wolle ihm in Messina das Thor einer neuen Glücksbahn öffnen.

Die Seefahrt nahte ihrem Ende. Er hatte ihre gewöhnliche Langeweiligkeit gefürchtet, und sehr unerwartete Mannigfaltigkeit gefunden, wenigstens Beschäftigung für die Einbildungskraft. Selbst die Begebenheit im Judaswäldchen hatte ihre angenehme Seite. Der menschliche Geist, ewig in sich der Gleiche und Selbige, wie die Natur, will nicht das Gleiche, sondern wirken und ändern. Ruhe ist ihm mühseliger, als Selbstthätigkeit. Das Große und Erhabene des einsamen Fluges durch die Einöde des Meers hat in den ersten Tagen einer Seereise unnennbaren Reiz; zuletzt stirbt der Geist fast an der todten Einförmigkeit der Dinge, und er schmachtet mit brennender Sehnsucht nach dem lebendigen Wechsel kleiner Erscheinungen, die ihm auf dem Lande begegnen können, wie Fürsten und Hofleute im Glanz der Gallatage nach der Wollust des freien Hauslebens einer Bürgerfamilie.

Am zehnten Tag der Fahrt verkündete endlich Kapitän Lorenzo Bosich mit heiterm Ant=

litz, das erwünschte Ziel sei nahe, Messina nur kaum noch fünfzig Seemeilen fern. „Morgen,“ rief er, „morgen, meine Herrn, speisen wir miteinander zu Nacht, in der Kornkammer Neptuns, sicilianische Macaroni und Sardellen; und der süße Syrakuser wird unser Herz erfreun!“

Allgemeiner Jubel verbreitete sich über die Austria. Die Matrosen jauchzten; die Reisenden brachen in Freudenlieder aus; andere tanzten; andere holten ihren ersparten Wein hervor und verspendeten ihn freigebig.

Aber, als wollte der Himmel die vorwitzige Weissagung des guten Schiffshauptmanns auf der Stelle zur Lüge stempeln: ehe eine Viertelstunde verstrich, ermattete der bisher günstige Wind, und immer schwächer wurde sein Odem. Es war ein schöner, sonniger Nachmittag, der fünfundzwanzigste des Märzmondes. Die vorhin noch hochbusigen Segel welkten zusammen; Flaggen und Wimpel spielten nicht mehr, sondern senkten sich, wie geknickte Blumen. Volle Windstille; keine Bewegung mehr, als vom leisen Wanken des Schiffs. Auch diese endete mit dem Leben aller Wellen, die sich zur reinen Fläche eines stillen Landsees ausglätteten und sogar aufs treueste das umgekehrte Bild des Schiffes spiegelten.

Lorenzo Bosich, zwar sonst ein gewissenhafter römisch-katholischer Christ und eifriger Mitmacher

der vorgeschriebenen Gebete, fluchte alle bösen Geister aus der Hölle zusammen, ungeachtet es Vorabend des grünen, oder wie die Italiener sagen, heiligen Donnerstags war. Keiner der angerufenen Dämonen aber bemühte sich zum Windmachen herbei. Die Schiffsgesellschaft ergötzte sich inzwischen wohlgemuth bis lange nach Sonnenuntergang am ungewohnten Schauspiel eines todtstillen Oceans.

7.

Die Marina von Siderno.

Nach Mitternacht erst erhob sich ein neuer Wind; doch war es jener glühende Verderbenbringer, dem die Neapolitaner Thüren und Fenster zu verschließen pflegen. Aus der heißen Sandwüste Afrika's auffliegend, furchet er, in langen, mächtigen Stößen, das Meer bis in den Grund; versengt das junge Grün der Frühlingsfluren, und bricht sogar noch, als Föhn, von den Eisbergen Helvetiens donnernde Lawinen ab. Seine Gewalt stieg von Minute zu Minute. Lorenzo Bosich, mit seinen Matrosen, hatte vollauf Arbeit. Ihr Geschrei durcheinander, das dumpfe Tosen von Sturm und Wasser, das heftige Schlagen des Schiffs verschüchterte schnell alle Morgenträume der Schlafenden. Mehrere

der Erschreckten krochen in der Finsterniß hervor, um zu erfahren, was es gäbe? Lorenzo Bosich ertheilte ihnen den Trost, der Sturm werde sich mit Tagesanbruch mäßigen.

Allein, als wär' es darauf abgesehn, unsern Propheten jedesmal Lügen zu strafen, vermehrte sich der Ungestüm des Wetters bei Sonnenaufgang. Die Rippen der Austria krachten von den Stößen. Das Toben der Wogen, das dumpfe Rollen der Waarenballen, machte dem Beherztesten Furcht. In den Gemächern der Kajüte stürzten alle Habseligkeiten umher, und die Reisekisten wälzten sich nach allen Richtungen. Keiner da des Lebens sicher, rettete sich jeder hinauf ins Freie.

Die aufgehende Sonne glühte, wie ein Eisenballen, der aus dem Ofen des Schmiedes hervorgeht. Kupferfarbene Wolken brannten einzeln am bleichen Himmel, wie ungeheure Feuerkugeln, die in den rasenden Wogenschwall niederzustürzen drohten. Das Erbrausen des weit umher kochenden Meeres, das schneidende Pfeifen und Heulen der Winde im Tau= und Takelwerk, das Getümmel und Rufen der Schiffsleute, deren keiner den andern verstand, das Knarren der Masten, das Gerassel der Kettenpumpe betäubte die Ohren.

Mit verstörten Mienen standen die Reisenden schweigend umher, an Stricke und Sparren fest=

geklammert, um nicht bei einem Wurf des Schiffs über Bord zu fliegen, oder von einer überschlagenden Welle weggespült zu werden. Einige starrten gedankenlos in die lärmende Wogenschlacht hinab; andere schrien betend und doch kaum hörbar ihren Rosenkranz her. Selbst Signora Rosa di Centi hatte des wichtigen Schleiers vergessen. Sie saß in einer Vertiefung auf den Stufen einer kleinen Treppe, unterstützt von ihren beiden Bedienten, und selbst über den jungen Cecchino hingebeugt, der, den Kopf auf ihren Schoos gelehnt, das Gesicht verbarg. Ohnfern davon standen Sir Down und Herr Fortunatus, jeder sich an Seilen haltend und her und hin schwankend. Beide betrachteten das grauenhafte Schauspiel der aufrührerischen Elemente mit scheinbarer Ruhe, indem sie einander den Rücken zuwandten, als könne selbst der drohende Untergang ihre gegenseitige Abneigung nicht ändern.

Die Matrosen zogen betend das Bild einer Mutter Gottes am Hauptmast auf, als das letzte aller Mittel zur Rettung. Sturm und Wellen schwollen. Die Austria schnitt von Zeit zu Zeit zwischen zwei finstere hohe Wogen, wie zwischen zwei finstere Hügel, ein, daß der Himmel nur einen langen, schmalen Streifen von sich zeigte. Dann wieder hob sie sich, wie von einer Riesenfaust emporgelüpft, hoch über das weiß

schäumende Meer, welches einem von Erdbeben umhergeworfenen Schneefelde glich; und eben so jählings glitt sie wieder in ein schwarzes Wogenthal hinunter, als als müßte sie den nieerblickten Boden des Oceans sehn.

Ein Windstoß brach zersplitternd den Hintermast, der das Takelwerk des Hauptmastes zerriß und nach sich zog. Das Gewicht dieser Masse, die über Bord fiel, drückte das Fahrzeug auf eine Seite so tief, daß der Umsturz desselben erfolgen mußte. Die Matrosen, von Arbeit oder Todesangst erschöpft, beteten nur. Befehle wurden nicht mehr angehört, noch ertheilt. Selbst Lorenzo Bosich stand, vom Schrecken betäubt, wie von Gott und Welt verlassen. Erst als ihn mehrere Reisende mit Fäusten packten und zur gefahrvollen Stelle schleppten, wurden Anstalten zur Abhilfe getroffen und die Seile abgeschnitten. Der Mastbaum stürzte ins Wasser, aber zerbrach im Fallen das Steuerruder. Nun erst war die Austria dem wilden Spiel der Wogen und Winde vollkommen überliefert.

„Signor Lorenzo!“ rief Fortunatus: „das heißt mir, allzugewissenhaft Wort gehalten. Sie lassen uns ohne Barmherzigkeit mit Sack und Pack im Gasthause Neptuns zu Nacht speisen, oder verspeist werden.“

„Hol's der Teufel und helfe uns die liebe

heilige Jungfrau!" schrie der würdige Kapitän: Wir sind nicht weit von der Küste, und der Wind treibt grade dem festen Lande zu. Sieht uns Gott, mit allen Heiligen, nicht in Gnaden an, sind wir in wenigen Stunden Kinder des Todes."

In der That zeigte sich von fern ein langer dunkler Streifen zwischen Meer und Himmel. Er schwamm wolkig über dem Wasser und schwoll merklich mit jeder Viertelstunde an.

Wie das Land deutlicher wurde, taumelte der Kapitän in die Kajüte hinab. Nach geraumer Zeit kehrte er mit Buch und Karte wieder; las bald, bald warf er die Augen nach allen Richtungen umher, und sagte endlich mit bebender Stimme: "Meine Herren, wir sind verloren. Bald werden wir die Klippen sehn, wo binnen drei Jahren schon vier Schiffe scheiterten und bei zweihundert Menschen umkamen." Dies gesagt, zog er seinen braunen Ueberrock aus und schleuderte ihn über Bord ins Meer.

„Angenehme Nachrichten für uns!" sagte der Schweizer, und sah dabei den Engländer an, der sich ebenfalls, nach dem Beispiel des Kapitäns, entkleidete. Allgemeines, klägliches Geschrei stieg nun durch das eintönige Sausen des Sturms und der Wogen himmelan, oder vielmehr nur allernächst zum Bilde der Gottesmutter oben am Mastbaum. Der Himmel aber blieb taub,

wie das Bild. Signor Bosich ermahnte mit weinenden Augen die Schiffsgenossen, Gottes Erbarmen um Vergebung der Sünden und um ein seliges Ende anzuflehn. Doch niemand hörte auf seine Rede. Die Einen hielten mit bleichen Gesichtern Segelstangen, Bretter und Balken umarmt, um durch dieselben dem Tode zu entrinnen; die Andern lagen in starrem Entsetzen mit gefaltenen Händen da, das Angesicht auf dem Boden. Wieder Andere, welche ans Schwimmen dachten, entkleideten sich bis aufs Hemd. Noch andere lagen mit hochgehobenen Händen auf den Knien.

„God dam!“ schrie der Engländer: „Hier neben mir betet wahrhaftig noch ein Kerl mit guter Eßlust sein Tischgebet um gesegnete Mahlzeit. Sorge doch nicht, du Armes-Sünder-Gesicht; es wird den Gästen nicht an Hunger fehlen, die uns verschmausen sollen!“

Fortunatus wendete ihm das Gesicht entgegen und sagte: „Lassen Sie ihn gewähren, Sir Down. Seine Seele klammert sich an das unzeitige Tischgebet, wie wir uns im Wasser bald an Strohhalme klammern werden. Sagen Sie mir, wie stehts bei Ihnen? Gehen Sie ruhig aus dieser Welt?“

— Wäre ich nur endlich schon hinaus. Ich war von jeher den feierlichquälenden Vorbereitungen bei Hinrichtungen feind, und ich wüßte Ihnen Dank, wenn Sie mich, statt des Bäum-

chens im Olivenwald — nun, die Genugthuung bleib' ich Ihnen schuldig; drüben also im Paradiese mehr davon. —

„Also machen Sie mir noch in der andern Welt den Krieg? Sprechen wir im Angesicht des Todes offen. Ich hätte gern um Ihre Freundschaft geworben. Warum wiesen Sie mich immerdar ab?„

— Ihre Mutter war ohne Zweifel eine wissenslustige Frau, daß den Sohn noch im Sterben die Neugier plagt. Wohlan, wir taugten beide, wie Stahl und Stein, zusammen, drum gabs Feuer zwischen uns. Sie sind ein Ehrenmann, meinethalben mögen Sie ganz liebenswürdig seyn. Auf der Austria spielten Sie die erste Rolle, und wie klein auch dies wackelnde Theater war, es war immer Etwas! Ich aber, nichts für ungut, konnte Ihre werthe Person nicht ausstehen. —

Der Schweizer wendete sich mit unwilligem Schweigen von ihm.

„Nein,„ sagte Sir Georg bald darauf, plaudern wir doch beide noch, wie die Schächer am Kreuze! Es hilft, und zerstreut die peinliche Empfindung des Wartens beim jetzigen Weltuntergang.„

Indem Fortunatus wieder das Gesicht gegen ihn wendete, sah er den Briten mit vollen Zügen aus einer kleinen Korbflasche trinken und

beim Absetzen sie ihm mit den Worten dargeboten: „Nehmen Sie! Jamaika-Rum! Wahrhaftig die beste Arznei für eine unsterbliche Seele, mit deren Philosophie es zur Neige gehen will.“

„Also aus dieser Quelle haben Sie Heldenmuth und Witz geschöpft?“

„Possen, Sir Linthi, dem Durstigen gilt der Name der Quelle gleich, wenn er nur Wasser findet. Ade, falsche Welt, die der ersten Thräne in meinen Windeln nicht werth war! Kein klägliches Gesicht, Sir Linthi! Machen Sie eine Miene, wie im Judashaine. Oder haben Sie eine Frau oder ein Liebchen daheim? Weiber sind bald getröstet. Mich betrog meine Braut noch am Abend vor der Hochzeit. Sagen Sie mir, wozu sind wir in der Welt? Ich habs nicht begriffen vom Anfang her. Dummheit, Bosheit, Steckenreiterei da in allen Ecken, und jeder ist zuletzt der Narr im Spiele! God dam, ich beklage alle vernünftigen Leute von Herzen.“

Des Briten Gesprächigkeit währte noch lange, ohne daß der Schweizer darauf achten mochte. Seine Aufmerksamkeit war der herannahenden Küste Kalabriens zugelenkt. Man erkannte schon Ortschaften auf Bergen, Hütten, einzelne Baumgruppen, Menschen am Ufer, die Zeugen des Schiffbruchs werden zu wollen schienen, denn

Hilfe konnten sie wegen der Macht der Wellen nicht bringen. Einige Matrosen, die ein Boot ins Meer lassen wollten, verloren es im Augenblick unter dem Schaum aneinanderprallender Fluthen.

Die Austria, bald von der Seite, bald mit dem Hintertheil, bald mit dem Vordertheil voran, kam endlich dem Lande beinahe auf zwei Büchsenschüsse nahe. Man entdeckte aber nirgends Klippen, wie sie Lorenzo Bosich verkündet hatte. Die Deutlichkeit der Gegenstände am Gestade gab den Schiffsgenossen neue Hoffnung, sich retten zu können. Die Gebete verstummten. Jeder raffte sich voll frischen Muthes auf, um den Augenblick zu erwarten, wo der Wrak an die sandige Uferfläche getrieben werden würde.

„Wo sind wir jetzt, tapferer Kapitän?“ rief Sir Down dem armen Lorenzo Bosich zu, der noch immer mit bleichem Gesicht, stieren Blicken und schlaff herabhängenden Armen dastand.

„Eine Spanne weit vom Schiffbruch. Das ist die Marina Siderno vor uns!“ antwortete er mit matter Stimme.

„Gleichviel, und wärs auch die höllische Marina. Wir entkommen mit Schwimmen!“ sagte der Brite.

„Geduld!“ rief der Kapitän: „Das Ufer ist noch zu fern, die Wellen schlagen zu hoch. Nur

Vertrauen auf die gebenedeite Mutter der Gnaden und die allerheiligste Jungfrau!"

"Daraus wird nichts!" entgegnete jener, und streifte von den Füßen die Schuhe: „ich vertraue keiner Jungfrau mehr; selbst der tückische Ozean meints ehrlicher."

„Halt!" schrie Lorenzo Bosich noch einmal: „die Brandung ist zu mächtig."

In demselben Augenblick erdröhnte das ganze Schiff. Unter entsetzlichem Gekrache der Tiefe, stürzte, alles Gleichgewichts verlustig, zu Boden, was da saß, oder stand, oder kniete. Eben so hastig, unter namenlosem Entsetzen, raffte sich jeder wieder auf. Das Wasser quoll brausend auf von unten. Die Masten zogen den geborstenen Kiel seitwärts zum Abgrund.

„Frisch gewagt!" rief Sir Down, und flog mit gewaltigem Satz in die riesenhaft auftanzenden Wogen. Ihm nach sprang Lorenzo Bosich. Beide verschwanden. Die Wogen brüllten und tanzten über dem verschlungenen Raub und schienen nach neuer Beute zu lechzen. Fortunatus war am Bord zum Sprung fertig, nur den Rückzug einer ungeheuern Welle erwartend. Aber, eh' er wollte, vorwärts gestoßen von einem Verzweifelnden, der sich hinten an ihn warf und mit den Armen seinen Hals umrankte, fuhr er in die Tiefe.

8.

Das Wiederfinden.

Ein wirbelndes, kochendes Geströme trieb ihn wieder aufwärts zur Oberfläche. Eine sich hochbäumende Welle wölbte ein Dach über ihn und begrub ihn wieder unter ihrem Gewicht. Fest hing die fremde Last ihm an, seine Bewegungen hemmend. Bald trug ihn eine Wogenspitze in die Luft zurück; bald jagt ihn ein Wasserschwall in die Tiefe; bald mit der Brust, bald mit dem Rücken oben, hinter sich und vorwärts gewälzt, wollte ihm das Bewußtsein schon erlöschen.

Plötzlich fühlte er festen Sand unter sich. Er war von der Brandung ans Ufer geschleudert. Sonder deutliche Vorstellung, dem Lebenstrieb folgend, kroch er auf allen Vieren hastig davon, ohne zu gewahren, daß er dem Meere wieder entgegeneilte, dem er entrinnen wollte. Dieses streckte leckend eine Woge über den Sand hinauf, und zog ihn wieder zurück in die nasse Tiefe, mit seiner allzugetreuen Bürde. Purpurn flirrte es drunten vor seinen Augen. Eine zweite Woge legte ihn spielend aufs Land. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung kroch er aufwärts, bis, er statt Sandes, grasigen Boden fühlte. Hier sank er zitternd und athemlos zusammen. Lange dauerte es, bis er sich erholt hatte und die Augen auf-

schlagen mochte. Dann riß er die fremden Hände auseinander, die sich über seine Brust krampfhaft verschränkt hatten. Da erblickte er im sonnenhellen Grase leichenhaft neben sich den jungen Creolen der Signora Centi.

Der Knabe schien in demselben Augenblick zur Besinnung zu genesen, die aber noch traumhaft, weder Gegenwart und Vergangenheit, noch was die Augen sahen, unterschied. Hingefallen auf den Rücken, stumm und reglos, starrte er mit weiten Augen in den Himmel über sich. Die zarten kindlichen Züge des Gesichts waren todtenhaft=steif; über die fahle Stirn und Wange klebte ein nasser Streif vom schwarzen Haare, das sich unter dem gelben Hauptttuch gelöset hatte.

„Bist du's, armer Cecchino?" sagte Fortunatus von Mitleid bewegt, und nahm die kalte, nasse Hand des Kindes, indem er sich mit halbem Leibe aufgerichtet hatte. — Der Knabe, ohne sich zu regen, wandte die großen, schwarzen Augen hin, von wannen die Stimme kam; stierte lange so in verworrenem Nachsinnen; raffte sich dann aber eilfertig auf; taumelte, wie trunken, mit unsichern Schritten umher; suchte rings mit Blicken voll Entsetzens und seufzte mit zitternder Stimme leise: „Hilf Gott, wo denn bin ich?"

„An der calabrischen Küste, liebes Kind."

— Ich bin auf dem Schiffe gewesen; auf dem Schiffe —

„Allerdings, aber seitdem mir auf dem Nacken.“

— Das Schiff! Ich muß zum Schiffe! Wo ist das Schiff? rief der Knabe mit wachsendem Entsetzen, und ohne Fortunats Antworten zu hören, rannte er hinab zum hochbrausenden Meer und schrie lautrufend die Namen: „Barnaba! Barnaba Zucco! Signora Centi! Michele! o Barnaba!“

Der Schweizer eilte ihm nach, ergriff ihn und führte mit halber Gewalt den armen Wahnsinnigen zurück: „Lieber Cecchino, die Austria ist gescheitert; Alles untergegangen, was darauf war, wenn der Himmel sich nicht Anderer, wie unserer, erbarmt hat.“

Der Kleine stand, von diesen Worten betäubt, lange sprachlos. Die nächste Vergangenheit schien jetzt erst wieder in der verfinsterten Erinnerung hell zu werden. Ein tiefer Schmerz schien seine Brust zu sprengen. In furchtbarer Bewegung rang er die Hände. In bebenden Tönen hauchte er die Worte vor sich hin: „O Gott! o Gott! was ists nun mit mir?“ Plötzlich stieß er einen jammervollen Klagelaut aus; ein Thränenguß stürzte über seine Wangen. Schluchzend warf er sich in den Sand, das Antlitz zur Erde.

Fortunatus überließ ihn seinem Schmerz; denn er sah drunten die brandenden Wellen mit

einem Leichnam spielen. Er sprang zur Rettung. Seitwärts, in der Nähe von Felsriffen, erblickt' er die Gestalt wieder emportauchend, als wäre noch Leben in ihr. Ohne Säumen watete er längs den ausgewaschenen Klippen ins Meer vor, bis an die Brust ins Wasser. Jener Unglückliche verschwand; und ihn selber überwallte eine antreibende Wassermasse, daß er sich kaum an den Fels aufrecht und fest halten konnte. Ein heftiger Schmerz seiner Lenden, als hätt' ein hungriger Hayfisch das scharfe Gebiß eingeschlagen, rettete unterm Wasser seine Besonnenheit. Sobald er wieder mit Kopf und Brust, bei der zurücktretenden Woge, hervortauchte, fuhr er mit der Hand nieder, sich von dem Ungeheuer der Tiefe zu befreien. Er ergriff ein menschliches Haupt. Es war Georg Down, den er heraufzog, der seine starren Augen aufschlug. Er schleppte ihn längs den Klippen zum Ufer, und hinauf zum Rasenplatz, wo vor den Wellen keine Gefahr war.

Beide lagen lange erschöpft und ohne Sprache neben einander. Dann reichte ihm Fortunatus die Hand und sagte: „Wie gehts, Schicksalsgenosse?“

„Fort, fort von hier! die Fluth brüllt heran!“ schrie der Brite mit Gebehrde wahnsinnigen Grausens, raffte sich auf, um landeinwärts zu flüchten, hinkte stöhnend einige Schritte und

sank wieder zur Erde; raffte sich noch einmal auf und fiel abermals nieder.

„Fürchten Sie nichts. Wir sind geborgen!“ sagte sein Retter ihn beruhigend.

Jener zitterte am ganzen Leibe und seufzte, um sich her stierend: „Schreckliches Verhängniß! Ich kann nicht weiter. Glauben Sie hier an Sicherheit? Und wenn mich der Rachen des Meeres jetzt verschlingen wollte, ich könnte nicht fliehn.“

„Nicht so kleinmüthig, Sir Down!“ erwiederte Fortunatus: „sieh da, die umgehangene Rum-Flasche! Also die Quelle Ihrer Philosophie ist gerettet. Nehmen wir unsere Zuflucht zu ihr. Wir bedürfen des stärkenden Trostes.“ Er faßte Sir Georgs Korbflasche, that ein paar kräftige Züge, und ermunterte durch sein Beispiel zur Nachfolge.

Der feurige Geist des Zuckerrohrs stellte Kraft und Muth der jungen Männer bald genug her; und Herr Linthi suchte nun den kleinen Creolen auf, welcher ohnweit von ihnen im Sande da saß, und mit verweinten Augen in das wilde, siedende Meer hinüberschaute. Sobald der Knabe die Schritte des Kommenden hörte, stand er auf, ging mit einer Fassung, die jener kaum erwarten mochte, ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Signor Fortunato, Sie sind der Retter

meines elenden Lebens. Wie lange dies noch daure, ich werde Ihnen nie meine Verpflichtung vergessen. Wir sind arme Schiffbrüchige; ich bin der Unglücklichste von Allen. Fragen Sie nicht, warum? Nur um Eines noch fleh' ich, inbrünstig fleh' ich: verlassen Sie mich Verlassenen nicht, bis ich mir selber helfen kann. Ich hoffe zu Gott, es soll nicht allzulange währen."

„Nein, liebes Kind, ich werde den letzten Bissen mit Dir theilen. Vertraue mir wie einem Bruder!" — sagte Herr Linthi bewegt. Der Knabe hatte seine Worte mit so rührender Betonung, mit so einschmeichelnder Stimme gesprochen, mit einem so zärtlich fordernden und doch demuthsvollen Blick begleitet, daß der gutmüthige Fortunatus wohl Schwereres gewährt hätte, als begehrt ward.

Cecco küßte die Hand seines Freundes, indem er sie leise drückte und sagte: „Ich ergebe mich in mein Schicksal. Ich folge Ihnen. Sie sind ein Schweizer. Sie werden meinen Glauben nicht brechen; denn Sie würden damit mein Leben brechen. — Ach, wäre nur Barnaba noch unter den Lebendigen!" seufzte er leise nach.

„Und wär' er's nicht mehr, lieber Cecchino, so führ' ich Dich mit mir nach Sicilien hinüber."

— Nein, Signor Fortunato, lieber zurück wieder in den Abgrund der Wellen, als nach Si-

cilien. Doch darüber ein anderes Mal. Fragen Sie nicht weiter. Ich folge Ihnen, wohin sonst Sie es befehlen."

In der Fortsetzung dieses Gesprächs kamen sie zu Sir Down, der, von einer vermuthlich an Klippen erlittenen Quetschung seines Knies lahm, umher hinkte, und die Gegend musterte. „Willkommen unter der alten Sonne, Kleiner!" rief er: „An Deiner Stelle wär' ich im Schooße der schönen Signora Centi gestorben. Vielleicht athmet sie noch in dieser besten Welt mit uns. Suchen wir sie dort hinten am Strande, wohin noch immer viel Volks rennt. Du, kluger Bursch, spielst mit Deinen Kleidern unter uns die beste Rolle, obgleich Dich Sand, Schlamm und Seetang, wie einen Meergott, verhüllen. Aber wir arme Teufel, ohne Schuhe, Rock und Weste, werden Noth haben, für ehrliche Leute zu gelten."

Die Schiffbrüchigen machten sich auf den Weg, Menschen und vielleicht andere Genossen ihres Schicksals zu finden. Nachdem sie einen niedern Hügel überstiegen hatten, der seitwärts den Strand zur Hälfte verbarg, fanden sie in der That, was sie suchten.

9.

Der Empfang.

Es bot sich ihnen ein herzerschütterndes Schauspiel dar. Auf dem Ufersande lagen, wie auf einem Schlachtfelde, mehrere Todte zerstreut. Andere Leichen trieben noch zwischen schwimmenden Brettern, Kisten, Tonnen, Masten und Waarenballen im Wasser umher. Ohngefähr acht oder neun bleiche Jammergestalten in Hemden, oder halb entkleidet, die mit dem Leben entronnen waren, irrten längs dem Strande, angeschwemmte Leichname aufs Trocke zu ziehn.

Hundert Schritte davon stand, ohne Theilnahme, ein Haufe gaffender Bauern, lärmender Weiber und schmutziger Kinder; Alles in lebhaftem Gespräche, schreiend und mit den Händen rednerisch umherfahrend. Keiner von ihnen nahte sich den Schiffbrüchigen. Diese aber umringten alsbald die ankommenden Leidensgefährten wehklagend, ohne ihnen zu einer Rettung Glück zu wünschen, deren sie selbst nicht froh seyn konnten.

„Ist der Schiffskapitän am Leben?“ fragte Herr Linthi.

„Dort liegt er unter den Todten!“ antworteten Mehrere.

„Neben meinem würdigen Prinzipal Gregori dort!“ rief ein Anderer.

„Hätten uns doch die Wellen des ungestümen Meeres verschlungen! Besser, durch die Hand des Herrn gestorben seyn, als durch die Hand der Unbarmherzigen!“ klagte ein Dritter.

„Sie nennen uns gefährliches Gesindel, das die Pest ins Land führe. Sie wollen uns morden!“ jammerte ein Vierter.

„Auch der treue Barnaba Zucco ist unter diesen Todten!“ schluchzte Cecco, der von der Besichtigung der Ertrunkenen händeringend zurückkehrte.

„Unserer sind zu Wenige, und wir sind zu erschöpft, die Leichen und Waaren zu retten, welche das Meer an den Strand treibt. Laßt uns Hülfe rufen!“ sagte Herr Linthi, und ging rasch gegen den versammelten Schwarm der Calabresen. Schüchtern folgten ihm die Uebrigen in einiger Entfernung.

Er selbst aber verlor fast den Muth, als er näher kam, und die wilden, sonneverbrannten Gesichter, mit zolllangen Bartstoppeln ums Kinn, sah. Viele hatten, ausser einem schmutzigen Hemd, keine andere Bedeckung, als zerrissene Beinkleider. Andere trugen schwarz- oder blauwollene grobe Wämmser; Hosen, die bis zum Knie reichten; Stumpfstrümpfe, und um den nackten Fuß Schuhe von ungegerbten Kuhfellen, mit Schnüren zusammengebunden. Eine blauwollene ellenlange Mütze,

welche das ungekämmte Kopfhaar bedecken mußte, hing bis auf den Rücken nieder.

„Ihr, liebe Leute!“ rief ihnen der Schweizer zu: „Ihr seht unsere Noth. Wir sind Schiffbrüchige, die unter kaiserlich-königlich-österreichischer Flagge, auf dem Schiff Austria, Kapitän Lorenzo Bosich, von Triest nach Messina reiseten. Ist nun einer Eurer Vorgesetzten unter Euch, tret' er zu mir, daß ich mit ihm rede.“

Statt der Antwort schrie eine Stimme im Haufen: „Hört Ihr den ketzerischen Franzosenschelm? Kaum aus dem Nassen ans Land gekrochen, will er hier schon den Meister machen.“

„Nein, ihr braven Männer Calabriens,“ entgegnete der Fürsprecher der Verunglückten: „wir wollen nicht meistern, denn wir betteln. Und Ihr werdet nicht fühlloser, als das wilde Meer seyn, das unsers Lebens schonen wollte.“

„Zurück, Kläffer, oder ich büchse Dich nieder!“ schrie ein Kerl, indem er seine Flinte auf den Schweizer anlegte: „Macht Alles nieder! Es ist Franzosengesindel.“

Der Schweizer trat furchtlos einen Schritt vor, und erwiederte: „Morde mich, aber hilf den Andern!“

Es entstand jetzt verworrener Lärmen in der Menge. Die Entschlossenheit des Schweizers schien Einigen zu gefallen; Einige aber schrien ergrimmter:

„schiesset! schiesset!“ Andere wieder wehrten aus allen Kräften. — Die übrigen Gefährten des Schweizers drängten sich näher hinter ihm zusammen. Einige von ihnen fielen auf die Knie und riefen mit zum Himmel gestreckten Armen um Gnade; Andre schrien: „Tödtet uns, Ihr Unmenschen, tödtet uns Alle!“

„Sehn Sie da ein Müsterchen Ihrer liebenswürdigen Caraiben, Sir Down?“ sagte Fortunatus zum Engländer, der ebenfalls heran gekommen war: „Hätten Sie nicht Lust, Hütten hier zu bauen?“

— Reizen Sie doch' nicht die tollen Hunde mehr, denn Noth ist! — antwortete der Brite: hätten wir Waffen, das Gesindel wäre in wenigen Minuten auseinander gesprengt.

Indem drüben das Getümmel unter den Blaumützen wuchs, sprang ein vierschrötiger Kerl durch das Gedränge hervor, vergebens von schreienden Weibern zurückgehalten, die seiner Faust ein Stilet entreissen wollten. Aber in demselben Augenblick, da er auf den bisherigen Anwald der Schiffbrüchigen mit großem Schritt zuging, trat ihm in raschen Sätzen der Knabe Cecco in den Weg, der es, wie ein David mit dem Goliath aufnehmen zu wollen schien. Er schwang spielend eine Weidenruthe in der Hand und rief: „Wahre Dich, du wüste Tarantel, einen Eilboten und Geheimschreiber des Herrn Kardinals Fabricio zu stechen! Ist denn

keiner der tapfern Marucca's von Gerace, kein Tigrelli von Seiglio hier? Schau mich nur an, Bursch, wie Du willst. In meiner Tracht erkennst Du freilich den Edelknaben des Herzogs von Bagnorara nicht. Aber Bursch, noch ein Zuck und Muck von Dir, und es soll Dir eingetränkt werden!"

Der Calabrese staunte den jungen Menschen bestürzt an, der in gebieterischer Stellung da stand und die Weidenruthe drohend gegen ihn ausstreckte. Es war rings im Volk still geworden. Der struppige Pocher vor ihm steckte das Messer sehr langsam in den Hosenschlitz an der Hüfte, und sah fragend nach der verstummten Menge zurück, die ihre Augen aber unverwandt, und wie es schien nicht ohne Ehrfurcht, auf den herzoglichen Pagen und den Courier des kriegerischen Kardinals Ruffo heftete.

Jetzt vernahm man in der Nähe den Schlag einer Trommel, welchen man vorher im Getümmel nicht bemerkt hatte. Schweigend lösete sich der gedrängte Haufen der Blaumützen von einander. Nur der Kerl, welcher eben noch mit seinem Dolch gedroht hatte, machte zwei Schritte gegen den Creolen, und mit vorgestrecktem Leib und Hals sagte er ihm halblaut: „Signor Cavaliere, die Franzosen sind da! Laßt die Hunde nicht wittern, wer Ihr Beide seyd. Sie füsiliren Euch auf der

Stelle." Damit schwenkte er sich und verlor sich unter den Uebrigen.

Während Fortunatus noch dem muthigen Jokei der Signora Centi die Bewunderung seiner Geistesgegenwart ausdrückte, zog eine Compagnie französischer Soldaten hinter einem niedrigen Hügel hervor, der sie bisher verdeckt hatte. Ihre Erscheinung wirkte auf die Calabresen, wie ein Zauber. Diese begaben sich unaufgeboten zum Strand, die herumschwimmenden Waaren und Leichen aufzufischen.

„God dam! Franzosen!" rief Sir Georg: „das heißt vom Regen in die Traufe!"

Der französische Hauptmann, Namens Lucerne, und wie er nachher dem Schweizer sagte, aus der Gegend von Strasburg, empfing die ihm entgegenkommenden Schiffbrüchigen mit großer Leutseligkeit, hörte die Geschichte ihrer vierzehnstündigen Todesangst, des Untergangs so vieler Menschen; zeichnete vieles von den Berichten in seinem Taschenbuch auf und wandte sich einigemal hinweg, seine Rührung zu verbergen. Unter den Soldaten, die, Gewehr am Fuß, die geringe Zahl der Erretteten umringten, trockneten mehrere ihre naßwerdenden Augen, oder stießen, in kriegerischer Scham ihre Gemüthsbewegung verhehlend, gewohnte Flüche gegen die Calabresen aus, als von deren Hartherzigkeit Rede war.

„Den Raubthieren wässerte das Maul nach Euerm Schiffsgut!“ sagte Hauptmann Lucerne: „Zweifelt nicht, sie hätten Euch sammt und sonders kalt gemacht und ins Wasser geworfen, würden sie nicht die Besatzung von Gerace gefürchtet haben.“

Alsbald gab er Befehl, ein großes Feuer anzuzünden. Die Bauern mußten, begleitet von einer Wacht, am Strande schaffen. Andere holten Wein, Brod, Früchte, Stroh von den benachbarten Ortschaften Siderno und Gerace herbei. Ein langes, steinernes, halbzerfallenes Haus an der Marina oder dem Gestade, vielleicht zum Waarenlager der landenden Schiffe bestimmt, wurde zur Nachtherberge eingerichtet, und Kleider, wie man sie auftreiben konnte, wurden den Entblößten für den folgenden Tag verheißen.

„Ich lasse“, sagte der menschenfreundliche Hauptmann beim Abschiede zu den Getrösteten, „sechs Mann Wache bei Euch und zur Hut des gestrandeten Gutes zurück, und schicke noch in der Nacht Bericht ins Hauptquartier Monteleone an den Obergeneral Reynier. Ihr müsset Euch, der Antwort willen, einige Tage gedulden.“

Vom lauten Segensruf der Unglücklichen begleitet, trat er, unter Trommelschall, mit seiner Mannschaft den Heimweg nach Gerace an, da es schon dunkelte.

10.

Leben in der Strandhütte.

Der Entscheid des Obergenerals verzögerte zwölf Tage. Unterdessen wurden die Nackten gekleidet; die Erkrankten durch französische Feldärzte mit Arzneien hergestellt; am vierten Tage die Todten unter großer Feierlichkeit und Zulauf vielen Volks zur Erde bestattet. Capitän Lucerne war mit seiner Mannschaft dabei anwesend. Voran zog das Musikkorps des 23. französischen Linienregimentes; mit den Trauertönen desselben setzte sich der große Zug von zweiundvierzig Särgen in Bewegung. Die den Schiffbruch überlebt hatten, folgten der langen Reihe ihrer Todten mit weinenden Augen. Ohnweit einer einsamen Kapelle wurden die Särge in ein allgemeines Grab auf dem Felde, unter kirchlichen Gebräuchen, verscharrt.

Nun begann aber bald an der unheilvollen Marina Siderno täglicher Hader unter den am Leben Gebliebenen, über die gestrandeten Waaren. Die meisten verlangten deren Verkauf, und Vertheilung des Geldes. Einige entwandten sogar Tücher und verkauften sie heimlich den Bauern. Der gute Lucerne war nicht ungeneigt, sie der schiffbrüchigen Mannschaft zu überlassen. Nur einer aus diesen, ein ehrlicher Schweizer, Namens Heinrich Stauffacher, aus dem Kanton Glarus, wider-

setzte sich mannhaft. Ungelenk in französischer, wie italienischer Zunge, wandte sich Stauffacher im rauhen Alpendeutsch an den elsassischen Hauptmann Napoleons, und erklärte: die Schiffsladung gehöre so wenig den Reisenden, deren die meisten, ausser ihrem Leibgepäck, nichts zur Austria gebracht hätten, als den Calabresen. Er rufe die Entscheidung des Obergenerals an. Das gerettete Gut müsse zur Verfügung der Triestiner Seeassecuranz gestellt werden, welche ohnehin den wahren Eigenthümern Ersatz zu leisten habe.

Diese Vorstellungen des schlichten Biedermannes hatten bei dem französischen Hauptmann Gewicht. Und wirklich sind späterhin sämmtliche Waaren den Meistbietenden verkauft, und die dafür gewonnenen Summen, 18,549 fl. 52 kr., auf Befehl des Generals Reynier, nach Triest übermacht worden.

Das Leben in der alten Strandhütte war inzwischen nicht das behaglichste; und wahrhaft grauenvoll waren besonders die ersten Nächte gewesen. Denn kaum hatten die vom Unglück des Tages Ermüdeten die Augen geschlossen, als die Höllenbilder des Schiffbruchs wieder lebendig wurden, ihre Brust beengten und den kalten Schweiß auspreßten. Aus diesen bangen Träumen von Sturm, Wogenkampf und Todesnoth, fuhren sie plötzlich mit durchdringendem Schrei der Angst in die Höhe und

flohen sie in der Verwirrung der Sinne vor die Hütte. Da lagen im falben Mondlicht die Leichname der Todten, die Güter der Austria; und die wachthabenden Soldaten forschten vergebens nach dem Grund des Aufruhrs. — Zitternd kehrten die Menschen in die Strandhütte zurück, und nahmen ihr Lager auf dem Stroh, mit einer Bangigkeit, ein, als fühlten sie sich im Sarge lebendig begraben. Und kaum entschlummert, kamen die entsetzensvollen Traumgestalten wieder und das Jammergeschrei erhob sich von neuem. Niemand wußte, wer von Allen das Geheul am ersten ausgestoßen. Erst nach mehreren Nächten verlor sich dieser Zustand allmälig. Der arme Creole wagte sich nicht mehr in das Haus. Er lagerte draussen allnächtlich in der Nähe des Feuers, wo ihn mitleidige Krieger in einen ihrer Mäntel zu hüllen pflegten. Am Tage zerstreute man sich lustwandelnd in der Gegend.

Sir Down hielt sich aber auch hier von seinem ehmaligen Besieger im Zweikampf entfernt, wie er auf der Austria gethan. Als dieser ihm von seinem kleinen Geldvorrath Anbietungen machte, lehnte er es ab, weil auch er mit Baarschaft entkommen sei. „Und bin ich nicht leider," rief er, „tiefer in Ihrer Schuld, als es meiner Seelenruhe zuträglich ist? Hätten Sie mich nicht aus dem Seesalz gezogen, so wäre ich schon längst im Magen der Seehunde und Haifische verdaut. God dam! und Sie haben oben-

drein noch einen Schuß zu gut. Ich komme mit Ihnen wahrhaftig nie ins Reine. Aber, Sir Fortunatus, ich beschwöre Sie, verdoppeln Sie die Last meiner Verpflichtungen nicht. Ich ehre Sie, ich liebe Sie, ich bin Ihnen lebenslang dankbar; doch — bleiben wir auf sieben Schußweiten von einander."

— Und, Sir Georg, warum streben Sie jetzt noch so geflissen, mir auszuweichen?

„Kann denn, ums Himmelswillen, einem Schuldner der Anblick seines Gläubigers einladend seyn?" erwiederte Georg lachend: „Sp[illegible]chen wir davon nicht. Ich verehre Sie aufrichtig. Aber wir beide sind allzugleichnamige Pole; darum stoßen wir uns in der Nachbarschaft ab. Ich schwöre: hundert Meilen von Ihnen bin ich in Sie sterblich verliebt. Da werd' ich sehnsüchtige Elegien und Nachtgedanken, wie Young, schreiben; hier aber —

— Sie sind der wunderlichste und liebenswürdigste Kauz, den ich jemals erblickte. Gehn Sie, Sir Georg. Ich plage Sie nicht mehr. —

In der That fanden sich beide fortan auch nur selten in der Einsamkeit der Marina Siderno zusammen. Der Brite schloß sich vielmehr jenem ehrlichen Stauffacher von Glarus an, mit welchem er Freud und Leid zu theilen schien; Herr Linthi dagegen fand im Umgang mit dem jungen Creolen vollständige Entschädigung.

Beide thaten viele kleine Streifzüge durchs

Land. Für den Schweizer war es eine neue Welt. Die Lieblichkeit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde entzückten ihn oft. Aber wenn er die Armuth des Volks, den nachlässigen Anbau des Bodens sah, schüttelte er den Kopf und erzählte seinem Begleiter von der sorgsamen Landwirthschaft der Heimath. Uebrigens fand er die calabrischen Bauern zuletzt gutmüthiger und gastfreier, als er sie anfangs geglaubt, und als ihre äussere Unreinlichkeit hoffen ließ; unter den Weibern und Mädchen viele schlanke Gestalten, die sein goldiges krauses Haar lachend bewunderten. Desto weniger bewunderte er ihre Tracht, die keineswegs zur Erhöhung ihrer Reize erfunden war: kurze, faltenreiche Röcke; blaue Wämmser mit vielen Metallknöpfen und aufgeschlitzten Aermeln, durch die ein grobes Hemd blickte; von der großen schwarzen Haube bis über die Nase ein Stück roher Leinwand hängend, mit zwei Löchern, zu Gunsten der Augen.

Auch das Städtchen Siderno, auf dem benachbarten Berge droben gelegen, wurde besucht. Ein trauriges Nest. Schlechte niedrige Häuser oder Steinhütten; schmale Löcher, statt der Fenster; die Küche zugleich Schlafstätte, oft auch Stallung; das Gemeindehaus unansehnlich wie jedes andere; selbst das Kloster nur eine lange

Steinhütte, ohne Fenster; auf der Gasse mehr Mönche und Priester, als Laienvolk, sichtbar.

11.

Die Verbrüderung.

Wie sie aus dem Städtlein den Rückweg antraten, blieb Fortunatus im Schatten einer Palme, am Rande eines Absatzes stehen, welchen die Berghöhe von Siderno bildet, und von wo der Weg schroffer zu den Niederungen der Küstenfläche hinabgeht.

Das ihn dort umschwebende Bild der Landschaft hielt ihn angezaubert. Hinter ihm die blauen Appenninen; Höhen über Höhen. Vor ihm Meer und Himmel, wetteifernd in endloser Ausdehnung; ein einzelnes Segel leuchtete am Horizont; am Himmel ein einzelnes Wölkchen. Links und rechts, längs dem weitgekrümmten Gestade, zurücktretende Buchten, umbüschte Vorberge, schwarze Felsenriffe, wie alterthümliche Schloßtrümmer. In der Nähe kleine Olivenwäldchen, oder Reihen von Citronen- und Pomeranzenbäumen, zwischen halbverwilderten Fruchtfeldern. Granatenbüsche und Myrthengesträuche schmiegten sich freundlich an nacktes Gestein der Felsenblöcke, deren Haupt Aloe und indische Feigen bekränzten.

Weder der Reichthum, noch die Wohlgerüch

fremder Blüthen, die ihn umflossen, erfreuten den Schweizer aber so sehr, als der unerwartete Anblick eines Kartoffelfeldes. Das edle Gewächs, unter nordischem Himmel die Aegide gegen Hungersnoth, lächelte den Sohn der Alpen, wie ein Verwandter aus der Heimath, an.

Während er, im Betrachten verloren, an die Palme gelehnt, dastand, betrachtete ihn der junge Sicilianer mit träumerischem Wohlgefallen, stumm und stillselig. Er schlug aber, als der Blick seines Freundes über ihn hinstreifte, wie beschämt die Augen nieder und sagte, als wenn er seine Ueberraschung bemänteln wollte: „Gewiß, der grobe Strohhut und der calabrische Wamms stehn Ihnen zwar drollig genug, aber doch gar nicht übel.“

„Närrchen,“ versetzte jener, der den Einfall nicht sogleich mit seinen bisherigen Gedanken verspinnen konnte: „also von allen Prachtstücken dieses Paradieses beschäftigt Dich meine schwarze Jacke zumeist?“

„Warum nicht, Signor Fortunato? Sie gehört zum Paradiese, wie die beiden Priester und Bauern, welche dort unten am Feldwege beisammensitzen und Karte spielen; oder wie jene armen Schiffbrüchigen dort zwischen den Trümmern unserer Austria. Ach, man sage doch nur nicht, der Mensch sei allein das Wunderwerk und

die Schande der Schöpfung. Ist die Natur nicht eben so grausam, so entsetzlich, als schön?"

Herr Linthi, durch diese sonderbare Gedankenwendung betroffen, streichelte lächelnd mit der Hand über das zarte Gesicht des Knaben, der diese Hand mit wunderbarer Innigkeit festhielt, an seine Lippen, dann an seine Brust drückte, und mit einem Blick voll unnennbarer Wehmuth und Zärtlichkeit den leisen Seufzer: "o Fortunato!" hauchte.

"Ich hoffe," sagte der Schweizer, "Dein herrlicher Verstand wird das Alles in der Ordnung finden. Siehst Du, wer zum Ewigen lebt, soll sich ins Vergängliche nicht einhausen. Drum stoßen uns Welt und Natur, wie reizend sie auch sind, immerdar zurück, weil unsre Seelen mit ihnen nichts gemein haben; drängen uns zu uns selbst und zum Unwandelbaren hin, wo allein Ruhe, Vollendung und Seligkeit bestehn. Ja, liebes Herz, die Dornen der Natur und des Schicksals weisen unsere Hand zurück und hinauf zur Herrlichkeit der ewigen Rose, die dort für uns blüht."

— Nun ja, schön gesagt, auch schön gedacht; aber gewiß doch ohne Liebe. Warum denn diese Feindseligkeit der Dinge in sich selber? Warum muß ich in dieser Welt erst zerfleischt seyn, um in einer andern froh zu werden? Warum soll ich

Denjenigen zuvor märtern, welchem ich eine Freude bestimmt habe? In solchem Sinn wohnt ja keine Liebe; und wenn das Liebe wäre, hätte sie ja keinen Sinn. Alle meine Freuden wiegt die Bewußtlosigkeit dieses Felsens auf; sie waren nur Windstillen zwischen Stürmen!

„Du betrübst mich wieder mit der Rückkehr Deiner schwermüthigen Laune.“

— Nein, betrüben will ich Sie nicht! — sagte Cecchino, indem er mit beiden Armen den Arm seines Freundes schmeichelnd an sich drückte, und dabei liebkosend mit einem, ihm eigenen verführerischen, kindlichen Lächeln aufsah.

„Beruhige Dich. Das Entsetzliche des Schiffbruchs hat Dich überreizt. Ich bewundre Dich selbst, wie Du das Ungeheure überstandest.“

— Ich weiß nun, was ich vermag. Ach, der Mensch ist an sein klägliches Daseyn mit einem Paar unzerreißbaren Hoffnungen fester, als der Sklav mit Eisen an das Galeerenruder geschmiedet. Und drum rudre ich noch!

„Cecchino, wer bist Du? Deine Erziehung war eine andere, als die eines Jokei. Wer sind die Deinigen?“

— Fragen Sie nicht, Signor Fortunato. Ich habe keine Meinigen. Ich bin, wundern Sie sich nicht, so unglücklich, daß der Schiffbruch selber für mich nicht einmal Unglück ist. Oder — hier

seufzte Cecho leise mit niedergeschlagenen Augen — er könnt' es noch werden!

„Noch werden? Wie so?“

— Ich bin ein armes Kind, das von seiner unmenschlichen Mutter an ein ödes Eiland ausgesetzt ist. Ich habe eigentlich noch nichts gehabt; drum nichts verloren; vielleicht erst das Bessere gefunden. Aber — wenn Sie, — ja, wenn Sie mich verlassen, — wenn Sie den armen Cecchino nicht mehr lieb haben könnten, — —

„Dich verlassen? Ich? Wer spricht davon? Bist Du ein Fündling am öden Eiland — ich hebe Dich auf. Ich habe Dich durch die Fluthen des Meers getragen; ich werde Dich durch die Wogen des Lebens tragen und emporhalten.“

Er schloß bei diesen Worten den Knaben gerührt in seine Arme, und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen, den Cecchino zitternd erwiederte. Aber eben so rasch wandte sich dieser los aus der Umarmung, und ging schweigend hinweg, den Berg hinab, ohne sich nach Fortunatus umzusehen. Dann, in einiger Entfernung, eben, als der erstaunte Schweizer ihm nachzueilen anfing, blieb er stehen und ging diesem mit sichtbarer Verwirrung entgegen, die Augen unter Thränen.

„Verzeihn Sie, Signor,“ sagte er, den Blick zur Erde gesenkt: „ich bin ein Strudelkopf; mein Betragen kindisch, vielleicht beleidigend.

Aber würden Sie mich im Innern erkennen, Sie würden mich vielleicht Ihrer Achtung nicht ganz unwürdig halten.«

— Sei dem, wie ihm wolle, lieber Cecco, dies Verhältniß darf unter uns nicht dauern. Dich quält und bindet irgend ein unheilvolles Geheimniß. Mache mich zum Vertrauten desselben. Ich will Dein Bruder seyn; gib mir das Du zurück, das ich Dir gebe.

Bittend hob der Knabe die zusammengelegten Hände empor und sagte: »Fragen Sie mich nie über mich. Erfahren Sie durch ein unglückliches Ohngefähr mehr, als gut ist: so werd' ich von Ihrer Seite verschwinden müssen. Und das« — so fuhr er mit sehr leiser Stimme fort: »wäre die Vollendung meines fatalen Looses. Ach, Fortunato, Sie wissen nicht, wie gar arm ich bin; in wie tiefer Abhängigkeit ich von Ihnen lebe. Verhüte Gott, daß mich Nothwendigkeit oder Ohngefähr von Ihnen trenne! Was würde aus mir? Ja, lieber, edler Mann, geben Sie mir den Brudernamen und das traute Du. Es klingen davon alle Saiten des Herzens in mir Wohllaut. Verlangen Sie aber keine Erwiederung. Ich werde, ich mag nicht erwiedern. Meine Jugend, meine Stellung, meine Vergangenheit, meine Zukunft verbieten es mir.«

— Eigensinn, ich kenne dich! Am Ende

gleichviel! Aber Du bist arm, sagst Du. Ich glaub' es gern. Du darfst nicht ohne Mittel seyn, wenn uns ein Schicksal auseinanderführt. Nimm diesen Perlenbeutel mit 25 Dukaten. Ich trage deren noch 150 in meinem Gurt eingenäht. Dem Bruder darfst Du es nicht verweigern. Nimm, Cecco.

Dieser nahm; drückte dabei mit stummer Dankbarkeit, und indem er den brennenden Blick seiner schwarzen Augen bewundernd auf Linthi heftete, die freigebige Hand; entfernte sich einige Schritte, wie um den Perlenbeutel zu verbergen, und kehrte mit einer goldnen Brustnadel zwischen den Fingern zurück. „Auf jeden Fall hin tragen Sie diese Nadel zum Andenken Cecco's!“ sagte der Knabe: „Mir selbst ward sie, als Andenken, aus der Erbschaft eines großen Herrn gegeben, in dessen Dienst ich gestanden war.“

Fortunatus, indem er das Geschenk nicht ablehnte, betrachtete daran das mit größter Zartheit in einen Türkis geschnittene Wappen. Es mahnte ihn an das große Siegel des Briefes, welchen er vom englischen Fregattenschreiber für eine Marchesa in Messina erhalten hatte. Zum Unglück lag der Brief im Meere, und Siegelbild und Name der Marchese waren aus seiner Erinnerung verloren.

„Weß ist das Wappen?“

— Meines verstorbenen Herrn und Gebieters.

„Und wie hieß er?“

— Fragen Sie nicht; und nie über meine Vergangenheit. Ich will und muß schweigen! — seufzte der Kleine.

Der Schweizer schüttelte den Kopf etwas verdrossen. Doch wollt' er nicht weiter dringen, da sich Cecchino's Gesicht wieder verdüsterte. Indessen blieb ein Argwohn zurück, daß jener Brief, durch zweite Hand, von der geheimnißvollen Signora Rosa di Centi an ihn gelangt seyn möchte.

„Also denn unsrer Strandhütte zu!“ rief er. Und sie stiegen den Berg hinab.

12.

Das Haus Marcoli.

Folgendes Tages wurden die Schiffbrüchigen insgesammt nach dem Städtchen Gerace geführt. Es war anderthalb Wegstunden bis dahin und der lieblichste Frühlingsabend, den je ein Apriltag bringen konnte; Alles Blüthe, Alles Wohlgeruch. Die Unglücklichen jauchzten, als wären sie nun alles Leidens plötzlich entbunden.

Die Stadt lag auf einem ziemlich hohen Berge, gar malerisch mit den weißgetünchten Mauern, hervorragenden Klöstern, Kirchen und Kapellen. Aber die angenehme Erwartungen, welche das Aeussere erregte, wurden durch den

Anblick der Gassen und öffentlichen Plätze, der niedrigen Häuser, meistens ohne Fenster, nur mit Fensterläden versehen, und den Mangel aller Reinlichkeit und Ordnung, sehr getäuscht. Mehrere Gebäude, sogar Kirchen, lagen öde und zerfallen seit dem Erdbeben von 1783. Selbst ein weiland herrschaftliches Schloß zeigte von jener Zeit her nur noch seine Ruinen.

Desto erfreulicher war der Empfang der Schiffbrüchigen von Seiten der gastfreien Bürger. Man stritt sich um sie. Jeder verlangte einen der Verunglückten in sein Haus. „Sie hab' ich einem braven Mann versprochen, der mir lieb ist!“ sagte Hauptmann Lucerne zu Herrn Linthi, und führte ihn und den Creolen zu einem neugebauten Hause ausser der Stadt.

Der Hausherr, Signor Marcoli, ein kleiner, runder, munterer Mann, in schwarzer, seidener Jacke, spielte, nebst seiner Gemahlin und zwei geistlichen Herren, eben sehr andächtig, beim Lampenlicht, Karten. Am Kamin- oder Herdfeuer saß ein junges, fast reich gekleidetes Frauenzimmer, etwa zwanzigjährig. Theils ihre Beschäftigung am Herde, theils der rothseidene Wamms ohne Aermel, mit vielen kleinen Silberknöpfen verziert, welches einen schlanken Leib umspannte, ließ in ihr die Tochter des Hauses vermuthen. Hinter ihrem Sitz, am Boden, lag oder saß eine

dunkle Mannsgestalt in blauer Jacke und Mütze, mit der Guitarre auf dem Schoos.

Die Erscheinung des Hauptmanns und der Schiffbrüchigen störte die bisherige Unterhaltung. Man umringte die Ankommenden. Nur der Guitarrespieler blieb zurück an seinem Platz, und das Fräulein schüchtern in einiger Ferne. Der gefällige Hauptmann ärntete Danksagungen für die überbrachten Gäste; aber entfernte sich, gerufen von seinen Geschäften, bald.

„Eufemia!“ rief Signor Marcoli: „Wein, Erfrischungen, Orangen, Backwerk! Die Cavaliers werden die Schöpfungen Deiner Kunst nicht verschmähn.“

Das Rothwämmschen verschwand und erschien bald wieder, begleitet von einer Magd, den Spieltisch mit Leckereien zu bedecken. Die beiden Gäste mußten unterdessen den Fragen einer mitleidigen Neugier über den Untergang der Austria volles Genüge leisten. Die Priester riefen dabei voll Entsetzens einmal ums andere die Namen aller Heiligen aus; Frau Marcoli's reichliche Thränen verhehlten die Weichheit ihres Herzens nicht; und Eufemia's Flammenblick haftete unverwandt, mit Verwunderung oder Bewunderung, auf der Gestalt des jungen Schweizers, wie er, ein neuer Aeneas, seine Abentheuer erzählte.

Selbst der Musikus erhob sich leise vom

Boden. Wie er aber aus dem Schatten hervorstieg, der ihn bisher verdeckt hatte, zeigte er den Fremdlingen eines von jenen Gesichtern, die einmal gesehn, nicht wieder zu vergessen sind. Linthl hielt die dürre Gestalt im ersten Augenblick für einen Affen in calabrischer Tracht. Den weiten Mund, die Hälfte der hohlen Backen, das vorgestreckte Kinn, schwärzten die dichten Haare eines halbgeschornen Bartes. Ueber die Stirn bis zur Wurzel der platten Nase hingen spießig ungekämmte Haare. Kleine, tiefliegende, altkluge, mißtrauische Augen waren in ununterbrochner Bewegung nach allen Richtungen; sie schienen dem Creolen Furcht zu machen, der sich wegwandte und doch immer wieder nach ihnen hinschielen mußte.

Die Unterhaltung wurde endlich allgemeiner. Die Fremden gewannen frohe Laune. Cecco ließ wieder Witz und Muthwillen mit aller Keckheit eines Pagen glänzen. Und, als er endlich die Sehnsucht nach einem Bette nicht verschweigen konnte, welches ihm, statt des Soldatenmantels auf harter Erde beim Strandfeuer, zu Theil werden sollte, bestand er darauf, daß ihm die reizende Signora mit dem Flammenblicke den Tempel des Schlafgottes anweisen müsse. Die Schöne gehorchte lachend und führte ihn davon. Nach einer halben Stunde erst kehrte sie zurück und führte auch die Mutter, der sie heimlich flüsterte, ab.

So blieben die Männer sich überlassen, deren Gespräch sich schon um die Politik des Tages drehte. Die beiden Priester, von der Gluth des edeln Weins entzündet, weissagten das Zorngericht des Himmels, den Untergang des Königreichs, weil Joseph Napoleon Kirchen in Spitäler, Kapellen in Pferdeställe verwandelt und mit einem Federzug dreihundert Klöster aufgehoben habe.

Bescheiden erinnerte Fortunatus: ob nicht der Zorn des Himmels, wenn derselbe das ganze neapolitanische Reich mit gesammten Kirchen, Priestern und Frommen ins Meer würfe, der Religion mehr schaden werde, als König Josephs Dekret, das sich nur mit dreihundert Klöstern begnügt habe?

„Keineswegs!“ rief einer der Hochwürdigen: „denn besser, Mann und Maus verderben als Christen, statt im blinden Heidenthum zu leben!“

„Böse Zeit! böse Zeit!“ seufzte Signor Marcoli: „aber meine Frau hatte vorige Nacht einen merkwürdigen Traum. Der alte Hof, ich sag's Euch, kömmt gewiß von Palermo wieder zurück in vorige Herrlichkeit. Denn meine Frau sah den alten Ferdinand, mit der königlichen Krone auf dem Kopf, im Golf von Neapel fischen, und die Königin Karoline ihm selber die Netze halten.“

„Schaum und Traum!“ rief der Musikus

heiser dazwischen und setzte die Fingerspitze bedeutsam auf seine Stirn: „das weiß ich besser. Aber wartet; die Vesper wird Euch ein anderer Fischer läuten. Was König Joseph? Was König Ferdinand? Hinaus mit Euch, packt Euch, Signori! wie die Gerichtsdiener in der Reggio Udienza rufen: packt Euch! die Sache ist zum Spruch reif; das ganze Volk hat sich ins Sagro Consiglio di S. Chiara *) verwandelt, und richtet. Ich sage: richtet! wohlverstanden!“

„Schweig doch, Vetter Pasquale!“ sagte Signor Marcoli: „Wer mag doch deine Grillen hören wollen? Ihr Herren,“ fuhr der gastfreundliche Wirth fort, indem er sich zu den Andern wandte: „der Signor Capo Ruota **) hat mitunter unverdauliche Einfälle; übrigens“ und hier richtete er das Wort ausschließlich an den Schweizer: „ist der Cavaliere Pasquale, mein Vetter, ein grundgelehrter Herr; das kann ich nicht läugnen.“

Der Cavaliere Pasquale grinsete widerlich und mit Schadenfreude unter seiner Blaumütze, streckte den langen Hals weit vor und flüsterte

*) Der höchste Gerichtshof in Rechts- und Gnadensachen unter der alten Regierung zu Neapel.

**) Capo Ruota hieß einer von den drei rechtsgelehrten Gliedern des Obergerichts in den neapolitanischen Provinzen.

halblaut: „Hat aber unverdauliche Einfälle? Nun, da hast Du einen über Nacht zum Verdauen; höre, Vetter!“ — Und nun sprach er mit langsamem, gewichtigem, einförmigem Wesen und Ton: „Seit zehn Tagen sind vom Cap Spartivento bis zur Rocca Imperiale bei tausend tapfere Verbannte gelandet und in den Bergen zerstreut; das hab' ich veranstaltet! Ich! Ihr wißt nicht, wer ich bin! Ehe sechs Wochen verstreichen, — merk' es! — steht das Königreich unter Waffen und der Prinz von Hessen-Philippsthal mit zehntausend Sicilianern vor dem Thor von Neapel. Addio! Nun kaue, nun verdaue, Vetterchen.“

Damit erhob sich, die an einem Band um die Achsel hangende schmutzige Zither unterm Arm, der ehrsame Capo Ruota, und schlich triumphirend in sich lachend, auf den Zehen, mit langen, leisen Schritten, zum Hause hinaus.

„Achten Sie auf den nicht!“ sagte Signor Marcoli zu Herrn Linthi: „er hat ein wenig übergeschnappt, obwohl er der beste Advokat im Lande und endlich beim Obergerichtshof von Calabrien Capo Ruota war. Weil er aber sich in den Kopf gesetzt hatte, unsere Gerichtsverfassung und Gesetzgebung zu verbessern, kein Gehör fand; auf Hof und Minister schimpfte; ein Jahr lang dafür im Gefängniß faulte: half er nachher den Franzosen. Und da diese ihn wegen seines gottlosen

Maulwerks ins Narrenhaus schicken wollten, flucht er auch auf diese nun tapfer."

„Er träumt noch von Anno 99 her seine parthenopeische Republik, glaub' ich!" bemerkte einer der Priester.

„Es muß doch etwas daran seyn," sagte der zweite: „die Leute sprechen, er stehe bei der alten Königin zu Palermo in Gnaden! Er wird oft unsichtbar; und nie fehlts ihm an Geld. Es steckt etwas hinter ihm. Manchmal spricht er so vernünftig, man könnte seine Narrheit für Gaukelei halten."

So ging das Gespräch in die Mitternacht hinein, und der Schweizer lernte damit ziemlich die sämmtlichen kleinen Verhältnisse seiner neuen Umgebung kennen.

13.

Die Erklärung.

Er hatte allerdings ein Loos zu preisen, welches ihn, nebst seinem Liebling, zu diesem Hause geführt. Denn die übrigen Schiffbruchsgefährten konnten sich zwar einer gleichen Herzlichkeit und Gastfreundschaft ihrer calabrischen Wirthe, aber nicht gleichen Wohlstandes derselben und gleich angenehmen Umgangs freuen. Unter einander sahen sie sich selten, wenn nicht zufällig

in Gassen oder Kirchen. Sir Down kam nie in das Haus Marcoli; er hielt sich ausschließlich zu dem Glarner Stauffacher, mit welchem er in der Marina die vertrauteste Freundschaft geschlossen zu haben schien. Und Linthi's Genügsamkeit, oder Stolz, nicht zudringlich um die Huld des Sonderlings betteln zu wollen, hielt hinwieder auch ihn von dessen Nähe zurück.

Der Aufenthalt in Gerace verlängerte sich von Woche zu Woche. Der französische Obergeneral schien die Schiffbrüchigen, wie eine Art Kriegsgefangener, anzusehn. Nur erst um die Mitte Aprils wurden Sir Down und der Glarner nach Monteleone ins Hauptquartier berufen; jener vermuthlich als Glied eines Volkes, mit welchem Napoleon im Krieg stand; dieser, weil er die Rolle eines Geschäftsführers beim Verkauf der gestrandeten Waaren gehabt hatte. Sie brachten aber, zum größten Leid ihrer Gefährten, die Entscheidung des Generals zurück: Alle hätten in Gerace zu verharren, bis, von Triest aus, Zeugnisse erschienen seyn würden, daß sie diejenigen wären, für die sie sich ausgäben, und in den Geschäften reiseten, zu denen sie sich bekannt hätten. — Man mußte sich dem Ausspruch des Gebieters schweigend unterziehn. Alles seufzte unter dem Joch der Langeweile. Nur im Hause

Marcoli empfand es Keiner, wo die beiden Gäste bald heimisch, wie Genossen der Familie, standen.

Besonders schnell schwang sich Cecchino, durch Anmuth, Witz und Muthwillen, in die Gunst der Frauenzimmer empor. Dabei versäumte er nicht, auch sein Aeusseres gefälliger auszustatten. Schon in den ersten Tagen trat er verwandelt, wie die Raupe in den glänzenden Schmetterling, auf, mit wechselnder Tracht; bald in königsblauem, bald in grünem Wamms, vom feinsten Tuche; dazu Schifferhosen von Nankin; die feinste Wäsche; um den Kopf ein schwarzes Seidentuch geschlagen, unter welchem stellenweis noch schwärzeres Locken-haar hervorkroch; darüber ein leichter Strohhuth mit breitem Rande. Der junge Mensch nannte Frau Marcoli, die mit sichtbarem Wohlgefallen seiner Launen pflegte, nur Mütterchen; und die schöne Eufemia ließ sich's gern gefallen, wenn er sich ihren Cavaliere servente hieß. Sie stickte ihm dafür auch mit künstlichen Fingern in die Zwickel seines Kopftuchs Kreuze von Rosen. Sogar Fortunatus fand ihn liebenswürdiger, und selbst die Gesichtsfarbe des Creolen um vieles milder als sonst, sei es, daß sich die Augen an derselben gewöhnt, oder Kopftuch und Haar mit ihrer Schwärze eine angenehme Täuschung bewirkt hatten.

Auch Herr Linthi hatte sich, nach Cecco's Beispiel, der Schiffbruchgewänder entledigt, und

seine jugendlich-kräftige, schlanke Gestalt mußte dabei nicht wenig gewinnen. Die Schönen von Gerace waren Kennerinnen. Sie zeichneten ihn aus, und Eufemia mußte es dulden, von ihren Gespielinnen oder Freundinnen seinetwillen eben so viel geneckt, als beneidet zu werden.

Die Tochter Marcoli's, in ihrer Unbefangenheit, nannte ihn aber selbst den schönsten Mann beider Sicilien; bewunderte vor Allem sein lockiges Haar, aus gediegenem Golde gekräuselt, wie sie es nannte, und betrachtete ihn oft aus der Ferne mit brennenden Blicken. Dennoch verlor sie sich nie gegen ihn aus den strengen Formen der Höflichkeit; ihr Wohlgefallen schien mehr Sache des Geschmacks, als des Herzens. Sie trat ihm nicht näher, nicht ferner, als seit dem ersten Abend.

Er hinwieder, bei allen Aeusserungen zarter Aufmerksamkeit, blieb sich nicht minder gleich. Für Mutter und Tochter war er derselbe. Mit ruhiger Gutmüthigkeit nahm er eben so gern die Einladung zu einem Kartenspiel an, als den Arm der reizenden Eufemia zu einem einsamen Lustgang. „Die Natur hat ihm Alles gegeben,“ sagte Eufemia, sagten die Mädchen von Gerace: „Alles, aber das Herz vergaß sie bei ihm.“

Wir wollen nicht entscheiden, ob es Mangel des Gefühls, oder Macht der Grundsätze war, was in so gefährlichen Umgebungen seine Beson-

nenheit rettete. Aber läugnen konnte man nicht, daß er zu lieben fähig sei, wenn man seine Freundschaft voll inniger Zärtlichkeit gegen den jungen Sicilianer sah, die dieser mit noch größerer Innigkeit und Begeisterung erwiederte. Man nannte sie auch nur die Unzertrennlichen.

Dies hinderte aber den kleinen Sicilianer nicht, mit eben so vieler Schwärmerei an Eufemien zu hängen, die dagegen nicht unempfindlich war. Sie bewunderte nur den Schweizer, aber für den lieblichen Cecchino schien sie mehr als Bewunderung zu kennen. Die ersten, leichten Tändeleien beider gingen bald in stille Vertraulichkeit über, und schon nach den ersten Tagen bemerkte man, daß sie Geheimnisse mit einander zu theilen hatten.

Fortunato mochte es etwas seltsam finden, daß ein Mädchen so leicht das Herz an einen hübschen Knaben verlor, der ungleich jünger, als seine Geliebte war; oder daß selbst Frau Marcoli voll mütterlichen Wohlgefallens den bedenklichen Tändeleien der zwei lebhaften Wesen zusah. Aber ihm ward es für Frieden und Ruhe des unerfahrnen Cecchino bange, der an den Schwellen des Jünglingsalters das Vorwehn jener stürmischen Leidenschaft mit Vergnügen empfand, die so manches Lebensglück zu verwüsten pflegt.

„Es wäre Wohlthat für uns, wenn uns

General Reynier bald von Gerace fortschickte, oder freispräche!« sagte er zu Cecchino, da sie beide am Abend eines heißen Tages mit einander lustwandelten.

— Wohlthat? Ists Ihr Ernst? Sie scheinen sich in Gerace aber doch zu gefallen?

» Und warum nicht, so lange die Nothwendigkeit gebietet? Zwar bekenn' ich, daß mir die calabresische Wirthschaft nicht ganz zusagt, wo man auf Felsen nistet und die üppigen Thäler verwildern läßt; wo es von Kirchen strotzt, von Betern wimmelt, und man einander mit Messerstichen zahlt. Aber ich könnte mit den Blaumützen Blaumütze, mit den Hottentotten Hottentott werden, und mich in Alles fügen, wenn ich hieher verdammt würde. Allerdings das Haus Marcoli —

— Und Marcoli's schöne Tochter nicht zu vergessen, Signor Fortunato!

» O Cecchino, wahre Dein Herz vor den Strahlen dieser Sonne! Du spielst ein gewagtes Spiel, in das Dich Langeweile und Schönheit lockten. «

— Sie erweisen mir doch nicht die Ehre, ein wenig eifersüchtig zu werden?

Fortunato warf einen Seitenblick auf Cecco, der ihn schelmisch bei einer Frage anlächelte, die mit seinem Alter von fünfzehn oder sechszehn Jahren noch keine Verbindung haben zu können

schien. Indessen erinnerte er sich, daß die sicilianische Sonne eine andere, als hinter den kühlen Alpen sei, und daß sich hier junge Mädchen und Knaben schon mit Blumen werfen, wenn dort noch mit Schneebällen.

„Eifersüchtig?" sagte der Schweizer lächelnd: „Nein, wahrhaftig gar nicht."

— Sie sind Ihrer Eroberung allzugewiß.

„Davon ist keine Rede. Ich möchte nur einen gewissen, hübschen Pagen, den die Weiber schon früh verhätschelten, ein wenig warnen, sein Herz zu hüten."

— Ihre Güte, Signor Fortunato, verpflichtet mich sehr, wenn sie auch an mir irre geht. Also Sie warnen mich vergebens. Und wie? erlauben Sie, Ihnen die Warnung für sich zurückzugeben? Lieben Sie Eufemien wirklich?

„Warum fragst Du mich das? Was bewegt Dich dazu?"

— Weichen Sie mir nicht damit aus, Signor Fortunato.

„Antworte mir zuvor, liebes Kind, und offen."

— Offen? — fragte Cecco zurück, indem er stehn blieb und, in sonderbarer Verwirrung, das Gesicht bald abwandte, bald einen Blick voll verborgener Gluth auf Fortunato lenkte, als möcht' er dessen tiefstes Innere ergründen. Dann verbarg er das Gesicht in beiden Händen und sagte:

o Fortunato, stürzen Sie mich von der ersten Felswand in einen Abgrund, ich werde zerschmettert weniger leiden, als wenn Sie die Tochter Marcoli's — —

„Höre mich an, Cecchino!“ unterbrach ihn Fortunat bestürzt, als er den jungen Menschen in einer fieberhaften Wildheit vor sich erblickte.

— Nein, nein! Lassen Sie mich ausreden. Ich will, ich muß ein Geständniß vollenden. Lange schon hab' ich diesen Augenblick gesucht. Wenn Sie Eufemien lieben — — Hier verstummte Cecco plötzlich. Ein Schauder schien ihn zittern zu machen.

„Vollende!“ rief Fortunat ungeduldig.

— Wissen Sie noch nicht Alles? sagte jener und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Und was denn?“

— So werd' ich verloren seyn! — seufzte Cecchino leise vor sich hin.

„Nicht doch, liebe Seele!“ sagte Fortunat, indem er die Hand seines jungen Freundes ergriff: „Eufemiens Liebenswürdigkeit hat meinen Pulsschlag noch keinen Augenblick geändert. Es wäre in meinem Verhältniß einem Verbrechen gleich, eine Leidenschaft, eine Hoffnung im Herzen der harmlosen Jungfrau zu entzünden, selbst wenn ich mich gegen sie nicht gleichgültig fühlen würde. Es wäre Verbrechen, Marcoli's Gastfreundschaft

gewissenlos zu benutzen, um seinem Hause den Frieden zu stehlen; es wäre — —

— Sie sind also vermählt? — sagte Cecco, und schlug voll Ernstes die Augen zu ihm auf.

„Keineswegs. Wer spricht denn davon?“

— Einer Andern verlobt?“

„Noch minder. Ich trage mein Herz frank und frei in der Welt herum, wo es noch niemand verlangte und ichs niemandem anbieten konnte. Bei geringem Vermögen, überall Fremdling, von jeher auf Reisen, im eigenen Vaterland entbehrlich, ohne Vater und Mutter wie Melchisedek, nur kein König und Priester, wie er, steh' ich in Gerace, wie in London und Peking, oder in der Wüste Sarah, allein.“

— Allein? — sagte der Knabe schmeichelnd, aber mit einem Ton freundlichen Vorwurfs.

„Nur Dich hab' ich!“ setzte Fortunat verbessernd hinzu: „ich bin nicht mehr allein.“

— Ich glaube und vertraue! Und Sie? trauen und glauben Sie mir?

„Muß ich denn nicht, trotz Deinem verschwiegenen und räthselhaften Wesen? Und wenn mich zuweilen mancherlei Bedenklichkeiten über Dein Geheimthun anwandeln, widerlegt mich Dein verführerisches Unschuldsgesicht. Nein, Du bist zu jung, um schon ein Verbrechen verbergen zu müssen.“

Der junge Mensch trat bei dieser Aeusserung einen Schritt zurück, warf einen festen, kundschaftenden Blick auf jenen und sagte mit einer stolzen Haltung: „Signor Fortunato, ich sehe ohne Erröthen in meine Vergangenheit zurück. Jetzt sind wir französische Gefangene. Meine Zunge ist gefesselt; sie wirds nicht immer seyn. Trauen und glauben Sie Ihrem jungen Freunde ohne Arg.“

„Und Eufemia?“ fuhr Herr Linthi lächelnd fort.

— Lassen Sie mich tändeln. Bleiben Sie für mich und meinen innern Frieden ohne Sorge, wie mich Ihr Wort auch für Sie beruhigt hat.

14.

Ein Aufschluß.

Bei aller Gutmüthigkeit des Schweizers mußte ihm doch das verlangte „Trauen und Glauben“ nicht ganz leicht werden. Denn der Zufall machte ihn ungesucht zum Zeugen von einzelnen, kleinen Ereignissen, die das Treiben des Creolen noch zweideutiger darstellten.

Er sah diesen bald anfangs im Hause Marcoli auffallend bemüht, Gunst oder wenigstens Aufmerksamkeit des närrischen Capo Ruota an sich zu ziehn. Er neckte ihn auf lustige Weise; er überhäufte ihn mit bombastischen Lobreden auf

seine Gelehrsamkeit, auf seine demosthenische Rednergabe; er pries seinen politischen Tiefblick und weissagte aus den Linien seiner Handfläche, daß er die höchsten Staatsämter zu bekleiden bestimmt sei.

Alles das schien nur auf Belustigung der übrigen Gesellschaft berechnet zu seyn. Man lachte, man stimmte in den Ton des muthwilligen Burschen ein, und bewunderte dessen Einfälle. Aber mitten in diesen Neckereien, oft gerade dann, wenn sie am ausgelassensten oder kindischsten waren, und jedermann fürchtete, der Signor Pasquale werde Unrath merken und zornig werden, ließ sich gewahren, daß der Page nicht nur seinen Mann vollkommen kannte, sondern daß er mit dessen frühern Verhältnissen vertrauter seyn müsse, als selbst die Familie Marcoli. Denn der wunderliche Cavaliere, als wenn er Anspielungen auf ihm, wie er glaubte, allein bekannte Dinge erriethe, sprang dann jählings in die Höhe, starrte den Knaben mit vorgestrecktem Hals an, und stieß seinen gewöhnlichen Schimpf- oder Fluchruf in sicilianischer Mundart aus: „Vacabunnu Mariolu! wer sagt das?“ ließ sich dann aber eben so plötzlich wieder, bethört durch die Schmeicheleien des listigen Burschen, besänftigen und von ihm, wie ein Lamm, dem geselligen Vergnügen opfern.

Cecco aber schien eben so viel Geschmack an dem häßlichen Guitarrenspieler zu finden, als dieser

an dem unruhigen quecksilbernen Plagegeist. Fortunato bemerkte mit Erstaunen diese neue Freundschaft der zwei ungleichartigsten Wesen in der Welt, und zugleich, daß sein Schützling auf jede der darum an ihn gerichteten Fragen ausweichend oder scherzweise antwortete. Cecchino ging vielmals mit Signor Pasquale allein in Marcoli's Weinberge und Güter. Sie hatten Heimlichkeiten mit einander. Man sah sie zuweilen in der Ferne beisammen in lebhaftem Gespräch, wobei Signor Pasquale nach seiner Weise den beweglichen Leib oft wunderlich verdrehte und mit Händen und Armen umherfocht.

Zu diesen Unterhaltungen gesellten sich nach und nach einzelne Bauern. Eufemia machte die Entdeckung zuerst, als sie einmal ihren flüchtigen Liebling aufsuchte, und ihn, mit einigen handfesten Calabresen beisammen, im abgelegenen väterlichen Obstgarten fand. Cecco erklärte ihr aber mit gleichgültigem Wesen, wie die Leute von ohngefähr zu ihm gerathen seien, ohne viel daraus zu machen. Eufemia freute sich indessen des Stoffs zu Belustigung der übrigen Gesellschaft; neckte den Creolen, als triebe er sich mit Verschwörungsentwürfen um; nannte ihn ihren kleinen Brutus, und plagte ihn mit Fragen, wozu er doch den breitschultrigen Marucca gebrauchen könne, den sie unter den Bauern erkannt hätte?

Vielleicht würde Fortunat Eufemiens Scherz für Scherz genommen haben, hätte ihn nicht der Name Marucca zu ernstern Vorstellungen gebracht. Er erinnerte sich desselben aus Cecco's Anrede an die Bauern der Marina Siderno. Es ward für ihn Gewißheit, daß Cecco, obgleich Creole, oder Sicilianer, in diesen Küstengegenden Calabriens bekannt seyn müsse. Doch, da dieser ihm nie deswegen Rede stand, ließ er's dabei bewenden, ohne weiter eine Neugier zu äussern, bis ihn ein neuer Zufall reizte.

Einst war er in der Morgenfrühe, da noch Alles im Hause Marcoli schlief, über die Höhe des Berges hingegangen, als er in der Ferne, zwischen Felsen und Kastanienbäumen, einige Personen erkannte, und unter denselben den Pagen der Signora Centi, so wie den Signor Pasquale. Er wagte es nicht, die Versammelten zu stören, und verharrte beobachtend auf seinem Platz. Was die Zusammenkunft allerdings verdächtigen konnte, war nicht minder das Ungewöhnliche der Zeit, oder die Abgelegenheit des Ortes, als die Traulichkeit, mit welcher zwei Bauern dem zierlich gekleideten Knaben und dem Capo Ruota beim Abschiede die Hand reichten, und dann alle, jeder einzeln nach einer andern Richtung, auseinander gingen. Signor Pasquale, die Zither, seine treue Gefährtin, unterm Arm, strich in halblautem

Selbstgespräch, mit mannigfachem Gebehrdenspiel, nicht weit vom Schweizer vorüber.

Als dieser nach einiger Zeit ihm zur Stadt folgte, fand er auf dem Wege ein zerrissenes Papier. Er nahm es auf und las die unzusammenhängenden Worte: „— Franzosen in Mileto, also nicht Palma — Sciglio aber sicher gehn —.“ Nicht diese Worte, sondern die Handschrift erregte das Erstaunen des Schweizers. Denn er erkannte sie an ihrer Eigenthümlichkeit für dieselbe, die er auf dem warnenden Zettel des kleinen Bettelbuben im Hafen von Corfu, vor kaum zwei Monaten, gefunden hatte.

Er zweifelte keinen Augenblick länger am Urheber der Warnungen auf der Austria.

„Sei vorsichtiger, liebes Kind!“ sagte er zu Cecco, als er diesem nachher das Blatt unter vier Augen zurückstellte: „General Reynier könnte Dich vor dem Kriegsgericht um den übrigen Theil des Inhalts fragen.“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das gekritzelt?“ lächelte Cecco.

— Ein gewisses Blättchen, worin mich jemand vor dem Engländer auf der Austria warnte.—

„Oh!“ rief der Knabe laut und hielt beschämt beide Hände vor's Gesicht: „Er weiß es! Er weiß es!“

— Nun weiß ich noch mehr.

„Und was denn?“

— Das Wappen auf dem Türkis Deiner Nadel, und auf dem Brief, welchen mir der englische Fregatten-Sekretär gab, sind sich nicht unähnlich.

„O, welch ein Strudelkopf bin ich!“ schrie Cecco überrascht und lachend: „und Sie, sind Sie so schlau? Ich traut' es Ihrer frommen Miene kaum zu. Man muß sich vor Ihnen wohl hüten.“

— Du bekennst mir also? Wie kamst Du dazu, mich vor Sir Down so ängstlich und heimlich zu warnen?

„Nun ja, ich will beichten. Der treue Barnaba, einer unserer Leute, sagte mir, der Engländer drohe, Sie umzubringen. Sie hatten mir Theilnahme eingeflößt. Mit Ihnen zu sprechen, war mir auf dem Schiffe nicht erlaubt. Also mußte Ihnen Barnaba meinen Zettel durch einen Corfioten in die Hand spielen; den ersten schrieb er selber. — Wissen Sie nun, was Sie daraus zu lernen haben?“

— Zum Beispiel? denn ich liebe die Nutzanwendungen!

„Daß Sie mir auch auf der Austria schon theuer waren, ehe Sie mich kannten; ferner, daß ich, trotz dem schelmischen Blick der blauen Augen da, die Bürgschaft Ihrer Gesichtszüge annahm,

und Ihnen den Brief an die Marchesa Vioganni durch den Fregattenschreiber zustellte, den der unglückliche Barnaba aus Messina kannte.“

— Aber der Brief ist verloren.

„Lebt doch der Briefträger! Ich habe nun einen Andern geschickt; und Sie selbst bringen mir ja hier ein Stück von der Weisung, die ich demselben durch den närrischen Vetter Pasquale, über den zu wählenden Weg, ertheilte. — Sind Sie nun aufrichtig erbaut?“

— Die Beichte ist nicht vollständig. Was hast Du, wie ein Verschwörer, mit calabrischen Bauern heimlich abzuthun?

„Man beichtet keine Sünde, bis sie vollbracht ist. Ich bin vollkommen unschuldig. Adio, lieber Beichtvater.“

15.

Der Schreckenstag von Gerace.

Von dieser Zeit an beobachtete Herr Linthi Leben und Treiben seines jungen Freundes schärfer; weniger aus Neugier, als Besorgniß für den wunderbaren Knaben, den leichter Sinn, Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens und Erfahrungslosigkeit zu gefährlichen Uebereilungen winken konnten. Aber nichts ließ sich mehr von jenen etwas verdächtigen Zusammenkünften entdecken; und der Capo Ruota war, mit seiner Guitarre, seit jenem

Tage in Gerace unsichtbar geworden. Dagegen konnte gegen Eufemien das feurige Blut des Creolen die Leidenschaft der ersten Liebe um so weniger verhehlen, je länger und vertrauter er in der Nähe des Mädchens lebte, welches, unbewacht und spielend, die Flamme selbst mit Vergnügen anzufachen schien. Nicht ohne Grund fürchtete Fortunat, bei der heftigen Gemüthsart seines Lieblings, den Augenblick, da sie von Gerace scheiden müßten. Ein Zufall, Folge eines schrekkenvollen Ereignisses, entschleierte ihm Cecchino's Zustand ganz.

An einem schönen Abend, es war der zweiundzwanzigste April, begab sich der junge Schweizer in die Weingärten des Signor Marcoli, wohin die Familie schon Nachmittags vorausgegangen war. Längs dem Berge weideten, im hohen Grase der Wiesen, Schafheerden, zwischen blühenden Birnen- und Aepfelbäumen. Wilde Granatenbüsche streuten hin und wieder ihre feuerfarbenen Blumen, wie glühende Kohlen, auf den Fußweg aus; während lange Reihen von Citronen- und Pomeranzenbäumen ihn abwechselnd mit Schatten und Wohlgerüchen bedeckten. In zauberhafter Abendbeleuchtung brannten Meer und Land. Fortunatus glaubte nie die Natur in einer wollüstigern Ueppigkeit erblickt zu haben.

Ziemlich gleichgültig gegen diesen Zauber,

saßen der Herr Marcoli nebst dessen Gemahlin, einige Bürger von Gerace, und einige Mönche und Weltpriester, im Schatten einer alten Mauer, durchs Kartenspiel beschäftigt. Rankende Weinreben und barbarisches Lycium flochten eine kunstlose Laube über den Tischen, von welchen her Fortunatus schon aus der Ferne das Auflachen oder Fluchen der geistlichen und weltlichen Herren hörte. Cecco aber und Eufemia fehlten. Sie waren im angrenzenden Wäldchen. Er ging sie aufzusuchen.

Noch nicht weit in die grüne Dämmerung der alten Kastanienbäume eingedrungen, sah er beide; allein in einer Beschäftigung, welche dem Lauscher verrieth, mit wie vertraulicher Zärtlichkeit sie die Einsamkeit zu benutzen wußten. Unter einer breiten Steineiche saß die schöne Eufemia; neben ihr, im dunkelgrünen Rasen, lagerte der glückliche Knabe, halb auf ihren Schoos gelehnt. Sie hatte sein Haupt mit einem Kranz wilder Blumen geschmückt, die sie noch malerischer zu ordnen im Begriff stand. Er schien ungeduldig zu seyn, und davongehn zu wollen. Sie hinderte es kosend, und belohnte seinen Gehorsam von Zeit zu Zeit mit einem ihrer Küsse. Endlich gab sie ihm die Freiheit. Er flog davon. In einiger Entfernung suchte er an den Felsen und offenen Waldplätzen Blumen, die er, vermuthlich zu einem

Kranze für die Geliebte, mit Sorgfalt pflückte. Sie verfolgte unaufhörlich mit ihren Blicken den liebenswürdigen Sammler.

Noch betrachtete Fortunatus, nicht ohne Wohlgefallen und nicht ohne eine gewisse Beklemmung, dies idyllische Schauspiel. Da ward die tiefe Stille des Waldes plötzlich von einem schweren Schlage unterbrochen. Es hallte, wie dumpfer Donner. Der Boden dröhnte. Der bestürzte Schweizer fühlte unter seinen Fußsohlen ein Hin- und Herzucken des weichen Rasens, auf dem er stand, und verlor das Gleichgewicht. Er taumelte gegen einen dicken Baumstamm hinterrücks.

Es war volle Luftstille. Aber ein wunderbares Geräusch, wie Sturm, zog schwer durch den Wald her. Es kam langsam näher, mit dumpfem Getöse; etwa wie das Treiben wilder Eber, welche verwachsenes Walddickicht durchbrechen. An einer Stelle bewegten und schüttelten sich die Bäume, beugten ihre Wipfel tief in das Gezweige der nahe stehenden, und zerrissen sie gewaltsam. Es ließ sich unklar im Finstern der Gebüsche, zwischen stillstehenden und nebenbei zersplitternden Bäumen, ein dunkles, gestaltloses Ungeheuer gewahren, gleich jenen ungeschlachten, schwerfälligen Riesenthieren der Urwelt, deren kolossale Gerippe die Ohio-Ufer und Siberien noch der erstaunten Nachwelt zeigen. Die Erde

zitterte unter jedem Schritt, nnd das Gehölz ward, wie schwaches Schilfrohr, zertreten.

„Jesus Maria!“ schrie eine Stimme. Eufemia flog, ein bleiches Bild des Entsetzens, mit diesem Angstruf daher. Ihre Schritte waren hastig und unsicher. Fortunatus trat ihr entgegen, fing sie in seinen Armen auf und hielt die Schwerathmende an seiner Brust. In einiger Entfernung ließ sich wildes Klagegeschrei und lautes Beten mehrerer Menschen vernehmen; ohne Zweifel aus der Laube, von welcher vorher noch fröhliches Gelächter erklang.

In eben diesem Augenblick trat aus dem Gebüsch und Unterholz, schwerfällig und ruckweis, wie ein wandelnder Berg, in Moos, Gras und zerquetschtes Laub gehüllt, ein mächtiger Felsblock hervor, welcher die ihm von der Hand des Schöpfers angewiesene Heimath des Gebirgs verließ. Nun aber, am Abhang der Höhe, sprang er mit wachsender Stärke, in großen Sätzen, Alles und sich selber zertrümmernd, mit Krachen in den Thalgrund.

Fortunatus, der dies mit Grausen gesehn, das zitternde Mädchen im Arm tragend, war auf die Seite gewichen. Ihre Wange an die seinige gelehnt, seufzte sie endlich: „Ein Erdbeben! Steh uns Gott mit allen seinen Heiligen bei!“ Indem sie sich erholte, bog sie erröthend den Kopf zurück,

und wand sie sich schämig aus dem Arm ihres schönen Beschirmers.

Aber zugleich ertönte nahe bei ihnen ein kurzer und durchdringender Schmerzensschrei. Sie blickten hin. Es war Cecco. Er stand mit erdfahlem Antlitz, stumm und bewegungslos vor ihnen. Nur in seinen Augen funkelte ein Blitz zorniger Verachtung.

„O Cecco! helf uns Gott, ein Erdbeben!“ rief Eufemia, indem sie zu ihm eilte: „Welch Unglück!“

Er stieß sie mit vorgestreckter Hand zurück und erwiederte mit bitterm Lächeln: „Allerdings Unglück; ich beklag' es, die Umarmung gestört zu haben. Legen Sie sich nicht Zwang an. Ich werde mich entfernen.“

„Wollen Sie noch scherzen, während die Berge zusammenfallen?“ fragte Marcoli's Tochter.

„Bemerkten Sie wirklich die Kleinigkeit, Signora?“ entgegnete er: „Ich glaubte, Sie hätten an seiner Brust einen Weltuntergang vergessen müssen.“

Fortunatus betrachtete ihn kopfschüttelnd und sagte: „Cecchino, welche Sprache!“

„Signor Fortunato Linthi, es ist die Sprache des Enttäuschten!“ versetzte mit stolzer Kälte der junge Mensch; dann, die Augen gen Himmel

gewandt, drückte er die Handflächen gegen seine Brust, als leid' er einen tiefen Schmerz, wandte sich ab und verschwand im Gebüsch.

Fortunato führte Eufemien schweigend zu ihren Aeltern. Diese waren aber mit den Mönchen und Priestern schon auf der Flucht zur Stadt. Aus der Stadt aber flüchteten die Menschen ins freie Feld. Hie und da lagen einzelne Beter, oder Haufen derselben, kniend in Wiesen und Aeckern; andere rannten, gejagt von Todesschrekken, den Berg hinunter. Man sah sogar die französische Besatzung in großer Eil nach der Küste ziehn, wo sie in der That auch die Nacht, theils am Strande, theils auf Fischerbooten, zubrachte.

Es ist unglaublich, welche Furcht das Naturereigniß über das Städtchen gebracht hatte, ungeachtet fast kein Jahr vergeht, ohne dergleichen Erscheinungen zu wiederholen. Fortunatus, der im Getümmel der Leute, und in der Dämmerung, Eufemien verloren hatte, fand die Gassen von Gerace ausgestorben, die Häuser verlassen. Er trieb sich noch einen guten Theil der Nacht in den Feldern suchend umher, ohne einen der Hausgenossen zu finden. Dann kehrte er zurück und schlief im leeren Gebäude allein.

16.

Die Trennung.

Erst am folgenden Tage bevölkerte sich allmälig die stille Bergstadt wieder; eben so das Haus Marcoli. Auch Cecco fand sich ein, aber nicht mehr der Vorige. Sein ganzes Wesen hatte Verwandlung gelitten. Der alte Muthwillen war bedachtsamer Ernst geworden; das einschmeichelnde Gefällige, trockne Höflichkeit; der muntre Witz, erzwungener Scherz. Fortunatus errieth den Grund dieser Veränderung; aber vergebens bemühte er sich, dem Erzürnten zu versöhnen, oder ihn auch nur zu bewegen, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten, damit er ihm den Dorn der Eifersucht aus der Brust ziehn könne. Etwas glücklicher schien Eufemia zu seyn. Ohne ihr wieder so nahe, als sonst zu stehn, beobachtete Cecco doch gegen sie alle die kleinen Artigkeiten, zu welchen ihn Achtung gegen das weibliche Geschlecht, Sitte und Gastfreundlichkeit des Hauses verpflichteten.

Zwar gewann er endlich nach mehrern Tagen die sonstige Lebhaftigkeit wieder, aber sie schien mehr aus einem innern Kampf und einer glücklichen Selbstüberwindung, als aus jenem änderlichen Flattersinn des Knabenalters hervorgegangen zu seyn, worauf sein Freund gerechnet haben

mochte. Diesem wich er überall aus, so viel es irgend der Anstand erlaubte; und nur zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubte, heftete er auf denselben lange, düstre Blicke. Wieviel der junge Mensch litt, verrieth sich in den verweinten Augen, mit denen er zuweilen in der Gesellschaft erschien.

Der alte Friede war gebrochen. Fortunatus duldete dabei nicht viel minder, als das wunderliche Kind. Er hing an diesem mit einer größern Zuneigung, als er vorher gewußt. Er konnte den Verlust von dessen Freundschaft nicht ertragen. Vergebens ward er über die Thräne unwillig, die ihm, wenn er allein war, ins Auge stieg, sobald er des abtrünnigen Lieblings gedachte. Er konnte, wenn Cecco ganze Tage ausser dem Hause in anderer Gesellschaft zubrachte, was von nun an nicht selten geschah, seine ungeduldige Langeweile kaum verbergen, seiner Sehnsucht nach dem Knaben nicht Meister werden. Ja, diese ging in eine Art Eifersucht über, als er den halbvergessenen Sir Georg Down mehrmals in Cecco's Begleitung begegnete. Er hatte den Muth nicht, beide anzureden. Es trat eine Bitterkeit in sein Gemüth, wie Menschenhaß, da er sich von denen zurückgedrängt fühlte, welchen er das Leben gerettet, und die er geliebt hatte, wie undankbar sie auch gewesen seyn mochten.

In diesen martervollen Verhältnissen verstrichen drei Wochen. Er sehnte sich weit hinweg von Gerace, durstig nach einer großen Zerstreuung, die ihm allein die ehemalige Stille des Gemüths zurückgeben konnte. Aber aus dem Hauptquartier erschien weder Befehl zum Aufbruch, noch zur Freilassung der Schiffbrüchigen. Es half ihm nichts, den neuen Befehlshaber des Platzes — denn auch der menschenfreundliche Lucerne war nicht mehr hier — einen Tag um den andern mit seinen Besuchen zu bestürmen. Kapitän Abram, ein sonst wackerer Degen, wies ihn Tag um Tag zur Geduld. Es half ihm nichts, bei Eufemien über Cecco's Trotz zu klagen. Das gute Mädchen hatte nur Thränen für ihn. „Ich weiß es wohl," seufzte es dann: „er thut Ihnen schmerzliches Unrecht; und mich liebt er nicht mehr. So mag er denn gehn. Bin ich ihm gleichgültig, kann ich ihn vergessen."

Auch Fortunatus machte den Versuch des Vergessens. Aber er vergaß zuletzt nur sich selbst und den Vorsatz. Sein Herz entbehrte zuviel; die Macht der Gewohnheit heischte und herrschte zu heftig. Immer und immer wieder schwebte der liebenswürdige Knabe vor ihm, dessen geistvolle Tändeleien, dessen kindliche Güte und Anhänglichkeit, dessen Starrsinn oder unbestechliche Beharrlichkeit neben dem schnellsten Wechsel der

Gemüthsstimmungen ihn bisher ununterbrochen auf eine eben so sonderbare, als angenehme Weise, ausschließlich beschäftigt hatten.

Zuletzt, ärgerlich über die eigne Schwäche, führte ihn, im Kampf mit übermächtigen Gefühlen, gegen welche alle Gründe der Vernunft eitel blieben, ich möchte sagen, ein Instinkt des Geistes, der seine Hoheit nicht aufgeben kann, den richtigern Weg. Er beschloß, sich und die Sache gehn zu lassen; nicht das Unmögliche, nicht plötzliche Ausrottung seiner Erinnerungen, Gewöhnungen und Neigungen zu versuchen, sondern mit dem Leichtern zu beginnen; Zerstreuungen aller Art zu wählen; den Knaben auf dem ehemaligen Fuß zu behandeln, ohne höhere Theilnahme gegen ihn, als gegen Andere, und immer gleichsam sich selber im Lauf der Gedanken und Empfindungen zu unterbrechen, sobald sie ihre alte Richtung nehmen wollten. In diesem innern Kriege gegen sich selber, und der ist ja der schwerste sogar des Welteroberers, bewaffnete er, wider Gefühle, Gefühle, Männerstolz gegen die weinerliche Weichheit, Unwillen der Verkanntheit gegen die undankbare Freundschaft, und Selbstachtung reifern Alters gegen den Schmerz durch Kränkungen von einem verzogenen Kinde.

Er mußte sich im Stillen freilich selber über seine Kunst und Mühe wundern, in einer dem

Aeussern nach unerheblichen Sache, Herr von sich zu werden. Aber er irrte mit vielen andern Söhnen Adams, die eine allfällige Neigung für bedeutungslos halten, oder es Thorheit nennen, ihr zu entsagen, so lange sie keine Schädlichkeit zeigt. Die unschuldigste Neigung ist schuldig an uns geworden, wenn Nichtstillung derselben größeres Mißbehagen, als ihre Befriedigung Lust bringt.

Was jedoch der besonnene Jüngling thun mochte, sich vom Zauber der Verhältnisse loszuringen: sein Schicksal verstrickte sich immer tiefer in die Schicksale des Creolen.

17.

Zufall in der Ruine.

Mehrere Tage nach dem Erdbeben kehrte er von einer jener Lustwanderungen, die er allein, oder in Gesellschaft Anderer, zu machen liebte, und eben jetzt mehr, denn sonst, seiner Zerstreuung willen, wiederholte. Es war ein schwüler Tag gewesen. Die abendliche Sonne, durch Wetterwolken ziehend, schoß, von Zeit zu Zeit, stechende Strahlen.

Der junge Mann befand sich schon nahe am Städtchen, als unversehens ein Gewitterregen mit wolkenbruchartigen Strömen niederrauschte. Er

floh gegen ein verfallenes Gebäude, welches ohnweit seines Wegs halb im Schutt lag, ein trauriges Denkmal der furchtbaren Naturereignisse vom Jahr 1783. In einer Art Vorhalle, unter dem Bruchstück eines zur Hälfte niedergestürzten Gewölbes, fand er Schutz. Das Mauerwerk umher, in mannigfaltigen Rissen zerspalten, hing kaum noch zusammen. An einer Wand sah man das in Stein gemeisselte Wappen des fürstlichen Hauses Grimaldi, welches seit alten Zeiten oberherrliche Rechte über Gerace und die Umgegend gehabt.

Fortunatus stand im Begriff, um eine leere Zeit des Wartens auszufüllen, die übrigen Theile der Ruine zu besichtigen, als er Tritte und Stimmen von Personen hörte, die wahrscheinlich aus gleicher Ursache, wie er, in dies öde Gemäuer geflohn waren. Eine der Wände trennte sie von ihm. Er erkannte deutlich, an Ton und Redensarten, den gelehrten Vetter Pasquale, welcher schon seit mancher Woche nicht mehr im Städtchen erblickt worden war. Aber mit noch höherm Erstaunen vernahm er dazu die Stimme Cecco's. — Fortunatus verhütete nun die leiseste Bewegung.

„Aber welchen Grund hatte er, Sie, vortrefflicher Cavaliere, zu verhaften?“ sagte Cecco: „Ihr langes Ausbleiben hat mich fast krank gemacht. Nun sterb' ich vor Ungeduld, Alles zu

erfahren. Geschwind, den Brief der Marchesa Vioganni?"

— Zum Glück gab sie mir keinen. Sie und Graf Ribera leben in Todfeindschaft gegen einander.

"Keinen Brief? Und das nennen Sie Glück? Ich nenn' es mein Unglück!"

— Mit nichten, Signor Cecco. Ich bin so alten Adels, glaub' ich, als der Graf. Aber wär' ihm ein Brief in die Hände gefallen, er hätte mich, wie seinen Lehnbauer, gestriegelt. Meinen Sie, man würde mir, wie einem guten Edelmann, den Kopf mit dem Beil abgeschlagen haben? Nimmermehr; an den ersten besten Baum hätten sie mich aufgeknüpft!

„Mein Schreiben aber an die Marchesa?"

— Das ist eine andere Frage! Merken Sie sich, junger Herr: Signor Pasquale hat schon tausend Advokaten mit langer Nase aus den Gerichtssälen verschickt; Vacabunnu Mariolu! was mögen ihm sicilianische Bauern an?

„Der Ruhm Ihrer Klugheit, Signor Cavaliere, ist weltkundig. Erzählen Sie, mit welcher List Sie zur Marchese gelangten? Ich brenne vor Begierde, Ihre Thaten zu bewundern. Warum brachten Sie den Pietro Marucca nicht, mit sich, her?"

— Pietro? Ho, der dient unter den Fahnen

des tollen Cancellieri und fährt im Land herum, oder doch im Lande der Todten.

„Wo sahen Sie den Cancellieri? Sie meinen den Vivenzio?“

— Ja, den wüthenden, tollen Hund! Graf Ribera ist neben dem ein heiliger Engel; aber freilich ein blinder. Der rasende Cancellieri führt ihn, wie der Hund den augenlosen Herrn. Im Grunde sind sie Alle blind. Sie wissen nicht, daß sie mir in die Hände arbeiten und immer mir. Sobald ich mit Marucca nach Reggio kam — —

„Um Gotteswillen, nach Reggio? Ich befahl nach Sciglio!“

— Sciglio? Warum? Die Dinge haben längst geändert. Der Prinz von Hessen=Philippsthal hat, von Messina herüber, 6000 oder 8000 Sicilianer in Reggio ausgeschifft. Voran schwärmten zu Tausenden calabresische und sicilianische Bauern. Still! ganz still, sag' ich. Alles ist von mir, ich sage, von mir angestellt. Die Leute wissen nicht, wer ich bin? Geduld! in wenigen Tagen sind die wilden Banden bei uns in Gerace. Ich lasse sie kommen.

„Also der Prinz von Hessen=Philippsthal wirklich schon in Reggio?“

— Weiter, weiter! schon in Seminara. Die Franzosen können nicht Stand halten; laufen wie Hasen vor Windhunden. Weiter, weiter! der

Prinz steht schon zu Gioja, zu Nicotera. Weiter, weiter! er marschirt gegen Mileto. Mit den Franzosen ist's aus! König Joseph packt ein. Ferdinand und Karolina in Palermo sind reisefertig, ihren Einzug in Neapel zu halten. Aber merken Sie sichs, junger Herr: Keine Rechnung ohne Wirth! Mehr sag' ich nicht. Gewisse Leute, wohlverstanden, gewisse Leute, werden dem alten König und seiner Königin die Rechnung machen. Damit ist Alles gesagt! Alles!

„Alles und Nichts! Belieben Sie sich deutlicher zu erklären. Also wären wir vor den bewaffneten Banden der Sicilianer keinen Augenblick mehr gesichert? Ich glaube kaum daran. Die französische Besatzung würde davon Wind bekommen haben.“

— Blind sind sie, blind, alle blind, Franzosen und Sicilianer.

„Und Graf Ribera selbst ist mit den bewaffneten Bauern?“

— Versteht sich! Dick, wie Bienenschwärme, wie Heuschreckenschwärme, fahren sie durchs Land. Der Graf ging von Sciglio gegen Monteleone. Der Cancellieri will mit seinen Leuten auf englischen Schiffen nach St. Eufemia oder Amantea, den Franzosen in den Rücken.

„Das steht schlimm, Signor Capo Ruota. Was wird denn aus uns armen Schiffbrüchigen?“

— Pah! man metzelt nur die Franzosen nieder; Euch Andern läßt man leben. Weiter nichts. Dann machen wir uns an die Sicilianer, und setzen alle Prozeßformen auf die Seite. Wir vespern sie kurzweg. Merken Sie sich das! wir vespern sie auf gut sicilianisch. Aber das bleibt unter uns.

„Allerdings! doch möcht' ich — — “

— Beileibe, keine Sylbe davon! Sie schwören mir — —

„Nun, ich schwöre bei allen Heiligen. Wollen Sie mir aber endlich auch das Schicksal meines Briefes sagen?

— Ich übergab ihn der Signora Marchesana Vioganni; und Pietro händigte ihr zugleich, mit mir, den seinigen ein.

„Sie sind ein unvergleichlicher Mann, Signor Cavaliere. Und weiter! Wo, wie war die Marchesa?“

— In ihrem Pallaste vor der Stadt. Wir wurden köstlich bewirthet. Ich empfing ein Prachtzimmer und drei Bediente. Sie nannten mich nicht anders, als Signor Cavaliere. Doch das beiläufig; denn man weiß doch nicht, wer ich bin.

„Sagt' ichs Ihnen nicht vorher, man würde Sie auf Händen tragen?

— Die Marchesana gab mir beim Abschiede ein Reisegeld, nicht geringer, als ein Präsident

der königlichen Kammer Monatssold bezieht. Im Nothfall soll ich Sie, junger Herr, mit Geld unterstützen, um nach Sciglio zu gelangen.

„Ich? allervortrefflichster Cavaliere, ich? nach Sciglio? wie gerathen Sie auf den tollen Einfall? das kann die Marchesa nicht wollen. Gewiß hat die Marchesana nicht davon gesprochen. Ihr herrliches Gedächtniß irrt.“

— Signor Cecco, merken Sie das! Ein Mann, der alle Constitutionen des Reichs, seit König Rogers Zeiten, inne hat, item, die Uebungen des Gran Corte, dazu neun Quartbände der sämmtlichen Dispacci Karls III und so weiter, ungerechnet den dicken, doch überflüssigen Codice Canonico*), — ein Mann, sag' ich — — merken Sie das! — ein Mann — — was wollt' ich eigentlich sagen?

„Sie wollten mir sagen, warum ich nach Sciglio müsse?“

— Weil die Marchesana Vioganni Sie dort erwartet oder erwarten will, und müßte sie da, wie sie sagte, ein Jahr lang wohnen. Auf dem Schlosse werden Sie beim Commandanten den Aufenthalt der Marchesa erfahren. Sie solle, wolle, müsse mit Ihnen vom Schicksal der Donna Beatrice Piff — — Puff — — der Teufel be-

*) Gesetzbücher des Königreichs Neapel.

halte den Namen! Uebrigens es ist die Tochter des Herzogs von — — von Piff — Puff —. Merken Sie das wohl, unser einer hat an andere Dinge, als an Weibernamen, zu denken.

„Gut, gut! die Staatsgeschäfte des Königreichs reissen alle Aufmerksamkeit Ihres großen Geistes an sich. Ich verlange nichts mehr von Ihnen zu wissen, als zu welcher Zeit die Marchesa nach Sciglio herüber zu kommen denkt?“

— Pünktlich gab sie den Tag an; Sie sollten, wo möglich, nicht fehlen. Also richten Sie sich danach.

„Vortrefflich; geben Sie mir aber den Tag an. Ich werde mit unterthänigem Gehorsam erscheinen.

— Der Tag? Ich glaube, — ja, richtig! May, Juni, Juli — — übrigens mag Marucca das besser behalten haben. Auf jeden Fall steht dieser verlangte Tag im Kalender. Er wird sich darin finden lassen.

„Das glaub' ich, Scharfsinnigster aller Capo Ruota's; doch bitt' ich, besinnen Sie sich. Es liegt mir zuviel daran, den Tag zu wissen.“

— Wir und unsers Gleichen sagen zu dergleichen Nichtigkeiten: Minima non curat Praetor! Konnte sich doch selbst Graf Ribera nicht erinnern, Sie, junger Herr, je in seinem Leben bei der Marchesa Vioganni gesehn zu haben. Ich beschrieb

Ihre kleine Figur, Ihre Tracht und das Creolengesicht dazu pünktlich. Kein Steckbrief ist treuer. Umsonst. Er hatte keinen Cecco gekannt.

„Was? Wie? Hätten Sie vielleicht ——? Welcher böse Geist plagte Sie, dem Grafen Alles auszuplaudern? O aller=eseligster der Esel!“

— Vacabunnu Mariolu! Wer ist der Esel? Antwort!

„Welche Frage! Sprachen Sie nicht vom Grafen? Sagten Sie nicht, er erinnere sich meiner nicht? Und doch wissen Sie selber, wie oft Sie ins Haus der Marchesa kamen, als die schlanke Zofe Bettina Ihre Huldigungen empfing, die Undankbare, die Ihnen so manchen Streich gespielt! Und doch wissen Sie selber, daß sich die Marchesana meiner erinnerte, sobald Sie ihr das Schreiben von mir gaben? Und der Graf wußte nichts von mir?“

— Kein Wort. Er wollte immer mehr von mir erfahren; er ließ mich verhaften; drohte mich gefangen zu halten, foltern zu lassen, bis ich ihm vom untergegangenen Triestiner Schiff alle Leute genannt haben würde.

„Der Graf ist Tirann von Haus aus. Ich erstaune, daß Sie dem Wüthrich entwischen konnten.“

— Ich! ha ha! Niemand habe Kummer um mich. Ich vertröstete ihn auf Ihre baldige Ankunft

zu Messina, begleitet von Ihrem Castor oder Pollux, Ihrem Reisegefährten, Signor Fortunato, der in englischen Kriegsdienst treten möchte.

„Auch das sogar schwatzten Sie aus? Was ging das den Grafen an?“

— Warum sollt' ich aber Geheimniß aus einem rothhaarigen Menschen machen, der am hellen Tag auf den Gassen von Gerace lustwandert?

„Sie sind ein gewäschiges, altes Weib! Schaffen Sie mir den Pietro Marucca zur Stelle her, mög' er stecken, wo er wolle. Ich muß ihn morgen, muß ihn heut sprechen. Bringen Sie mir den Marucca nicht: so verwett' ich Kopf und Hals, nicht Präsident, nicht einmal Stubenfeger und Büttel der Republik sollen Sie werden.“

Hier verstummte das Gespräch. Vermuthlich hatte sich Cecco rasch entfernt; denn Pasquale rief ihm mehrmals nach, murmelte mehrere undeutliche Flüche, und stolperte über den Schutt davon.

Eine Weile später verließ auch Fortunato seinen Schlupfwinkel. Die angehörte Unterredung gab mancherlei Stoff zum Nachdenken und Vermuthen. Aber sein erster Weg war zum französischen Befehlshaber des Platzes, dem er die Nachricht von der Landung des Prinzen von Hessen-Philippsthal, und die Anzeigen vom Rück-

zug der Franzosen, als allgemeines Volksgerücht, mittheilte.

„Ich weiß das!“ sagte Kapitän Abram trocken, oder vielmehr mit erkünstelter Ruhe: „und weiß leider mehr, als das. Wir haben bei Seminara einige Leute verloren. Die Räuberbanden wachsen täglich, von Sciglio her verstärkt; machen die Wege unsicher und fangen unsre Ordonnanzen auf. Der General läßt mich auf dem verlornen Posten hier ohne Verhaltungsbefehle. Die Briganten können uns zu jeder Stunde aufheben. Ich habe meine Maßregeln jedoch getroffen. Schliessen Sie sich mit Ihren Gefährten an uns, sobald der erste Flintenschuß fällt.“

18.

Eine Zumuthung.

Mit diesem unerfreulichen Bescheid entlassen, kehrte der Schweizer in das Haus Marcoli zurück, wo er den Signor Pasquale zu finden hoffte. Seine Erwartung schlug fehl. Blos im Vorbeigehn vernahm er, der närrische Vetter habe sich sich zwar wieder gezeigt, aber nur auf kurze Zeit. Cecco fügte mit der gleichgültigsten Miene bei, der Vetter sei ihm vor der Stadt, mitten im Regen, davon gelaufen.

Es lag dem Schweizer zuviel daran, den Capo Ruota zu sprechen und auszuforschen. Er verließ daher den ganzen folgenden Tag das Haus nicht, um Gelegenheit zu finden, sich seiner zu bemächtigen. Signor Pasquale aber erschien nicht. Des andern Morgens ging Fortunatus selbst auf Kundschaft nach ihm aus; und kaum vor die Thür auf die Gasse hinaus getreten, schritt ihm grüßend einer der geistlichen Herren entgegen, der in der Familie Marçoli ziemlich heimisch war. Er hatte sich müßig auf dem Platz vor dem Hause mit andern seiner hochwürdigen Brüder gesonnet. Als der fromme Mann Fortunato's Frage nach Pasquale vernommen hatte, nickte er dienstfertig mit dem Kopf und versicherte, der sei nicht weit. Beide gingen ihn aufzusuchen. Der Priester verließ ihn einigemal, unter dem Vorwand, in den Häusern nachzufragen, wo der Capo Ruota einzukehren pflegte. Nach einer guten halben Stunde Suchens versicherte der Priester, man habe den Cavaliere so eben nach der Kapelle della Croce wandern gesehn. Fortunato kannte diese Kapelle. Sie lag, eine Viertelstunde vor der Stadt, sehr romantisch auf der Höhe, an einem Felsen, zwischen schattigen Kastanienbäumen. Der dienstfertige Priester ließ sich das nicht hindern, ihn eine Strecke Weges zu begleiten, und dann

ihn wenigstens mit den Augen noch bis zur Kapelle zu verfolgen.

In der That saß hier unter dem Vordach der Kapelle ein Bauer, der sich bei Fortunato's Eintritt freundlich von der Steinbank aufrichtete und ihn anredete, aber versicherte, der Capo Ruota, den er wohl kenne, sei nicht da. Ein Wort gab das andere. Der Bauer schien von den neuesten Kriegsereignissen in Calabrien und der gefährlichen Lage der Franzosen sehr genau unterrichtet zu seyn. Dies befremdete den Schweizer, bei der herrschenden Volksstimmung, so wenig, als die Neugier des Mannes, alle kleine Umstände vom Untergang der Austria erfahren zu wollen. Fortunatus erzählte wieder, was er schon hundertmal erzählt hatte.

Immer aber kam der Frager auf Signora Rosa di Centi und deren Begleitung zurück, indem er großes Bedauern mit deren kläglichen Tode äusserte. Wie einfältige Miene der Mensch auch machte, ward er doch dem gutmüthigen Antworter bald durch die Art seiner Erkundigungen verdächtig; z. B. wie der Creole zu der unglücklichen Signora gekommen sei? Wie die zwei andern Begleiter derselben geheißen hätten? Von welcher Gestalt, von welchem Alter sie gewesen wären? Ob noch andere Frauenzimmer das Schicksal der

Signora gehabt? Ob man von den Habseligkeiten dieser Donna nichts, gar nichts gerettet habe?

Als Fortunato ihm überall mit einem: Ich weiß nicht; ich bekümmerte mich um die Leute nicht u. s. w. erwiederte, brach der Calabrese ab, gab dem Gespräch andere Richtung, indem er dem Schweizer wohlwollenden Rath ertheilte, mit dem Pagen der unglücklichen Signora schleunigst Gerace zu verlassen und sich in den Schutz der königlich-sicilianischen Heere zu begeben. Die siegreichen Waffen derselben wären im vollen Anzug; die Streifpartheien schon in der Nachbarschaft; die Besatzung von Gerace würde, mit Allem was zu ihr gehöre, gnadenlos niedergemetzelt werden. Da Fortunato die Achseln zuckte und sich mit dem Ehrenwort entschuldigte, welches er dem französischen Befehlshaber gegeben, ohne Bewilligung des Generals Reynier sich nicht zu entfernen, warf der Bauer links und rechts flüchtige Blicke, und sagte mit auffallend geändertem Ton: „Signor Linthi, Ihre Umstände und der Zweck Ihrer Reise nach Sicilien sind mir nicht fremd. Sprechen wir daher offen mit einander. Sie suchen im Regiment Frohberg eine Offizierstelle. Es hängt von Ihnen ab, sie diesen Augenblick zu erhalten, und morgen das Patent. Haben Sie schon gedient, als Hauptmann, so versprech' ich Ihnen Majorsrang bei den Truppen des rechtmäßigen Königs

beider Sicilien. Ich bin ein Anderer, als der ich Ihnen schien.“

„Und wer also sind Sie?“ fragte Fortunato, ohne Verwunderung oder Verlegenheit zu äussern.

— Im Dienst des Königs Ferdinand. Verlassen Sie Gerace auf der Stelle. Die Handvoll Franzosen in der Stadt ist schon jetzt verloren. Ich kam und überzeugte mich von der Lage der Dinge hier mit eignen Augen. Das Nest, sammt den Vögeln drin, gehört mir. Meine Leute stehn, auf allen Wegen ringsum, im Gebirg.

„Ganz gut. Aber ich muß den Mann kennen, dem ich mich anvertrauen soll.“

— Wollt' ich Sie betrügen, würd' ich um keinen Namen verlegen seyn, und Ihnen Rechenpfennige statt der Goldstücke geben. Gehn Sie, führen Sie unter einem Vorwande Ihren Mulatten oder Creolen hieher; ich will Sie bei dieser Kapelle erwarten. Morgen tragen Sie Hauptmanns-Uniform; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Verlieren Sie keine Zeit, denn mir ist die meinige wichtig.

„Können Sie mir ein Ehrenwort anbieten, mir dem Sie anrathen, das seinige zu brechen?“

— Sehn Sie her! Ich legitimire mich. — Der verkleidete Bauer riß vorn das grobe Wamms und Hemd auseinander, und ließ auf einem Brust

leibchen von feinster Wolle das silbergestickte Ordenskreuz des heiligen Januarius sehn.

„Ich bin königlicher Oberst; mein Name Vivenzio, Cancellieri genannt,“ fügte er hinzu, während er sich wieder einknöpfte: „haben Sie noch andere Bedenken?“

Der Schweizer betrachtete den Fremden, nun er den Namen desselben gehört hatte, mit größerer Aufmerksamkeit. Er erinnerte sich zu wohl, wie Pasquale und Cecco von diesem Manne gesprochen hatten, und erstaunte eben so sehr über dessen Verwegenheit, sich in eine von Franzosen besetzte Stadt, mitten unter die Feinde zu wagen, als über die Wichtigkeit, welche man auf die Person der Signora Rosa di Centi legte. — „Entschließen Sie sich!“ rief der sicilianische Oberst.

„Und wenn mir der Page der Signora nicht folgt?“ sagte Fortunato.

— Führen Sie ihn her. Wir machens ab. Er geht mit uns.

„Warum sprachen Sie ihn nicht selber, da Sie doch in der Stadt gewesen sind?“

— Er war unsichtbar. Man konnte ihn nicht von der Seite eines gewissen Engländers bringen, mit dem er den ganzen Tag beim französischen Commandanten zubrachte. Der Commandant begleitete den Burschen sogar bis zu dessen Quartier zurück. Und, Sie begreifen wohl, für

mich ist Gerace jetzt kein sicherer Ort. Ich bin nicht ganz unbekannt, und überall gibts Schelmengesindel und Verräther. Führen Sie den Burschen, Cecco heißt er, glaub' ich, mit sich her. Brauchen Sie Geld?

„Nein, Herr Oberst!" antwortete Fortunato, der sich erinnerte, daß Cecco mit Sir Down beim Kapitän Abram zu Mittag gespeist und einen guten Theil des Tages daselbst zugebracht hatte.

— Wohlan, Signor Linthi, säumen Sie nicht. Aeussert der Mulatte keine Lust, so dringen Sie nicht zu stark in ihn; aber auf jeden Fall führen Sie ihn zu mir. Ich möcht' ihn sehn. Vielleicht bered' ich ihn, uns zu begleiten. Gehn Sie. Dort kömmt eine starke französische Streifwacht aus der Stadt, den Berg herauf. Ich verberge mich in dieser Gegend und erwarte Sie.

„Verbergen Sie sich nicht, Herr Oberst. Sie schweben in doppelter Gefahr. Sehn Sie eine zweite Streifwacht dort hinten schon mit uns auf gleicher Höhe, und wie es scheint in der Richtung hieher. Uebrigens werden Sie mir erlauben, daß ich den Bruch eines Ehrenwortes für eine Sünde halte, von der ich im Beichtstuhl zwar, aber nicht in meinem Gewissen, absolvirt werden könne."

Beide schwiegen hier und betrachteten ein-

ander unschlüssig; dann verbeugten sich beide in gleicher Zeit gegen einander und trennten sich. Der Oberst schritt raschen Ganges bergauf; Fortunat bergab. Drunten fand er noch den Priester, welcher ihn mit aller Unbefangenheit befragte: warum der Capo Ruota ihn nicht begleite? Und als er hörte, der sei nicht droben gewesen, eben so unbefangen hinzusetzte: „So hat der, welcher jenen Bauer für den Pasquale hielt, sich und uns zugleich betrogen."

Der Schweizer ging mit leisem Kopfschütteln an dem frommen Mann vorüber, der ihm, Alles zusammen gerechnet, in dieser Sache nicht ganz lauter schien. Vermuthlich kannte er, aus früherer Erfahrung, die Gerngeschäftigkeit und Neigung der meisten italiänischen Geistlichen jener Zeit, überall daheim zu seyn, und in Herzens- und Kirchen-, Haus- und Staatssachen kleine Gelegenheitsmachereien zu treiben.

19.

Rüstungen zum Aufbruch.

Indessen hatte das Gespräch bei der Kapelle einen Eindruck in seinem Gemüth hinterlassen, dessen er sich gern erwehrt hätte. Er fühlte sich wieder in jene qualvolle Ungewißheit über Alles zurückversetzt, was ihn anging, dergleichen er nur

einmal, und zwar vor dem Schiffbruch an der Marina Siderno, empfunden hatte; in einen Zustand, wo alle Erinnerungen des Vergangenen sowohl, als alle Hoffnungen der Zukunft, bedeutungslos verschwinden, weil Grundlage und Bedingung von Allem, nämlich das Leben selbst, in ein zweifelhaftes Spiel geworfen liegt. Es stand ein neuer Schiffbruch bevor; der nahe Ueberfall der wehrlosen Stadt Gerace von Seiten der wilden, regellosen Horden sicilianischer Bauern, calabresischer Flüchtlinge, neapolitanischer Banditen, welche, vom palermitanischen Hofe bewaffnet, von glaubenswüthigen Priestern gespornt, sich in gesetzloser Wildheit zum Morden und Verwüsten heranbewegten. Ihre unmenschlichen Handlungen, ihr viehisches Rasen kannte jeder. Man erzählte davon schauderhafte Beispiele. In Calabrien selbst waren schon Städte und Landschaften früherhin gegen sie in Waffen getreten. Die Franzosen nannten dieselben zwar nur schimpflich „Straßenräuber und Briganten“; aber konnten ihre Furcht vor diesen Raubheeren nicht verhehlen.

Fortunato hatte jetzt Ueberzeugung von ihrer Nähe durch das Erscheinen des Cancellieri, und vom Einverständniß mancher Einwohner des Städtchens, selbst mancher Geistlichen, mit ihnen. Die französische Besatzung war zum Widerstande allzuschwach. Kapitän Abram wußt' es, aber wich

nicht. Es blieb diesem keine Wahl, als pflichtmäßig, und der Ehre des französischen Heeres treu, auf seinem Posten unterzugehn. Er war seit einigen Tagen viel thätiger, als je, gewesen; und hatte die Mannschaft zu jeder Stunde schlagfertig gehalten. Die Wachten standen verstärkt. Ausgesandte Streifpartheien schwärmten eine Stunde weit um den Ort. Von Zeit zu Zeit hörte man, vom Städtchen her, das Schlagen der Trommeln.

Hätte der Schweizer, Waffen in der Hand, thätigen Theil an Bekämpfung der heranziehenden Gefahr nehmen dürfen, er würde ohne Zweifel weniger Furcht empfunden haben. Aber daß er, wehrlos, nur Zuschauer, wie am Bord der Austria, den Augenblick der Entscheidung und das ungewisse Loos des Ausgangs erwarten mußte, lähmte ihm allen Muth.

In diesen Ueberlegungen, ohne Zuversicht auf die Handvoll französischer Krieger, im Mißtrauen gegen die Einwohner des Städtchens, ängstigte ihn aber weniger sein eignes Verhängniß, als die schutzlose Unberathenheit des armen Knaben, welchen er aus den Wellen wahrscheinlich nur einem schrecklichern Schicksal entgegen getragen hatte. Denn aus den räthselhaften Aeusserungen sowohl des Capo Ruota, als des Cancellieri, zwischen welchen ein unverkennbarer, wenn auch dunkler, Zusammenhang Statt fand, ging für ihn

mehr, als bloße Ahnung hervor, daß dieser Creole in traurige oder widerwärtige Verhältnisse mächtiger sicilianischer Familien verflochten gewesen seyn müsse. Cecco's Furcht oder Abscheu, Messina wieder zu sehn, seine Verschlossenheit, wenn von der Vergangenheit Rede war, das sonderbare Verhältniß zu seiner geheimnißvollen Gebieterin auf der Austria, seine große Gleichgültigkeit bei ihrem Verlust, die auffallenden Nachforschungen aus Sicilien wegen dem Schicksal des Frauenzimmers — das Alles deutete finster auf Begebenheiten zurück, in welchen der Creole nicht schuldlos stehn mochte. Seine Liebenswürdigkeit sowohl, mit welcher er sich in jedes Herz einschmeicheln konnte, als seine auflodernde Heftigkeit und sein umzähmbarer Starrsinn, schienen mehr geeignet, traurige Vermuthungen zu unterstützen, als zu widerlegen.

Dies Alles aber, weit entfernt, des Schweizers Theilnahme an dem jungen Menschen zu mindern, erhöhte sie nur in ihrer Stärke. Die Jugend Cecco's, wie das reine Zartgefühl desselben in allen Aeusserungen, dazu das offene, kindlichfreie Antlitz, in dessen beweglichen Zügen die leiseste Gemüthsbewegung Verräther fand, galten als eben so viele unverwerfliche Zeugen seiner Unschuld. Und welche Unbefangenheit, oder Gleichgültigkeit auch der Knabe seit dem Tage des

Erdbebens gegen ihn angenommen hatte, sah Fortunat dennoch überall die Spuren der vorigen Anhänglichkeit durchschimmern.

Vom Schicksal, wie vom eignen Herzen, berufen, Beschützer dieses Verlassenen zu seyn, beschloß er, sich auf keine Weise in den gegenwärtigen Gefahren von ihm zu trennen.

Verloren in seinen Gedanken, ging er in die Stadt zurück, wo ihm Sir Down begegnete und mit den Worten anredete: „Jetzt änderts endlich! Die Franzosen brechen auf. Es ist Befehl aus dem Hauptquartier eingetroffen. Die Sachen gehn für sie schief.“

„Wie so?“ fragte Fortunat, dem bei der Anrede froher und banger zu Muth wurde.

— General Reynier ist im vollen Rückzuge. Das Hauptquartier des Prinzen Hessen-Philippsthal befindet sich schon zu Mileto. Hier umher ist das Land im vollen Aufstand gegen seine bisherigen Dränger; die Sicilianer stürmen unaufhaltsam durch die Berge daher. Ihre Vorposten sollen nicht mehr weit von hier stehn. Kapitän Abram zieht zu spät ab.

„Schlimm genug, Sir. Wann gehts mit uns fort, und wohin?

— Das kümmert mich nicht. Sorge jeder für sich. Die Verlegenheit der Franzmänner ist so groß, daß sie auf uns Andere keine Rücksicht

mehr nehmen, wir mögen bleiben wollen, oder sie begleiten. Ich bleibe hier.

„Die sicilianischen Karaiben zu erwarten? Um Gotteswillen, Sir, erfolge, was wolle, versuchen wir unsre Rettung mit der Besatzung.“

— Wenn ich wollte, könnt' ich nicht. Ich bin krank; ich habe Fieberschauer. Ich würde die Anstrengungen einer Reise, oder vielmehr einer Flucht nicht ertragen. Ich bleibe auf jeden Fall, und finde in jedem Fall hier endlich Freiheit, oder Tod.

Der Brite hielt unbeweglich auf seinem Vorsatz. Fortunatus, um sichere Kunde über den Stand der Dinge einzuziehn, eilte zum Commandanten des Platzes. Dieser ertheilte eben den Befehl, sieben Maulthiere herbei zu schaffen und sieben Bauern, um sie zu begleiten. Aus den Gebehrden der Ortsvorsteher, welche den Auftrag empfingen, ließ sich ihre Herzensangst und Hoffnungslosigkeit unschwer errathen, Thiere und Menschen zu solcher Bestimmung zu finden. Kapitän Abram nahm auf ihre Bedenklichkeiten und Vorstellungen keine Rücksicht. „Meinet Ihr,“ rief er, „ich solle Euch oder Euern Straßenräubern die Tuchvorräthe hinterlassen, die der Obergeneral für die Armee vom gestrandeten Schiff angekauft hat? Fort! Ihr schaffet mir vor Abend das Geforderte herbei, oder ich werde mir selbst auf Eure Kosten zu helfen wissen.“

Man war mit dem Verpacken der Waaren beschäftigt. Auf den Schreibtischen herrrschte die größte Verwirrunz. Ordonnanzen kamen und gingen. Alles hatte ein Ansehn von Eilfertigkeit und Gefahr, als stände der Feind schon am Thore.

„Ich höre und sehe, Kapitän, Sie sind im Begriff, Gerace zu verlassen!“ sagte Herr Linthi.

„Der Befehl ist dazu diesen Morgen gekommen,“ antwortete der Hauptmann: „wir sollen uns nach Monteleone ziehn. Was Sie und Ihre Triestiner Reisegefährten betrifft, ist der Wille des Generals, Ihnen freie Wahl zu lassen, mit uns zu gehn, oder nicht. Als Freund muß ich Ihnen rathen, sich uns anzuschließen. In wenigen Tagen wird Gerace von einem der Haufen Räuber besetzt seyn, welche schon jetzt das Gebirge unsicher machen. Sie kommen in Lebensgefahr unter diesen zuchtlosen Banden, denen nichts heilig ist. Ich würde nichts sagen, wenn geregelte Kriegshaufen des Feindes einzögen.“

„Wann rücken Sie aus?“

— Die Trommel wird Sie vor anbrechendem Morgen wecken. Halten Sie sich aber jede Stunde fertig zum Aufbruch.

Mit diesem Bescheide begab sich Fortunat zum Hause Marcoli.

20.

Die Versöhnung.

Hier saß die kleine Familie in tiefer Verstimmung beisammen. Die schöne Eufemia zeigte nur noch Augen, deren Flammen in Thränen erloschen waren. Cecco, in muthloser Niedergeschlagenheit, bemühte sich, ihr von Zeit zu Zeit ein Wort der Beruhigung zuzuflüstern, deren er selber bedürftig schien. Frau Marcoli, von Bangigkeit gequält, trippelte bald zum Tisch, bald zum Feuerherd, bald setzte sie sich stumm zu den Uebrigen; bald brach sie in laute Klagen aus. Ihr Gemahl, sonst immerdar der Fröhliche, sah, mit starrem Ernst in allen Mienen, schweigend ins Leere hinaus, als brütete er über allerlei Entwürfe; sprang zuweilen auf, machte einen Gang durchs Zimmer und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen.

„Wissen Sie es schon?“ rief er Herrn Linthi entgegen: „die Sicilianer sind im Anzuge mit ungeheurer Uebermacht; all unser Gesindel schlägt sich zu ihnen; die Franzosen verlassen unsre Stadt, übergeben uns dem Schicksal, und suchen die Trümmer ihres in der Flucht begriffenen Heeres auf.“

„Bei unsrer lieben Jungfrau und allen himmlischen Heiligen!“ fiel hier Frau Marcoli

ein, indem sie die Hände ihres Gastes ergriff: „was denken Sie jetzt zu thun?"

„Thörichte Frage, Weib!" unterbrach sie Herr Marcoli: „unsere Gäste bleiben unsre Gäste. Sie haben keine Gefahr zu fürchten. Sie sind Schiffbrüchige, sind Gefangene der Franzosen, und haben schon durch diesen Umstand den besten Sicherheitsbrief. Die Sicilianer stehen unter britischem Befehl, und Signor Fortunato ist ja auf dem Weg, in englische Dienste zu treten. Beide unsre lieben Freunde wären verloren und des Todes, wenn sie mit den Franzosen zögen. Sie würden, gleich diesen, niedergemacht werden."

Eufemie stand von ihrem Sitze auf und fragte mit zitternder Stimme, wie ihre Mutter: „Was denken Sie zu thun?"

„Mir eigentlich bleibt keine Wahl!" antwortete Herr Linthi: „ich muß Gerace verlassen, mit der Besatzung gehn, und wünschen, auch Cecco würde meinem Beispiel folgen. Es zwingen mich allzuwichtige Gründe."

Eufemie sank schluchzend auf den Sessel zurück und verhüllte ihr Gesicht. Der Page hingegen fuhr mit unverhehlter Freude von seinem Platz auf; er machte eine rasche Bewegung, als woll' er sich in Linthi's Arme stürzen, bezwang sich aber, wandte sich wieder zu seiner schönen Nachbarin und tröstete sie schmeichelnd.

Frau Marcoli schlug wehklagend die Hände zusammen und rief: „So eilen Sie ja muthwillig in den Rachen eines gewissen und grausamen Todes, Signor Fortunato! Haben Sie, wenn auch keine Freundschaft für uns, doch Mitleiden mit sich. Und Sie, junger Herr," fuhr sie gegen Cecco fort: „Sie wissen es, vom ersten Abend Ihrer Ankunft her wissen Sie es, ich will Ihre Mutter seyn. Sie dürfen nicht von uns. Am jüngsten Tage könnt' ich's nicht verantworten, Sie entlassen zu haben."

Cecco umarmte mit schweigender Dankbarkeit die Matrone; dann bat er Herrn Linthi um die Gunst, sich wenige Minuten mit ihm allein besprechen zu dürfen, was diesem eben das Angelegenste war, um den Entschluß des Knaben zu erfahren. Cecco führte ihn eine Treppe aufwärts, wohin Fortunatus, seit er dieses Hauses Gast gewesen, nie gekommen war. Die offene Thür eines Kämmerchens, in welchem wohlbekannte Kleiderstücke und Schmuckgeräthe, der Tochter des Hauses gehörig, zerstreut umher lagen, zeigte ihr jungfräuliches Schlafgemach. Neben demselben öffnete sich die Thür von dem des Creolen und zwar, zu Fortunatus stillem Verwundern, das geräumigste und mit kostbaren, wenn gleich alterthümlichen Geräthen am zierlichsten ausgestattete des ganzen Gebäudes; ein wahrhaftes Prunkzimmer.

„Ich sehe wohl, lieber Cecchino," sagte der Schweizer, indem er um sich her Gemälde, Spiegeltische und Polstersitze musterte: „überall bist du das Schooskind des Glücks, der Günstling der Frauen."

Cecco antwortete nicht. Er stand inmitten des kleinen Saals, die Arme schlaff herab, die Augen zur Erde gesenkt, mit einem Armensünder-Gesicht da, in Verlegenheit, wie er die Unterredung beginnen solle.

„War ich nicht einst auch der Ihrige, Signor?" sagte er leise und blickte furchsam auf.

— Zweifelst Du, Kind, daß Du mir heute so lieb, wie sonst, bist? Bekenne endlich, warum hassest Du mich?

„Hassen, Signor? Eher könnt' ich mein Leben, als den Retter desselben hassen. — Und doch — ich habe Sie dennoch schmerzlich beleidigt. Ich that Ihnen weh und unrecht. Umsonst sprach Eufemie für Ihre Unschuld. Ich konnt' ihr nicht glauben. Aber nun, und vielleicht zu spät, ist mein unglückseliger Wahnsinn zerstört. Ein einziges Wort Ihres Mundes hat mich geheilt. Ja, ich habe Gewißheit. Sie lieben Eufemien nicht. Sie hatten mich dem Mädchen nie aufgeopfert. Sie kündigten mit unverändertem Gesicht und trocknen Auges Ihre Abreise an."

— Und wenn ich Eufemien geliebt hätte,

wunderlicher Knabe, welchen Eintrag hätte Dir das gethan?

„Ich bin ein kindisches Kind. Ich fürchtete verloren und verlassen zu seyn. Der Schiffbruch ließ mir nichts, als Sie. Mußt' ich nicht zittern, daß Sie mir durch die schöne Tochter Marcoli's entrissen würden? — Vielleicht hätt' ich arme Waise nicht zittern sollen. Aber — —" hier senkte er mit schmerzhafter Miene den Kopf auf die Brust: „nun anders konnt' ich nicht, und wär's in den Tod gegangen."

Der Schweizer trat lächelnd näher und sagte, Cecco's Hand nehmend, gutmüthig: „Wir sind also versöhnt?"

Der Creole drückte Fortunato's Hand mit Heftigkeit an seine Brust, dann gegen seine Lippen, und eine brennende Thräne des Auges fiel auf die Hand des Retters. Dann blickt' er, wie in wehmuthsvollem Bitten, zu ihm empor, und durch die Thränen schimmerte zugleich ein zärtlich schmeichelndes Lächeln, wie ehemals. „Hab' ich," sagte er, „nichts von Ihrer Huld verloren, der ich mich sonst freuen zu dürfen glaubte?"

Statt der Antwort drückte Herr Linthi seinen jungen Freund ans Herz und küßte ihm die Stirn. — Beide blieben lange schweigend; beide fühlten gleiches Glück, sich wieder gefunden zu haben.

Endlich unterbrach Fortunatus das Schweigen und sagte: „Nun aber, liebe Seele, beklag' ich Dich. Ich warnte Dich einst vergebens vor Eufemiens Nähe und den gefährlichen Tändeleien Deines Herzens. Aber, wenn Du mit noch größerer Schwärmerei ihr anhingest: jetzt mußt Du sie verlassen."

Der Knabe betrachtete ihn mit ungewissem Blick und sagte: „Warum das große Gewicht auf diese Worte? Gehört mein Leben einem Andern als dem, der es den Fluthen des Meeres entriß?"

— Du kannst, Du willst mit mir nach Monteleone, oder wo irgend wir das Heer der Franzosen finden?

„Signor Fortunato, ich verlasse dies Haus, dem ich Großes schuldig geworden bin, mit blutendem Herzen; aber ich folge Ihnen, wie ein Entzückter."

— Jetzt athm' ich frei. Ich fürchtete Deine Widersetzlichkeit, Deine Leidenschaft für Eufemien. Es sind unter den sicilianischen Kriegsbanden gewisse Personen, die Dir und mir nachstellen. Aber hättest Du Dich nicht entschließen mögen, Gerace zu verlassen, so würd' auch ich geblieben seyn, um Dich zu schützen, so gut ichs vermag.

„Wer doch sagt Ihnen solch Mährchen? Mir und Ihnen nachstellen? Wer kennt Sie,

wer mich? Glauben Sie nicht daran. Und was hätten Sie, oder was hätt' ich verbrochen?"

— Liebes Kind, nun keine Verstellung weiter gegen mich. Du kennst einen gewissen Vivenzio Cancellieri.

„Dem Namen und Gerücht nach. Ihn selbst sah ich nie. Aber was haben Sie mit diesem?"

— Er schwärmt mit seinen Horden in der Nachbarschaft von Gerace im Gebirg. Er sucht Dich. Als Bauer verkleidet sprach er mich diesen Morgen an, bei der Kapelle della Croce. Er war selbst in der Stadt hier. Ohne Zweifel hat er Aufträge von einem Grafen Ribera, der von Briefen weiß, welche Du ziemlich unvorsichtig nach Messina zu schicken wagtest.

Der erschrockene Knabe hörte mit weit aufgerissenen Augen und zurückgehaltenem Athem den Bericht seines Freundes, der, was er wußte, erzählen mußte, und wie man leicht denken kann, gern und mit aller Umständlichkeit erzählte. Denn theils hoffte Fortunatus jenem damit größere Behutsamkeit werth zu machen, theils von ihm über die frühern Verhältnisse ein Licht zu empfangen, welches nicht gleichgültig seyn konnte. Allein, je mehr Cecco hörte, je sichtbarer verlor sich dessen anfängliche Furcht; die Züge seines Gesichts traten allmälig aus ihrer Spannung in die natürliche Ruhe zurück; er lächelte zuletzt mit einem Aus-

druck der zärtlichsten Erkenntlichkeit den Erzähler an und sagte: „Wunderbraver Mann! ich sollte sagen, heiliger Mann! Ja, ein Heiliger werden Sie meinen Augen und meiner Seele. In der anspruchlosen Einfachheit Ihres Gemüthes ahnen Sie selber nicht, wie edelsinnig, großmüthig, heldenhaft Sie sind? Sie wachen über mich, wenn ich in kindischem Grollen von Ihnen weiche — ach, meine Gedanken wichen doch nie von Ihnen! — Sie schwebten wieder in Lebensgefahr bei jener Kapelle, glauben Sie es mir; — und für wen? Aus meinem Leben ein Jahr, ist ja noch keine Stunde des Ihrigen werth. Sie mahnen mich zur Flucht, und wissen doch, daß Ihr Entweichen mit der französischen Besatzung Sie nothwendig den Engländern verdächtig machen und den Zweck Ihrer Reise von Triest vereiteln muß. Ist Ihnen denn bekannt, daß Sir Down sich weigert, Gerace zu verlassen; bekannt, daß alle unsre Schiffbruchsgefährten zurückbleiben werden? Was kann Sie bewegen, Ihr ganzes Glück meinem Elende zu opfern?“

„Davon ist diesen Augenblick die Rede nicht, Cecchino, auch nicht von meiner Heiligkeit. Ende mit den Schwärmereien. Vergilt mir lieber mit ungefälschtem Vertrauen, das Du den Marucca's und Pasquale's auf leichtsinnige und gefährliche Weise verschwendet hast. Sage ehrlich, warum

sucht man Dich und Deine vormalige Herrin? Wer ist dieser Graf Ribera, und weshalb stellt er Dir nach?"

Der Creole hob Hände und Augen in demüthigem Flehen zu ihm auf und sagte dann nach einigem Schweigen: "Ich darf nicht! ich darf nicht! — Nein, Pasquale und Marucca sind meine Vertrauten so wenig, als irgend ein Briefträger der Ihrige ist."

"Wie kann ich, bei Deiner Verschlossenheit, glauben, daß ich Dir lieb sei? Geh, Cecchino, ich war Dir nie theuer."

"O Fortunato!" seufzte der Knabe.

"Oder bildest Du Dir ein, daß man durch Mißtrauen Zuversicht in Andern pflanzt? — Du nennst mich Deinen Freund; leiste den Beweis, daß Du der meinige seist."

"Soll ich — muß ich ihn leisten?" erwiederte der Knabe in einer Bewegung, die innern schweren Kampf verrieth: "O theurer Fortunato, stehn Sie ab von Ihrem Begehren; um des Lebens willen, das Sie retteten, stehn Sie ab! Sie haben, Sie allein, eine Gewalt über mich, wie kein andrer Sterblicher. Ich schwanke, ich bin im Begriff, zu gehorchen. Mein Gehorsam wird mein Tod seyn; — aber, ich gehorche und sterbe, um den höchsten und letzten Beweis meiner ewigen Freundschaft zu bringen. Dann — —"

Herr Linthi, der durch die Heftigkeit des Knaben und durch die Innigkeit, mit der er bat, erschüttert ward, wollte es doch nicht zum Aeussersten treiben, weil er an der Wahrheitsliebe des jungen Menschen nicht zweifelte, und nicht wissen konnte, welche Folgen der geforderte Gehorsam herbeiführen könne. „Nein, Cecco," unterbrach er ihn: „fern sei, daß ich Dich zum Reden zwinge. Ich bin Dein Gebieter nicht."

„Aber Sie sind es! Und ich stehe bereit, das Schweigen über mich zu brechen. Ich will untergehn; ohne Klage untergehn, — aber Sie sollen nicht an meinem Herzen zweifeln!"

— Gut, liebes Kind, ich zweifle nicht. Du bist schuldlos.

„Ja, bei dem Allwissenden! schuldlos bin ich. Sie sollen, Sie werden es einst erkennen. Und wollen Sie mir das Geständniß in dieser Minute entreissen, Sie werden es in diesem Augenblick erkennen! Aber dann bleib' ich in Gerace zurück, und erwarte meine Henker. Wir trennen uns auf ewig."

— Wohlan, Cecchino, nichts mehr davon. Schnüre Dein Bündel, wie ich das meinige. Monteleone ist zwei starke Tagreisen von hier durchs Gebirge. Wirst du auch die Mühseligkeiten der Wanderung ertragen mögen?

„Leichter soll kein Vogel die Lüfte durchziehn, als ich neben Ihnen die rauhesten Bergwege.“

21.

Der Zug nach Monteleone.

Die Anstalten zur Abreise wurden getroffen. Wir ersparen es, den Trauertag im Hause Marcoli, und die verzweiflungsvollen Bestrebungen Eufemiens und ihrer Mutter, zu schildern, um die geliebten Gäste zurückzuhalten. Erst gegen sechs Uhr Morgens, am andern Tage, wirbelte der Trommelschall durch die Gassen, und mahnte zum Abzug. Man riß sich weinend von einander. Als Fortunatus aber Eufemien die Hand zum Abschiede bot, rang sie die Hände, schwankte ihm näher, umschlang mit beiden Armen seinen Nacken, heftete ihre heißen Lippen auf die seinigen, seufzte dann: „ich habe genug gelebt!“ und sank erblaßt nieder.

„Fürchtete ichs nicht? Helft ihr, sie stirbt!“ rief Cecchino, und warf schnell einen ängstlichen Blick voller Bedeutsamkeit auf den jungen Schweizer.

Das arme Mädchen lag, gleich einer Entseelten, in tiefer Ohnmacht. Das Haus ward voll Jammers. Man rief Priester und Aerzte.

Als Eufemie nach einer Viertelstunde wieder Spuren des zurückkehrenden Lebens zeigte, endlich

die Augen träumerisch und irre aufschlug, ergriff der Creole die Hand seines Freundes, rief: „Gottlob, sie athmet! Lebt wohl! Alle! Fort, fort, Signor Fortunato, tödten Sie das holde Kind nicht zum andernmale!“ Er riß ihn gewaltsam mit sich aus dem Hause, und ungestüm durch die Gassen zum Sammelplatz der Soldaten.

„Ich wußt' es, nur ich!“ sagte er: „Eufemia kannte sich selber nicht; kannte die wilde Gluth einer Leidenschaft nicht, in der sie nur für Sie, und für nichts sonst athmete. Ich wußt' es, was sie Ihnen, und was sie sich selber verbarg. O Fortunatus, Sie sind ein furchtbarer Mensch! — Ich zitterte diesem Ausbruch der verheimlichten Flammen und dem Augenblick der Trennung entgegen. Sie lebt aber! Ich begreife nicht, wie die Beklagenswürdige das Leben wieder gewinnen konnte? Arme Eufemia, was willst du noch mit deinem Leben?“

— Ich verstehe Dich kaum, Cecco. Was schwärmst Du Dir da? Gegen Eufemien hab' ich nie einen Schritt über die Gränzlinie der allgemeinsten Höflichkeit hinaus gethan. Wenigstens weiß ich mich alles Vorwurfs frei.

„Glaub ichs doch gern. Ja, Fortunato, gern glaub' ichs, daß Sie der Engel des Heils und des heillosesten Verderbens zugleich sind. Was weiß denn die Sonne von den Schöpfungen

und Verwüstungen, die ihr Strahl bringt? — O Eufemia! o Fortunato! — — "

Cecco hatte noch gute Lust, seine Ausrufungen fortzusetzen; aber der Trommelschlag, mit welchem sich die versammelte Besatzung eben zum Abzug in Bewegung setzte, unterbrach ihn. Man führte ein Maulthier herbei, welches Fortunatus Tags vorher mit Hülfe des Herrn Marcoli gefunden und um baares Geld angekauft hatte, um seinem jungen Freunde die Mühsamkeiten der Reise zu erleichtern. Ein Händedruck, ein beredter Blick des Knaben bezeichnete dessen freudige Ueberraschung und Dankbarkeit. Er schwang sich mit Leichtigkeit in den Sattel und folgte dem Zuge der Kriegsleute gegen das Gebirg. Neben ihm wanderte gemächlich der junge Schweizer im Gespräch. Von den ehemaligen Reisegefährten auf der Austria hatte es sonst kein Anderer gewagt, die Wanderung durch die Appeninnen zu machen, als der ehrliche Stauffacher von Glarus. Die Uebrigen waren in Gerace, gleich dem Engländer Georg, zurückgeblieben, und erwarteten ihr besseres Loos aus den Händen der blutdürstigen, ungezügelten Barbaren, die, von Sicilien aus, König Ferdinand in wilden Schwärmen über Calabrien ausfliegen ließ. Man hat nachher nichts weiter von jenen Unglücklichen vernommen. Sir Down entkam nur durch eine Art Wunder.

„Seht Ihr, Herr Landsmann,“ sagte Stauffacher zum jungen Linthi: „Die Sprache des Menschen ist zwar nur ein Hauch; aber aus diesem Hauch hat Gott der Herr, zur Zeit des Thurmbaues von Babel, eine unsichtbare Scheidemauer zwischen Völkern und Völkern gebaut, welche die Menschen gewaltiger trennt, als die höchste Kette von Eisbergen, und als das breiteste Meer. Unsere welschen Reisegefährten nennen zwar ihre eigenen Sprach- und Landsgenossen Mörder und Schelmen, wollen aber lieber sich denselben auf Gnad' und Ungnade ergeben, als mit den Franzosen ziehn, die ihnen das Leben gerettet und große Barmherzigkeit erwiesen haben. Nur weil diese braven Leute französisch reden, dünken sich jene unter ihnen allezeit verrathen und verkauft. Ich habe gestern den ganzen Tag eitler Weise mich heiser gepredigt, wie Jonas zu Ninive. Aber sie blieben in ihrer lieben Dummheit zu Gerace und ich empfahl sie der Gnade Gottes.“

„Sie könnten derselben bedürftig werden!“ erwiederte Fortunatus.

„Ich glaub's, Herr Landsmann,“ sagte jener: „aber all das welsche Volk hier zu Lande ist seines Heidenlebens gewohnt, wie salva venia bei uns daheim ein Zuchtstier der Rippenstöße des andern. Hier wagt sich keiner eine Stunde

vom Dorf, ohne heimliche Waffe. Wenn ich Leuten erzähle, wie in unserm lieben Vaterland der Fremdling, Ränzel auf dem Rücken, sicher zu aller Zeit, Tags und Nachts, wandern könne, ohne nur einen Stock für Nothwehr zu tragen, hielten mich die ungläubigen Thomasse für den ärgsten Windbeutel und Lügner.

„Ländlich, sittlich!“ entgegnete Fortunatus: „Ich wanderte übrigens hier so furchtlos wie in der Schweiz, und erinnere mich dankbar an Gerace.“

„Ich auch,“ stimmte Stauffacher ein, indem er mit dem Kopf zweideutig dazu nickte: „Gott sei gepriesen, ich brachte meine vierundzwanzig Rippen glücklich davon, ohne daß sich je eine kalte Messerklinge zwischen sie schob. Verzieht man nur das Maul, so ist man mit dem Stilet bei der Hand. Geschieht Unglück, gut; der Mörder spazirt für einige Wochen in ein anderes Dorf, und kehrt mit Gnadenbrief und Absolution wieder zurück, ehrlicher als vorher. Ja, Herr Landsmann, wir beide wollen unsere Lobwasser'schen Jubel- und Dankpsalmen anstimmen, sobald wir einmal wieder den theuerwerthen Vaterlandsboden unter unsern Sohlen haben.“

„Und doch ists ein Land,“ rief Fortunatus, „schaut umher, es könnte ein Himmel auf Erden sein.“

„Allerdings,“ erwiederte der Glarner: „wenn man darin Justiz und Polizei erfunden hätte. Sie haben es aber erst bis zu den Sbirren und Advokaten gebracht, welche ihre Prozesse von einem Menschenalter zum andern bis zum jüngsten Gericht spinnen. Mein Wirth erzählte mir, ein Erzgaudieb und Meuchelmörder sei einmal nach vielen Jahren wirklich zum Tode verurtheilt worden. Als die Sentenz von Neapel kam, war der Kerl schon seit drittehalb Jahren gestorben.“

„Hattet Ihr zu Gerace schlechte Bewirthung?“ fragte Fortunatus.

„Ich kann nicht klagen, Herr Landsmann. Ich wohnte in einem kleinen Hause von Stein, dergleichen man bei uns in den hohen Alpen findet, wo kein Holz mehr gedeiht. Aber, das muß ich loben, in solcher calabrischen Sennhütte, oder wie wir's bei uns heißen, Figler, herrscht Freiheit und Gleichheit der Rechte. Der Herr vom Hause, die Frau, die Kinder, der Gast, die Sau, das Pferd und der Esel, Alles hat mit einander bei Tag und bei Nacht das gleiche Zimmer. Darum strich ich meistens ausser der Stadt herum. Da sah ich Ende März schon die Saubohnen zeitig: die Erdäpfel in Blüthe, weite, kräuterreiche Wiesen unangebaut und ohne Heerden. — Der Boden bringt was man will, drei

vier Pomeranzen kauft man für einen Grano, oder sieben, acht Zitronen für eben so viel, das thut ungefähr einen Kreuzer bei uns. Hieher unsere armen Tagwenleute aus der Schweiz, und der Himmel auf Erden wäre fertig!"

Vermuthlich fand Herr Linthi das Gespräch mit dem Landsmann unterhaltender, als der Leser desselben. Darum setzte es jener noch lange fort, bis der Zug um Mittag die Höhe des Gebirges erreicht hatte. Hier aber brachte plötzlich ein gräßliches Schauspiel den langen Zug der Krieger in Unordnung und wilde Bewegung. Mitten in der Straße lagen die verstümmelten Leichnahme von drei französischen Soldaten, welche ungefähr eine halbe Stunde weit vorausgegangen waren. Einer derselben gab noch die letzten Spuren des Lebens von sich. Allen waren die Nasen abgeschnitten, die Augen ausgestochen, die Leiber durchbohrt. Man hatte keinen Schuß gehört. Die Unglücklichen mußten von den sizilianischen Mördern unversehens umringt und überfallen worden sein. Die Wuth der Kriegsleute bei diesem Anblick von Unmenschlichkeit grenzte an Raserei. Sie erhoben ein fürchterliches Geschrei des Fluches und der Rache über Calabrien. Mit Mühe waren sie beisammen zu halten, daß sie sich nicht zerstreuten, die Mörder zu suchen, die sie noch in der Nähe glaubten.

Aber mit um so größerer Vorsicht setzte Kapitän Abram, sobald die Ermordeten verscharrt waren, seinen Weg fort durch einen stundenlangen Olivenwald, bergab ins Thal von Castellonovo. Schon sah man das ziemlich große Dorf mit seinen Fruchtfeldern, Weinbergen und üppigen Wiesen in der Ferne, und weiter hin am Horizonte das Meer, als plötzlich Halt gemacht wurde. Ein vorausgegangener Kundschafter des Hauptmanns brachte ihm Nachricht, daß bei siebenhundert sizilianischer Räuber, nebst einigen Truppen vom Heer des Prinzen Hessen-Philippsthal, jenseits und in Castellonovo, die Ankunft der Besatzung von Gerace erwarteten. Es schien nicht rathsam, mit einer Handvoll Leute sich den Weg durch diese Uebermacht des Feindes zu bahnen. Man schlug, unter Anführung des treuen Führers, einen Seitenpfad im Walde ein, und erreichte gegen Abend den Ort Polistria, nach angestrengtem Marsche.

Beim Erscheinen der ermüdeten Franzosen lief das Volk zusammen. Mehrere von den Bauern waren bewaffnet. Trank und Speise wurden trotzig verweigert. Es kam zwischen einzelnen Soldaten und Bauern zu Händeln. Man rief der Mannschaft zu, sich zu ergeben. Der Hauptmann drohte, Alles, was im Dorfe Leben habe, nieder zu machen, wenn man es wage,

einem seiner Krieger Hand anzulegen. Nach langem Geschrei und Hader entschloß sich der Hauptmann zum Abzug. Er durfte nicht daran zweifeln, daß man schon Boten abgeschickt habe, die Sizilianer aus Castellonovo zu rufen. Bald durch Kornfelder, bald durch Waldströme, ging es, ohne Weg und Steg, in der Nacht weiter. Nirgends ward angehalten. Einige schleppten sich mit ermüdeten Beinen oder wunden Füßen langsam nach; einige blieben ganz zurück, unter ihnen auch Linthi's ehrlicher Landsmann. Die Uebrigen aber, ohne die Nachzügler zu erwarten, eilten, vom Hunger und Schrecken getrieben, vorwärts beim Schimmer des Mondes.

Jählings stieß einer der Soldaten, der kaum hundert Schritte hinter dem Zuge ging, einen tödtlichen Schrei aus. Einige seiner Kameraden eilten zurück. Sie fanden ihn ermordet und brachten die Botschaft. Das verdoppelte den Schritt aller. Schweigend und rasch ging es durch eine schattige Tiefe, welche ein Bach zwischen Felsen gefressen zu haben schien. Da geschah von oben herab ein Schuß. Cecco stürzte mit seinem Maulthier zu Boden. Fortunatus sprang voll namenlosen Entsetzens dem Knaben zu Hülfe, aber Keiner der Andern verzögerte. Der Zug entfernte sich still und finster, wie ein Heer von Schattengestalten.

22.

Eine Nacht in den Apenninen.

Als Fortunato zu seinem Liebling kam, fand er diesen in voller, aber vergeblicher Arbeit, sich vom Maulthier zu befreien, welches, von der Kugel durchbohrt, im Todeskampfe lag. Der Knabe selbst war unversehrt geblieben und heitern Muthes. Beide aber flüsterten nur leise mit einander, um sich den Mördern nicht zu verrathen, deren Nähe sie voraussetzten. Nach langer Anstrengung glückte es, den eingeklemmten Fuß des jungen Ritters unter dem Thier hervor zu ziehen. Cecco hing sich nun an den Arm seines Freundes, und so folgten sie den vorangegangenen Franzosen.

Aber keine Spur war von diesen zu erblicken, als man jenseits des Baches die Höhe erstiegen hatte; eben so wenig irgend ein Weg. Rechts zeigte sich ein langer Wald in der Nachbarschaft. Die Verlassenen wählten klug die Finsterniß desselben, um verborgener mit Beibehaltung der bisherigen Richtung zu wandern. Es herrschte Todtenstille weit umher. Sie wagten es kaum, dieselbe durch ein geflüstertes Wörtchen zu unterbrechen. Oft jagte ihnen das Rauschen eines Wassers Schrecken ein. Jeder Baumstamm, der vom Mondlicht und Schatten abentheuerliche Ge-

staltung empfing, drohte, sich in einen lauernden Banditen zu verwandeln.

In dieser Verlassenheit wanderten beide durch die Einsamkeit der nächtlichen Gegenden schweigend einige Stunden hin, ohne gebahnten Weg zu finden oder zu suchen, ungewiß, wohin sie zuletzt gerathen würden, und in beständiger Furcht, endlich dennoch in die Gewalt einer sizilianischen oder calabrischen Rotte zu fallen. Die Ereignisse des vergangenen Tages gaben Stoff genug zu den schauderhaftesten Besorgnissen, die Jeder zwar dem Andern verhehlte, aber in der eigenen Einbildungskraft gräßlicher ausgestaltete. Die Gefahr schien zu wachsen, je weiter sie in die unbekannten Gegenden vordrangen; zugleich aber stieg das quälende Gefühl, wegen Erschöpfung der Kräfte weder einer Vertheidigung noch Flucht fähig zu seyn. Ihre Schritte wurden immer langsamer und schleppender. Nicht eigentlich Cecco fühlte sich ermüdet, der den Tag über den Vortheil des Maulthiers gehabt. Aber Fortunato war zu beklagen, der, seitdem er Gerace verlassen, keinen Bissen Brod genossen hatte, und ununterbrochen achtzehn Stunden lang auf den Füßen gewesen war.

Es mochte um Mitternacht sein, da sie schon geraume Zeit wieder in einem Walde gewesen, der ihnen endlos schien, als beide, plötzlich festgewurzelt am Boden, still standen, und mit klo-

pfendem Herzen horchten. Es rauschte durch die Zweige, wie Saitenklang. Beide starrten einander mit fragenden Blicken an. Cecco wandte sich zur Flucht, und versuchte seinen Gefährten mit sich zu reissen. Dieser aber hielt ihn an und sagte: „Ich kann nicht weiter. Es wird eine menschliche Wohnung in der Nähe seyn. Ich muß mich durch Nahrung stärken; ich muß ruhn. Vielleicht finden wir mitleidige Bauern. Wo nicht, so finden wir unsrer Mühseligkeiten Ende. Ich kann nicht weiter.“

Aber in demselben Augenblick hörten beide ein verworrenes Lachen von mehrern Stimmen. Es schien von allen Seiten zu kommen und nahe bei ihnen zu seyn. Der Wald war licht, der Mond hell, und dennoch erblickten sie rund umher Niemanden, nichts einer Behausung Aehnliches, nicht einmal eine verdächtige Bewegung. Der Knabe, von abergläubiger Angst befallen, klammerte sich fester an den Schweizer und sagte leise: „Sei uns Gott mit allen Heiligen gnädig! Hier ists nicht richtig!“ — Indem scholl das Lachen der Stimmen von neuem, und beide, wie von gleichem Grausen ergriffen, verliessen mit raschem Schritt die Stätte, auf der sie sich befanden.

Noch nicht weit gekommen, fesselte das Erstaunen ihren Fuß. Denn, wie durch Zauberei hervorgegangen, schwebte vor ihren Augen ein

wunderliches Schauspiel. Sie standen, mitten im Walde, vor einer baumlosen, geräumigen Vertiefung des Erdreichs, die sich allmälig senkte. In der Mitte dieser kleinen, fast eirunden Thalung, wo sie am tiefsten war, brannte ein helles Feuer, um welches sich wunderbare, menschenähnliche Gestalten bewegten. Mehrere schwangen sich, wie gespenstische Schatten, in seltsamen Tänzen umher, bei dumpfem Saitengesumse. Alle waren halbnackt, mit Lumpen umhangen, von kleiner Gestalt. Einige lagen, wie im Schlafe, auf dem Rasen. Andere kauerten am Feuer umher. Die männlichen, wie die weiblichen Gestalten, zeigten am Feuer- und Mondlicht olivenfarbene, häßliche Gesichter mit breiten Nasen, wulstigen Lippen, kleinen, funkelnden Augen und weißen Zähnen. Allen hingen schwarz und spießig die Haare um den Kopf.

Noch waren Fortunatus und Cecco im ersten Augenblick ihrer Bestürzung, ungewiß, wie sie das Gaukelspiel vor ihren Augen deuten sollten, als jählings ein weiblicher Schrei ertönte. Die Saiten verstummten; der Tanz hielt still, die Schläfer sprangen auf, und die ganze Versammlung mit ausgestreckten Armen wies auf die zwei fremden Zuschauer. Die Ueberraschung der Letztern ward noch größer, als eine kräftige Stimme rief: Vocabunnu Mariolu! was führt die daher?" und dann mitten durch die wüste Gesellschaft der wür-

dige Cavaliere Capo Ruota hervorschritt, seine Guitarre unterm Arm.

„Gebenedeit sei die heilige Jungfrau, daß ich Sie finde, Signor Pasquale!“ rief voll unbeschreiblichen Entzückens der Creole, und flog ihm mit langen Sätzen entgegen: „wir haben uns Nachts auf dem Wege nach Monteleone verirrt.“

„Mit den Franzosen von Gerace?“ fragte ängstlich der Capo Ruota: „Kommen Soldaten durch den Wald?“

„Die haben wir unterwegs verloren!“ antwortete der Creole: „Niemand, als Signor Fortunato, ist mit mir. Dort steht er; Sie kennen ihn ja. Aber wo sind wir? Wer sind diese hier?“

„Arme Zigeuner; sonst ganz ehrliches Volk,“ erwiederte der Cavaliere. „Ich selbst aber bin, wichtiger Geschäfte wegen, auf der Reise nach Monteleone. Ihr begleitet mich.“ — Dies gesagt, wandte er sich gegen die lumpigte Horde, stellte ihr seine alten Freunde vor, befahl ihnen gute Aufnahme derselben und versicherte, daß nichts Böses zu befürchten sei.

Unterdessen war auch Fortunatus näher getreten, der das Gesindel um sich her mit argwöhnischen Augen musterte. Aber durch Pasquale's Ehrenwort beruhigt, man wohne in Calabrien nirgends sichrer, als unter diesen Nomaden,

streckte er seine müden Glieder sogleich ins Gras neben dem Feuer aus.

Während ihn neugierig ein Haufen der halbnackten Söhne und Töchter Aegyptens, oder Hindostans, umringten, und Cecco mit dem Cavaliere im Gespräch auf die Seite ging, knieten zwei junge Weiber zum erlöschenden Feuer nieder, oder vielmehr zu einem großen Haufen glühender Kohlen. Sie schürten behutsam mit eisernen Stecken den obern Theil der Gluth weit auseinander, bis darunter ein kleiner Erdhügel zum Vorschein kam, der dem Ansehn nach erst aus frischem Grunde gemacht worden war. Auch die lockere Erde strichen sie mit den Eisenstäben vorsichtig nach allen Seiten ab, und Fortunatus sah mit einiger Verwunderung einen Haufen halbverbrannter, aber sorgfältig übereinander geschichteter Blätter. Nach einiger Zeit, in welcher die Weiber lachend in unverständlicher Sprache mit einander plauderten, hoben sie mit den Haken am Ende ihrer Eisenstäbe, mitten aus der Gluth einen unförmlichen Laubballen von beträchtlicher Größe. Fortunatus athmete den lieblichsten Bratengeruch, als man die Blätterschichten mit Reisern abstreifte.

Willkommener konnte ihm nichts seyn, denn ein Gast der Zigeuner zu werden. Hätte er, wie Esau, ein Erstgeburtsrecht zu verkaufen gehabt: für das gebratene Schaaf, welches jetzt vor ihm

lag, hätt' ers hingeworfen. Statt dessen aber bot er, für einen Bissen davon, den häßlichen Köchinnen eine Handvoll kleiner Münze. Die Weiber zeigten freudig das Geschenk umher; die Männer führten den Cavaliere und den Creolen herbei, mit der gastfreundlichen Einladung, die Mahlzeit zu versuchen. Diese ließen sich leicht erbitten.

Unterdessen sich die drei gütlich thaten, standen die muntern Zigeuner in einzelnen Haufen, als zufriedene Zuschauer, umher, mit einander flüsternd. Andere belustigten sich mit einer Art maurischen Tanzes im Mondschein. Männer und Weiber, Hand in Hand, wirbelten gewandt und gelenk in einem Ringe herum, der sich bald erweiterte, bald verengerte. Der Capo Ruota, am frühesten mit der Mahlzeit zum Schluß, ergriff die Guitarre und ließ die summenden Saiten abermals schwingen. Es war für den Schweizer ein schauerlich-angenehmes Schauspiel, dies Herumschweben halbnackter Gestalten durch Schatten und Licht, in der Einöde des Gebirgswaldes. Man hörte keinen Tritt der nackten Fersen im Grase; keinen Ton der Stimmen; nur das Schwirren der Zither. Es schienen nicht lebendige Wesen, sondern fantastische Luftbilder umher zu flattern, und Fortunatus dachte an Bürgers

Nun tanzten wohl im Mondenglanz
Rings um, herum im Kreise,
Die Geister ihren Kettentanz.

Eben so schnell aber, als Signor Pasquale die Lyra verstummen ließ, ward auch der Tanz unterbrochen, welcher von den gastfreien Heiden nur zu Ehren ihrer Gäste gehalten worden zu seyn schien. Jener führte darauf einige von den ältesten Zigeunern auf die Seite, sprach lange mit ihnen in geheimnißvoller Vertrautheit, und ermahnte dann seine beiden Bekannten von Gerace, ihm nach Monteleone zu folgen. Diese erhoben sich auf solche Mahnung alsbald, um die ersehnte Stadt noch vor Tages-Anbruch zu erreichen. Der Schweizer, erquickt und ausgeruht, spendete den lustigen Bewirthern noch einiges Geld, und eilte freudig an Cecco's Seite dem voranschreitenden Cavaliere nach.

Unterwegs erzählte der Creole, während sie im Dunkeln, beim Sternenschein, dahin wanderten, mit kaum hörbarer, ohnehin vom Nachtthau heiser gewordener Stimme, was er vom Zitherspieler erfahren habe. Und wie unglaublich auch Vielerlei darin tönen mußte, was offenbar nur der kranken Einbildung des Capo Ruota entstammen konnte, enthielt der Bericht doch auch wieder Manches, was den sehr gesunkenen Muth, in Rücksicht des französischen Heers, wieder aufrichten konnte.

Denn dieses war allen Sagen und Gerüchten zu-folge schon gänzlich geschlagen, zerstreut und abge-schnitten; der Capo Ruota aber hatte Gewißheit, daß General Reynier noch zu Monteleone stehe.

Nach Pasquale's Versicherungen arbeitete in beiden Calabrien und Abruzzen, wie in Neapel selbst, eine mächtige aber verborgene Parthei ent-schlossener Freunde des Vaterlandes und der Frei-heit. Sie wollte weder die Oberherrschaft Joseph Napoleons und der Franzosen, noch die Rückkehr des alten Königes Ferdinand aus Palermo dulden, der das Land nicht gegen die Fremdlinge schützen konnte. Unter dem Schein, beiden zu dienen, wollte man nun beide durch einander zu Grunde richten; dann aber sich erheben und die Republik her-stellen. Alles, wie der Capo Ruota sagte, werde dazu in Bewegung gesetzt; Adel, Priesterschaft, Bürger und Bauern. Ihn hab' es getroffen, selbst die Zigeuner zu benutzen, welche einzeln in kleinen Banden das Land heimathlos durchstreichen, sich mit Betteln, Diebereien und Wahrsagen nähren, alle Schlupfwinkel, Wege und Stege im Gebirg kennen, und daher auch die vortrefflichsten Aus-späher sind.

Eben durch sie hatte der unermüdete Cava-liere in Erfahrung gebracht, daß das französische Heer nach blutigen Niederlagen gezwungen worden sei, das ganze Land von der Meerenge hinweg

bis Monteleone zu räumen; daß jetzt das Hauptquartier der siegreichen Sicilianer sich wirklich schon zwei Stunden von Monteleone, im Städtchen Mileto, befinde; daß General Reynier schon angefangen habe, mit den Trümmern seiner Armee von Monteleone zurückzuziehn. Alles dies sei durchaus das Werk der in tiefer Verborgenheit allgewaltig wirkenden Männer des parthenopeischen Bundes gewesen. Nun aber hätten diese in ihrer Weisheit erwogen, wie gefährlich ihnen das plötzliche Uebergewicht der Sicilianer werden könne. Also, da der sicilianische Obergeneral, Prinz von Hessen-Philippsthal, kürzlich in calabrischer Bauerntracht, die Stellung der Franzosen umschlichen, habe man diese davon benachrichtigt, und der glückliche Fang wäre sogleich vollbracht; der Prinz jetzt französischer Kriegsgefangener zu Monteleone.

Nach der Meinung des Signor Pasquale aber sei dieser Streich der unsichtbaren Bundesgenossen zu voreilig geführt worden; der Muth der Franzosen schnell wieder gewachsen, und die Kraft der Sicilianer gelähmt. Gefährlichern Folgen vorzubeugen, habe er, der Cavaliere, den Zigeunern geheime Verhaltungsbefehle ertheilt, und er selber sei im Begriff, nach Monteleone zu gehn, den gefangenen Prinzen auf freien Fuß zu stellen und nach Mileto zurückzuführen.

Dies war ohngefähr der Hauptinhalt eines

verworrenen Geschwätzes, mit welchem Marcoli's Vetter den jungen Creolen unterhalten hatte, eh' das Zigeunermahl aufgetischt ward. Es diente in diesen Augenblicken wenigstens, die Langeweile eines mühseligen Weges zu verkürzen, der bald über Abhänge, bald durch dickes Gebüsch, bald neben einzelnen armseligen Hütten, über Wiesen und Aecker längs den Bergen dahinzog, bis er sich endlich mit einer breiten Fahrstraße verband.

Sie hatten diese kaum eine Stunde lang verfolgt, als Pasquale, der bisher, vermuthlich über seinen Prinzenraub brütend, stumm vorangegangen war, umkehrte und, mit seltsamen Bewegungen der Arme, Halt zu machen gebot. Er hatte am Saum des Waldes, den man eben verlassen wollte, mitten auf der Straße, eine Schildwacht erblickt. Ungewiß von welcher Parthei sie sei, legte er sich auf den Bauch und kroch durch ein angrenzendes Kornfeld, den Bewaffneten näher zu beobachten. Er hatte Franzosen entdeckt und hielt für rathsam, sie zu umgehn. Fortunatus hingegen und Cecco, unbekümmert um seine Warnungen, traten aus dem Gebüsch, und gaben sich, auf das Anrufen der Soldaten, als Verirrte, an, die sich von der Besatzung von Gerace verloren hätten.

„Nur näher!“ rief die Schildwacht: „hier ist diese Besatzung.“

In der That war sie es. Kapitän Abram

kam selber herbei, und erkannte die beiden Schiff-brüchigen. Auch der wunderliche Capo Ruota war ihm noch von Gerace her wohlbekannt. Er hieß die Müden im Grase ausruhn, wo seine Krieger umherlagen, einige Stunden Schlafes zu genießen. Auch unsre Abentheurer überliessen sich harmlos dem Schlummer, mit einem Gefühl von Sicherheit, als wären sie zum andernmale einem Schiffbruch entgangen.

Die Sonne stieg schon hinter dem Gebirg auf, als der Schall der Trommel Alles weckte. Ringsum goß sich eine weite Ebene vor den Erwachten aus. Sie schien aber ein ungeheurer Garten zu seyn. Korn- und Maisfelder wechselten malerisch mit Gebüschen von Feigen und Maulbeerbäumen; weite Pflanzungen von Baumwollenstauden und Süßholz zogen am Saum reihenweis gepflanzter kleiner Olivenwäldchen hin. Mitten in den Weingärten erhoben sich einzeln, von emporrankenden Reben umflochten, uralte Eichen von riesiger Größe. Im Hintergrunde stieg Monteleone mit seinen Thürmen und Trümmern auf.

Durch diese reizenden Gefilde des alten Hipponiums ging nun der Zug gegen die Stadt, um welche hin links und rechts die französischen Lager ihre langen Gassen von Baracken und Erdhütten ausstreckten. Die Ankunft der schon verloren geachteten Besatzung von Gerace erregte allgemeine

Freude. Einer der Generale kam herzugesprengt, und pries, als Kapitän Abram Bericht von seinem gefahrreichen Marsch gegeben, die Klugheit des Anführers, die Ausdauer der Krieger. Er ließ diesen sogleich, da sie vor Mattigkeit längs der Straße, auf den Wiesen niederlagen, Wein und Lebensmittel in Fülle herbeibringen.

23.

Im Hauptquartier.

Während man sich noch dieser Labsale freute, hingestreckt in den reizenden Blumengefilden, auf welchen Pluto einst Proserpinens Raub beging, ward Befehl gegeben, daß einer von den aus Gerace angekommenen Schiffbrüchigen ins Hauptquartier geführt werden solle. Fortunatus säumte nicht, seinen Gehorsam zu zeigen. Begleitet von einem Offizier ging er durch die Gassen des Lagers, die von geschäftslosen Soldaten, oder von neugierigen Spaziergängern wimmelten, welche an der kriegerischen Hauswirthschaft eines ruhenden Heeres Gefallen zu hegen schienen Ihn selber dünkte bald diese weitläufige, reichbevölkerte aber vergängliche Nomaden-Stadt anziehender, als Monteleone, mit den engen Straßen, niedrigen, kleinen Häusern und zahlreichen Schutthaufen und Trümmern. Das Erdbeben von 1783 schien erst vor

wenigen Tagen hier gehauset zu haben. Das altherrliche Hipponium der Vorwelt, der Weltmarkt des syrakusischen Agathokles, war einem verfallenen Flecken, oder einem großen Dorfe ähnlich.

Sogar die Wohnung des Obergenerals, welche man an den Wachten zu Pferd und zu Fuß vor derselben erkannte, glich nur einem steinernen Bauernhause, das ausser dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk trug. Hier ward Fortunatus in ein großes Zimmer eingeführt, wo eine glänzende Versammlung von höhern Offizieren in lauten Gesprächen sich umherbewegte. Man schien nur das Zeichen zu erwarten, um an einer frischgedeckten, langen Tafel, welche Süditaliens Leckereien und Weine zur Schau bot, aller Lust der Gaumseligkeit Genüge zu leisten.

Fortunatus ward dem Oberfeldherrn gemeldet. Aus dem Gewühl reicher Uniformen trat ein junger kräftiger Mann von ohngefähr sechsunddreißig Jahren hervor, einfach im blauen Ueberrock, mit weniger Goldstickerei. Ein schwarzes buschigtes Haar umschattete Stirn und Schläfen des von der Sonne Aegyptens und Calabriens gebräunten Gesichts. Es war der General Reynier. Nach mehrern Fragen über Namen, Herkunft, Zweck der Reise, und jetzigem Aufenthalt der übrigen Schiffbrüchigen, reichte er dem Schweizer mit einnehmendem Lächeln die Hand, und sagte: „Also

wir sind Landsleute; denn ich bin ein Waatländer von Lausanne. Es freut mich, Ihnen und Ihren übrigen Reisegefährten von der Austria volle Freiheit verkünden zu können; denn die erwarteten Berichte aus Triest sind eingetroffen und lauten genügend. — Was Sie betrifft, soll Ihnen heut noch der Paß nach Messina ausgefertigt werden, weil wir nicht wissen, ob morgen dafür Zeit ist. Die Reise selbst werden Sie jedoch einstweilen noch verschieben, weil wir vorher die Straße dahin von den Briganten fegen und den Prinzen von Hessen über die Meerenge jagen müssen. Bis dahin will ich für Sie und Ihre Gefährten sorgen, daß Sie in Monteleone Wohnung und Bewirthung finden. Für heut erweisen Sie mir die Ehre, mein Gast zu seyn.“

Dies gesprochen, führte er den Landsmann zur Tafel, wies ihm den Platz gegen sich über an; die andern folgten dem Beispiel und bald hörte man nur das eintönige Geklapper vielbewegter Löffel, oder der Gabeln und Messer. Von Zeit zu Zeit klangen dazwischen aus der Ferne Kanonenschüsse, selbst Kleingewehrfeuer. Adjutanten und Ordonnanzen gingen mit Berichten ab und zu. Das störte die Freuden der Mahlzeit keineswegs. Vielmehr ward die Unterhaltung der kriegerischen Gesellschaft bald wieder lauter und muthwilliger, während das Donnern und Tosen

des groben und kleinen Geschützes zunahm, welches kaum eine halbe Stunde von Monteleone entfernt zu seyn schien. Aus der Gleichgültigkeit der Tischgenossen bei dieser ungewohnten Tafelmusik glaubte unser Schweizer folgern zu müssen, es würden blos französische Truppen im Feuer geübt. Aber aus den Scherzen seiner Nachbarn verstand er bald, daß man sich im Ernst mit einer von Mileto gekommenen Abtheilung des Prinzen von Hessen-Philippsthal schlage, von der man schon gestern gewußt, daß sie heut zum Recognosciren ausgehe.

Aufgefordert vom General Reynier, erzählte Fortunatus die Geschichte seines Schiffbruchs, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Es herrschte tiefe Stille, während welcher man deutlich bemerkte, wie sich der Donner des Treffens immer mehr entfernte. Aber keiner von den Horchenden achtete darauf, sondern allein auf den Erzähler. In den meisten Gesichtern dieser Tapfern, welche durch ihr Handwerk mit dem Tode vertraut genug waren, malten sich abwechselnd die Empfindungen des Entsetzens und mitleidiger Rührung; und erst als er den Empfang schilderte, mit welchem die Schiffbrüchigen an der Marina Siderno von den Bauern aufgenommen wurden, lösete sich die Stille wieder in Gemurmel des Unwillens und allseitiges Gespräch auf. Jeder

wußte von der Verwilderung und Unmenschlichkeit der Calabresen irgend einen empörenden Zug.

„Da fällt mir ein," rief einer der Offiziere, welchen man General Abbe nannte, und der sich zum Ober-Befehlshaber wandte: „was ist aus dem Kerl geworden, den meine Chasseurs vor zwei Nächten einfingen? Hat er gestanden, wem er den Hals abgeschnitten, und die goldgespickte Börse genommen?"

„Er gibt vor, ein sicilianischer Graf zu seyn," antwortete General Reynier, „und will sich durch Zeugnisse ausweisen, wenn man ihm gestattet, an den Prinzen von Hessen zu schreiben."

„Possen! ein bäurischer Spion ist er, wie die Andern, die bei ihm waren und entwischten!" sagte General Abbe. „Ist der Schelm ein Graf, so sind unsre sämmtlichen Mauleseltreiber Prinzen von Geblüt."

„Nichts möglicher, General, als das," fiel ein alter Oberst ein: „hier ist Alles mit Adel gepflastert; jedes verfaulte Städtchen ein Herzogthum, Fürstenthum, ein Marchesat oder wenigstens eine Baronie und Grafschaft. Aber Mancher müßte Hungers sterben, wenn er von den Einkünften seines Herzogthums verdammt würde zu leben."

„Drum den Bauer nur füsillirt!" sagte General Abbe, indem er sein Trinkglas mit gold-

nem vino greco füllte: „Einer meiner bravsten Leute ward, als man den Spion fing, verwundet.“

„Der Mensch ist offenbar kein Bauer, wiewohl er Kappe und Jacke trägt!“ erwiederte General Reynier: „Ich habe mir ihn selbst vorführen lassen. Er hat mir einen ganzen Roman erzählt. Ach, sieh da, Herr Landsmann,“ fuhr der General fort, zu Fortunatus gewandt, und zog ein Taschenbuch hervor, worin er blätterte: „Sie können Auskunft geben. Befand sich wirklich auf Ihrem Schiffe eine Gräfin Beatrice von Piviafranca?“

„Nein, General,“ antwortete Herr Linthi: „wohl eine Signora Rosa di Centi, welche aber mit ihrer Dienerschaft umkam. Nur ihr Page, ein junger Creole, wurde gerettet, der mit mir ist.“

„Sie könnte einen andern Namen getragen haben,“ sagte der Obergeneral: „der Page befindet sich also draussen im Lager? das muß untersucht werden; schon des Romans wegen. Auch gehts hier um ein Menschenleben. Es sollte mir um den armen Teufel leid thun, wenn ich ihn als Spion füsiliren ließe, indeß er doch nur einem hübschen Mädchen nachlief.“

Man lachte und äusserte Neugier nach dem Roman. Der General ließ sich leicht erbitten und erzählte: „Dieser verhaftete Bauer also ist, seinen mir gemachten Geständnissen zufolge, ein Graf

Alvaro von Ribera. Wenigstens den Namen Alvaro find' ich sehr romantisch. Er ist der jüngere Bruder eines vor wenigen Jahren verstorbenen Herzogs Ercole von Piviafranca. Durch den Tod desselben ward er Vormund von der einzigen Tochter und Erbin des Herzogs. Sie heißt Beatrice und führte den Titel Gräfin. Seiner Aussage nach muß das Mädchen ein Wunder von Schönheit und Wildheit sein. Trotz dem möcht' ich die wilde Schöne lieber zur Gefangenen haben, als ihren frommen Oheim, der sie in ein Nonnenkloster schicken wollte."

„Schon dafür, General, gebührt ihm eine Kugel vor den Kopf!" rief einer der Offiziere lachend.

„Die Zeit des Noviziates war schon vorüber," fuhr General Reynier fort: „der festliche Tag der Einkleidung da. Man denke sich das Entsetzen der Klosterdamen und des Oheims, als die wilde Himmelsbraut plötzlich in der Nacht vor der Feierlichkeit verschwand und nie wieder gesehen ward. Die Art ihres Entkommens gehört, laut Versicherung des Grafen, zu den unbegreiflichen Dingen in dieser Welt voller Unbegreiflichkeiten. Auch trug man sich in Messina allgemein mit dem Gerücht, der Fürst der Hölle müsse sie zur Braut erkoren und entführt haben."

Hier verbreitete sich ein Lächeln über die

Gesichter der Zuhörer. Einige sagten: „Der Teufel der Sizilianer ist kein Narr!“ Andere wieder: „Ich hätte an seinem Platz seyn mögen.“

Der General aber setzte seine Erzählung fort und sagte: „Der fromme Oheim kam endlich der unsichtbar gewordenen Nichte auf die Spur, und daß sie keineswegs ins höllische Feuer, sondern mit einem englischen Schiffe nach Triest gefahren wäre, ohne Zweifel unter der Aegide eines jungen britischen Offiziers, der ihr vielleicht etwas angenehmer, als die hochwürdige Frau Aebtissin, nebst deren sämmtlichen Vestalinnen, gewesen seyn mochte. Kurz er schickte ihr sogleich einige Personen, mit königlichen Briefen versehen, nach, um sie mit Güte oder Gewalt zurückzuführen. Er blieb ohne Nachricht, bis der Schiffbruch der Austria in Messina bekannt ward, die von Triest viele Reisende geführt hat. Bei weitern Nachforschungen glaubte er nicht ohne Grund vermuthen zu dürfen, die Gräfin sei entweder mit dem Schiffe untergegangen, oder in der Gegend von Gerace und Siderno. Darum habe er sich, sagte er, verkleidet, und mit einigen Getreuen von Mileto aus auf den Weg dahin gemacht, um sich über Leben und Tod seiner Nichte Gewißheit zu verschaffen. In der Nacht hätte sich der Weg verloren, und statt nach Polistria zu gelangen, wo der Graf den Baron Oliva zu kennen vor-

gibt, habe er sich Morgens in der Nachbarschaft von Monteleone und in der Mitte einer unserer Streifwachten befunden.«

Hier ward General Reynier von einem seiner Adjutanten unterbrochen, der mit Staub und Schweiß bedecktem Antlitz hereintrat. Er kam aus dem Gefecht, welches eben den sizilianischen Truppen geliefert und von kurzer Dauer gewesen war. Die Feinde hatten, seiner Meldung nach, eine bedeutende Anzahl von Gefangenen und Todten hinterlassen; aber auch die Franzosen, ausser mehrern Verwundeten, drei Getödtete gehabt, worunter ein Hauptmann. Diese Nachricht ward das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch von der längst vollendeten Mahlzeit. Viele der Anwesenden entfernten sich sogleich. Andere setzten beim Kaffee und Liqueur die Gespräche fröhlich fort. Der Obergeneral gab Verschiedenen, die er besonders zu sich winkte, Befehle und Aufträge, und verließ dann, begleitet von jenem Adjutanten, das Zimmer.

Fortunatus blieb zurück, weil ihn der General noch nicht beurlaubt hatte, und erwartete dessen Rückkehr. Die Erzählung vom Grafen Ribera beschäftigte sein ganzes Gemüth. Er kannte diesen Namen aus den Ruinen von Gerace, wo er ihn im Gespräch zwischen Pasquale und Cecco gehört hatte. Durch Zusammenstellung der That-

sachen, welche der Gefangene gegeben, mit dem geheimnißvollen Betragen der unglücklichen Signora Centi und ihrer Begleiter, so wie mit Cecco's räthselhafter Verschwiegenheit und Briefsendung nach Messina, ging ihm ein Licht über die Verhältnisse auf, in welche der junge Mensch auf unangenehme Weise verflochten seyn mochte.

Er sehnte sich, diesen zu sprechen und ihm, was er erfahren, mitzutheilen. Als er fast anderthalb Stunden lang seiner Ungeduld, theils stumm, theils in Gesprächen mit den noch anwesenden Offizieren Gewalt gethan, sah er, nicht ohne Verdruß, den Oberbefehlshaber auf der Straße zu Pferde steigen, und von seinen Adjutanten und andern Stabsoffizieren begleitet, davon reiten.

Indem er den Hut ergriff, um sich ebenfalls zu entfernen, öffnete sich die Thür des Saals. Der alte Obrist, den er schon an der Tafel gesehen, trat herein, nahm seine Richtung gegen ihn und sagte: „Der General läßt sich entschuldigen. Ein dringendes Geschäft ruft ihn. Ich soll Sie in seinem Namen bitten, noch einige Augenblicke zu verziehn, und mir über einige Kleinigkeiten Auskunft zu ertheilen. Unterdessen werden Quartierbillet und Paß für Sie ausgefertigt. Wollen Sie mir nachfolgen?“

Fortunatus, zufrieden, daß er nicht ganz vergessen sei, begleitete den Obristen.

24.

Das Verhör.

Durch einen finstern Gang gelangten sie in ein kleines Zimmer, wo zwei oder drei Schreiber in Uniform an einem Tische saßen, und ohne aufzusehen in ihrer stillen Arbeit mit der Feder fortfuhren.

Der Obrist ging zu einer Nebenthür, winkte hinein, und Fortunatus sah nicht ohne Verwunderung seinen Reisegefährten Cecchino erscheinen, den er noch im Lager glaubte. Dieser, beim Erblicken des Schweizers, war nicht minder betreten. Er staunte ihn verlegen an und schien zu fragen: „Warum treffen wir hier zusammen?“ — Der Oberst stellte sich zwischen beide seitwärts und sagte: „Ich bitte, daß keiner rede, bis ich frage, und jeder gewissenhaft antworte.“ Dann wandte er sich gegen Herrn Linthi und sagte: „Kennen Sie diesen jungen Burschen? Seit wann? und wer ist er?“

„Ich kenne ihn seit mehr denn zwei Monaten. Er nennt sich Francesco, oder Cecco, und war Page im Gefolge einer Signora Rosa di Centi von Messina, welche beim Scheitern des

Schiffes Austria an der Marina Siderno ums Leben kam.“

Der Oberst, der eine Weile schwieg und nach dem Schreiber sah, wandte sich dann zum Creolen. „Und Sie, mein Kleiner,“ fragte er freundlich, „wie ist Ihr vollständiger Name? Was haben Sie über das eben Gehörte zu bemerken?“

Mit einer fast ungewissen Stimme, die seit dem Nachtmahl bei den Zigeunern ihre Heiserkeit noch nicht verloren hatte, erwiederte der Knabe: „Mein vollständiger Name ist Francesco Cappa. Ich habe dem nichts beizufügen, was Signor Linthi schon über meine Person zu äussern beliebt hat.“

„Wer eigentlich war die Signora Centi, in deren Dienste Sie standen?“ fragte der Oberst weiter.

„Ich war nie im Dienste dieses Weibes,“ antwortete Cecco mit einer Art stolzer Empfindlichkeit, „und kenne keine Person, die über mich zu gebieten hat, als Donna Marchesena di Vioganni, welche in Messina wohnt.“

„Keine ausweichende Antwort, junges Herrchen!“ versetzte der alte Kriegsmann mit strenger Miene, die jedoch durch einen gewissen wohlwollenden Blick des Auges etwas gemildert ward: „Ich fordre Bestimmtheit und Wahrheit Ihrer Aussagen. Man spielt hier nicht um Dat

teln oder Mandelkerne, lieber Kleiner, sondern um ein Menschenleben. Also: Wer eigentlich war jene sogenannte Signora Centi?"

Der Creole ließ einen lauschenden Blick über seinen Freund fliegen und erwiederte dann: "Sie war mir unbekannt, bis ich sie zu Triest sah. Dort erst erfuhr ich, sie sei eine Freundin, oder Vertraute, oder Besseres, oder Schlimmeres eines gewissen Grafen Alvaro Ribera, des Bruders der Marchesa Vioganni."

Der kriegerische Inquisitor machte hier mit Kopf und Hand eine leichte Bewegung, welche seine Zufriedenheit mit der ersten gefundenen Spur ausdrückte, die zu anderweitigen Entdeckungen führen mußte. Er klopfte dem Pagen freundlich auf die Schulter, und winkte einem der Schreiber, hinauszugehen. Nach wenigen Minuten hörte man die schweren Tritte von mehrern Männern. Die Thür ward geöffnet. Voran trat wieder der Schreiber; ein Bauer in Ketten folgte ihm, begleitet von zwei Grenadiren.

Aller Augen richteten sich auf den Gefangenen, der mit gesenktem Kopf, und mit der Hand die Kette haltend, wie von Todesfurcht betäubt, ohne Bewegung und ohne aufzuschauen, dastand. Er schien ein Mann in den Fünfzigen zu sein. Aber die dünnen Haare seines Glatzkopfes hingen schon eisgrau von den Schläfen

und im Nacken nieder. Das schmale, hagere Gesicht, mit mehrern senkrechten Falten der Stirn, und tiefgefurcht um Mund und Kinn, bot die leserlichste Handschrift zur Schau, die je von einer Leidenschaft auf ein menschliches Antlitz gezeichnet war. — Cecco hatte sich furchtsam in einen Winkel des Zimmers gedrückt, und beobachtete den Gefangenen mit unverwandten Blikken voller Erstaunens und Widerwillens.

Der Oberst wandte sich jetzt zum Pagen, und fragte: „Kennen Sie diesen Mann? Wer ist er?“

Cecco hatte alle Fassung verloren. Seine Augen irrten in dem kleinen Gemach umher, als suche er Rath oder Rettung. Fortunatus sah bekümmert die Verzagtheit seines Lieblings, und winkte ihm mitleidig, Muth zu sammeln.

„Nur gesprochen!“ rief der Kriegsmann: „Hier hilft kein Läugnen oder Verstummen, denn ich bemerke, er ist Ihnen bekannt.“

„Ich weiß nicht,“ stammelte Cecco, „ob ich meinen Sinnen hier trauen darf?“

„Und warum nicht?“ gegenredete der Oberst: „Wer vermuthen Sie, könnte der Gefangene seyn?“

Der Creole schien plötzlich seine gewohnte Entschlossenheit wieder zu gewinnen. „Wenn der Mann da nicht diese armselige Kleidung trüge,“

sagte er, „so würde ich glauben, es sei der Graf Alvaro di Ribera selber.“

Der Inquisitor nickte unmerklich mit dem Kopfe, und richtete sich gegen den Gefangenen mit den Worten: „Aufgeschaut! Wer ist dieser junge Mensch?“

Der Befragte drehte den Kopf langsam gegen die Ecke des kleinen Gemachs, in welchem der Creole stand, sah ihn mit Aufmerksamkeit an, senkte den Blick nieder zur Erde, und antwortete: „Er ist mir nicht bekannt. Aber ich bin der Graf Ribera.“

„Wenn Sie Graf Ribera sind, warum sollten Sie ihn nicht kennen, da er der Page Ihrer Schwester ist?“ entgegnete der Verhörrichter.

Der Befragte hob noch einmal den bangen und düstern Blick zum Creolen auf; und, bei verneinender Bewegung, sprach er: „Mit den Dienstleuten der Donna Vioganni, meiner Schwester, hielt ich nie Gemeinschaft.“

Cecco, der aus dem bisherigen Zustand ängstlicher Spannung in seine ganze Natürlichkeit zurückgekehrt war, setzte hinzu: „Es ist wahr, nicht einmal selbst mit seiner erlauchten Frau Schwester. Ich sah den Herrn Grafen nie im Pallast der Marchesa.“

Der Oberst hob gegen den Creolen drohend

den Finger und sagte: „Sparen Sie Ihre etwas gebrochene Stimme, mein Söhnchen, bis ich frage.“ Dann zum Gefangenen: „Wie konnten Sie vorgeben, nach Gerace gereiset zu seyn, um dort Nachforschungen zu halten, wenn Sie nicht einmal die Personen kennen, bei denen Sie forschen wollten?“

„Mir war der dortige Aufenthalt von Schiffbrüchigen bekannt,“ gab der Graf zur Antwort: „von diesen hofft' ich über das Schicksal meiner Nichte und einer andern Donna Nachrichten einzuziehn.“

„Wenn Sie der Graf Ribera sind, wie heißt diese Nichte? wie die andere Donna, und wer ist sie?

„Meine Nichte ist die Gräfin Beatrice von Piviafranca; sie ward von der Wittwe eines meiner Freunde, der Signora Centi, nach Messina begleitet.“

„Nun, mein kleiner Mann,“ sagte der Oberst zu Cecco, „nun haben Sie Erlaubniß, Anmerkungen zu machen. In der Hauptsache weiß ich jetzt Bescheid. Es steht Ihnen frei, sich mit dem Gefangenen zu besprechen, wenn Sie es gut finden.“

„Nur eine einzige Anmerkung sei mir gestattet!“ versetzte der Page der Marchesa Vioganni: „Die Gräfin Beatrice ward nicht nach

Messina begleitet, sondern entging von Triest nach Wien. Signora Centi reisete mit ihren Helfern allein, und alle kamen beim Schiffbruch um."

Der Graf murmelte, indem er dabei den Knaben anblickte: „Meine Nichte nach Wien? die Nichtswürdige! ohne Zweifel in Gesellschaft des lüderlichen Engländers, mit dem sie davon lief, die Landstreicherin!"

Hier fuhr der Creole, welcher die beleidigte Ehre der jungen Dame wie auf eigene Rechnung nahm, hastig empor, und rief empört mit einem Ton, der durch Heiserkeit bald erlosch, bald kreischend wurde: „Herr Graf, verzeihn Sie, es geziemt Ihnen nicht, die junge Gräfin zu lästern. Sie weiß so wenig von einem Engländer als ich. Ich selbst war bei ihrer Entweichung aus dem Kloster gegenwärtig, nebst Andern. Ich selbst ward von der Marchesa Vioganni ihr auf der Fregatte zur Bedienung mitgegeben."

„Halt! nicht geeifert!" sagte der Oberst lächelnd.

„Also war die Marchesa Vioganni wieder im Spiel!" murmelte der Gefangene. Dann, als wenn er in sich selbst zusammensänke, seufzte er tief, und sagte leise: „Gleichviel! Es ist hin!"

„Nun, mein kleiner Prinz," hob der Oberst an, „noch ein ehrliches Geständniß! Warum

wurden Sie Ihrer schönen Gräfin treulos und folgten ihr nicht nach Wien? War das artig?"

Der Page ward sichtbar verlegen, warf einen forschenden Blick auf den Grafen und stammelte: „Signora Centi hatte Verhaftungsbefehle ausgewirkt. Der Reisewagen stand bereit. Mir war geboten, noch einen Brief der Gräfin für ihren Oheim auf die Post zu legen, ward ergriffen, und Donna Beatrice, die es sah, fuhr eiligst davon."

„Ich erhielt keinen Brief!" sagte der Graf.

„Er blieb in den Händen der Signora Rosa," versetzte Cecco: „und dies Weib hätte ihn wohl schwerlich ausgeliefert, wenn es auch am Leben geblieben wäre. Denn die Gräfin bat darin, ich weiß es, ihren Oheim und Vormund demüthig um Verzeihung, und bot die Hälfte ihres Vermögens dem Oheim, oder dem Kloster, wenn man ihr den übrigen Theil in Freiheit geniessen lassen könnte."

Der alte Graf erhob abermals das Haupt, sah zum Pagen seiner Schwester hinüber, senkte den Kopf nieder und seufzte schwer.

„Für einsweilen genug!" rief der Oberst: „Lesen Sie das Protokoll, Herr Sekretär."

Es ward verlesen, dann vom Grafen unterzeichnet, eben so von Cecco und Herrn Linthi. Die Grenadiere führten den Gefangenen ab. Der

Oberst reichte nun dem Schweizer einen Paß, schon vom General Reynier eigenhändig unterzeichnet; eben so Quartierzettel für beide, indem er vorausbeklagte, daß sie in Monteleone schlechte Herberge finden würden.

„Darf ich fragen," sagte Cecco," droht dem Leben des Grafen Gefahr?"

„Der Mann", antwortete der alte Krieger, „wurde für einen Spion gehalten. Ihr offenes Geständniß kann ihm nun das Leben retten; ausserdem wäre er ohne Zweifel heut oder morgen erschossen. Aller Wahrscheinlichkeit gemäß schickt ihn der General nebst andern Kriegsgefangenen nach Neapel. — Jetzt gehn Sie, meine Herrn. Dieser Caporal wird Ihre Wohnung suchen helfen."

Sie gingen. Doch auf der Straße kehrte der Page plötzlich mit den Worten ins Haus zurück: „Ich habe dem Offizier noch eine Frage zu thun." Und erst nach geraumer Zeit kam er wieder zu den Wartenden, aber fröhliches Muthes, der auch dadurch nicht geschwächt ward, daß Fortunatus und er, wegen Mangels an Platz, in zwei verschiedene Häuser, und in elende Gemächer einquartiert wurden, die engen Kerkern ähnlicher sahen, als menschlichen Wohnungen.

25.

Der Abschied.

Die Ereignisse und übermäßigen Anstrengungen der vergangenen Tage betteten jedoch den Einen wie den Andern unserer zwei Abentheurer in ihren dumpfen Schlafwinkeln auf Strohbündeln herrlich. Lange vor Sonnenuntergang war ihnen dort schon die Aussenwelt in der süßen Bewußtlosigkeit untergegangen, welche der Halbbruder des Todes freundlich gewährt. Und, als Fortunatus am andern Tage auf die lebenreichen Gassen von Monteleone hinaustrat, war schon die Hälfte desselben beinah verschwunden.

Noch trunken vom Schlummern und Träumen, aber mit dem Wohlgefühl neuer Lebenskraft in allen Gliedern, wanderte er, wohin ihn das Bedürfniß seines Herzens rief, zu Cecco. Mehr als er selber wollte, hing er dem wunderbaren Knaben mit einer Bruder-Innigkeit an, der auch schon die Trennung der Wohnungen schwer fiel. Die Aufklärungen, welche er durch das Verhör im Hauptquartier über die Verhältnisse des Pagen der Donna Viogannì empfangen hatte, waren geeignet, seine Achtung und Theilnahme für ihn zu erhöhn. Jeder Schatten eines Argwohns, welchen doch zuweilen Cecco's Geheimthun, oder das Zittern vor einer Rückkehr nach

Messina zu erregen fähig seyn konnte, war ausgelöscht. Jetzt stand die Verzweiflung des jugendlichen Gefangenen in der ersten Nacht auf der Austria, jetzt dessen Furcht und Abscheu gegen seine Hüterin, jetzt dessen mannichfaches Streben, sich mit der Marchesa Vioganni in Verbindung zu setzen, enträthselt. Der junge Mensch war, durch die muthige Treue und Selbstaufopferung, noch bewundernswürdiger geworden, mit der er, für Vollziehung gefahrvoller Aufträge, in sein eigenes Unglück eingegangen war.

Es fiel Herrn Linthi unangenehm auf, als er in Cecco's Wohnung erfuhr, der von ihm Gesuchte sei schon vor mehrern Stunden ausgegangen. Es war eine Sünde gegen alle Freundschaft, daß Cecco's erster Schritt nicht zum Freunde gewesen. Fortunatus entschloß sich, seine Rückkunft bis Mittag vor der Thür des Hauses zu erwarten. Als dies vergebens gewesen, kehrte er nach der eigenen Wohnung heim; aber da hatte kein Creole Nachfrage gethan. Er durchlief mehrere Speisehäuser; er ließ sich umsonst in einigen auftischen, um ihn gemächlicher zu erwarten. Er kam nicht. Den ganzen Nachmittag trieb sich der Suchende umher, durch alle Gassen der Stadt, durch alle Kirchen, durch alle drei Heerlager ausser derselben, und überall begegnete er fremden Gesichtern. Mit Sonnenun-

tergang stiegen Ungeduld und Besorgniß um den verschwundenen Knaben aufs Höchste. Er eilte in der Dämmerung zu seinem Quartier zurück, und empfing hier endlich wenigstens den beruhigenden Trost, daß der Creole ihn ebenfalls gesucht, ihn lange erwartet, und sich mit der Verheissung fortbegeben habe, zurückkommen zu wollen.

Fortunatus harrte seiner auf der Straße, gefoltert von Sehnsucht, langer Weile und Neugier über den Grund des ungewöhnlichen Ausbleibens. Es ward dunkel, die Gassen wurden menschenleer, Cecco kam nicht. Fortunatus, als die finstere Nacht einbrach, begab sich in sein Kämmerlein mit dem Schmerz getäuschter Hoffnungen. Doch ließ er ein irdenes Lämpchen brennen. Er streckte sich auf sein Strohlager, um auch da noch des Vermißten zu harren.

Lämpchen und Hoffnung waren eben am Erlöschen. Da ließen sich einige Stimmen draußen, dann leises Pochen hören. Die Thür ging auf. Fortunatus richtete sich mit halbem Leibe empor in freudigem Schreck. Der Page trat herein, anfangs schüchtern, dann fröhlich. Er eilte zum Lager des Freundes, kniete zu demselben auf den Boden, und drückte mit beiden Händen dessen ihm entgegengestreckte Rechte.

„Warum, Cecchino, hast du mir das gethan?“ sagte Fortunatus mit unzufriedenem,

doch weichem Ton: „Wie konntest du mich, du Leichtsinniger, einen ganzen Tag vergessen?“

— Vergessen! Signor Fortunato, ich vergessen! den Retter meines Lebens, ich, auch nur ein Viertelstündchen ihn aus Gedächtniß und Herzen verlieren! Nein, mein edler Freund, zürnen Sie mir armen Knaben nicht.

„Wenn du wüßtest, Cecchino . . .“

— O, theurer Fortunato, wenn Sie wüßten, welchen unruhigen, elenden und glücklichen Tag ich gelebt habe! Nun bald, o bald nun, steht Ihr Cecco am Ziel! O bald, nun bald ist Alles vollbracht, Alles überwunden! Dann, o dann, Fortunato, . . . ach, es sprengt mir die Brust . . . mich wollen meine eignen Gedanken tödten.

„Du warst, scheint es, heut vergnügter als ich.“

— Es mag sein! Ja, ich war vergnügt. Alle meine Wünsche und Entwürfe gelangen! Und ich glaube beinahe, der Reiz dieser längst ungewohnten Freude konnte nur eben noch durch Schmerz, durch Sehnsucht nach Ihnen geschärft werden. Sie sollen nun Alles erfahren. Aber Lieber, zürnen Sie mir nicht mehr. Gelt, Sie zürnen Ihrem Cecchino nicht?

„Quält dich doch also das böse Gewissen noch? Nein, ich bin dir nicht so theuer, als du mir bist. Konntest du dich einen ganzen Tag

überwinden; ich kann es nicht. Und warum mußt' ich gestern erst, in Gegenwart fremder Zeugen, anhören, was du mir, wie sehr ich auch bat, seit wir uns kannten, verschwiegst? War dies Freundschaft? wars auch nur einfache Billigkeit? — Cecchino, eine Sommernacht ist zu kurz für die Reihe Vorwürfe, die du dir verdientest."

— Fahren Sie fort, ich höre diese Vorwürfe so gern, die meine Eitelkeit schmeicheln. Und dennoch sage ich Ihnen, ich bin unschuldig."

„Und nun gesteh, liebes Kind, wo schwärmtest du den langen Tag ohne mich umher?"

— Früh war ich im Hauptquartier, dann einige Stunden im Gefängniß des Grafen Ribera, dann zu Tische beim General Reynier. Darauf mußt' ich noch einmal in Ribera's Gefängniß, von da noch einmal ins Hauptquartier, um den Oberbefehlshaber zu erwarten, welcher erst spät Nachts gekommen ist. Von da hieher zu meinem lieben, unversöhnlichen Schweizer. Dies war mein Tagwerk.

„Wozu aber ein Tagwerk solcher Art?"

„Einem unglücklichen Manne das Leben zu erhalten, der dem Tode geweiht ist. Was bietet der Mensch nicht um ein Daseyn, welches jedem Andern unerträgliche Last wäre! Ich aber mußte Alles daran setzen und wagen, damit Graf Ribera nicht erschossen werde. Nun, ich habe Reyniers

Wort, er empfängt neue Frist. Ein französischer Offizier, der morgen als Parlamentär nach Mileto zum Prinzen von Hessen-Philippsthal geht, wird von mir dahin begleitet. Ich trage ein Schreiben des Generals und des Grafen Ribera. Die günstige Antwort des Prinzen, welche unfehlbar erfolgt, wird das Uebrige thun.

„Du bist ein kecker Bursch, ein Waghals! Darf ich mit dir?“

— Leise klopft' ich beim General um die Erlaubniß an. Aber er gab mir ein trocknes Nein. Von seiner Güte, mit der er mir Reisegeld anbot, machte ich keinen Gebrauch. Ich will bei niemandem verschuldet stehen, als bei meinem Freund. Und ich habe keinen Grano in der Tasche.

„Du lockerer Gesell, keinen Grano mehr?“ sagte Fortunatus, und zog sogleich seinen geheimen Schatz hervor. Indem er dem Creolen so viel spendete, als derselbe verlangte, ließ er es nicht an einigen nützlichen Wirthschafts- und Haushaltungsregeln fehlen.

— Sorgen Sie jetzt nicht länger, mein edler Wohlthäter. In wenigen Tagen oder Wochen sind wir beide reicher, denn heute. Ich steh nah am Ziel. Ein Wunder der göttlichen Vorsehung führte mich hinzu. Ich gehe morgen, sobald der Parlamentär die Antwort des Prinzen in Hän-

den haben wird, von Mileto nach Sciglio. Die Marchesana Vioganni erwartet meine Ankunft. Und dort, theurer Freund, erwart' ich auch die Ihrige. Meinen Aufenthalt erfahren Sie vom Befehlshaber des Schlosses. Ich beschwöre Sie, kommen Sie bald. Nur zwei kleine Tagreisen sind es dahin.

„Du durch die Mörderrotten Siciliens nach Sciglio, und allein?"

— Im Schutze des Prinzen von Hessen reise ich gefahrlos. Sie aber müssen leider verzögern, bis zwischen beiden Heeren die Schlacht entschieden hat, wer des Landes Meister sei. Sie bleibt nicht lange aus, in wenigen Tagen ists geschehen. Gott nehme Sie in seinen Schutz. Meiden Sie, o Fortunato, meiden Sie jede Möglichkeit, Ihr theures Leben in eine Gefahr zu stellen. Ihr Unglück bringt mir den Tod. Ich athme nur durch Sie! —

Fortunato war von der Botschaft, die ihm Cecco wegen der Reise nach Mileto und Sciglio brachte, erschreckt und verstimmt. Es war ihm nicht ganz unbekannt, daß den Pagen die wichtigsten Beweggründe und Pflichten sowohl in das sizilianische Hauptquartier, als zu seiner messinischen Herrin trieben. Und dennoch stand er mehr denn einmal im Begriff, ihn zurückzuhalten. Es kostete ihm Kampf mit sich selber, seine eigenen

Wünsche zu besiegen, seine Besorgnisse zu übermannen.

Lange wechselten sie, indem sie auf dem Strohlager, von einem ihrer Arme gestützt, beim falben Lampenschein plaudernd dalagen, Bitten, Versprechungen, Warnungen, Gelübde, Befürchtungen und Tröstungen. Endlich schlug die Stunde der Mitternacht. Cecco seufzte: „Ich muß früh davon. Leben Sie wohl. Ich lebe nur für Sie. Wir müssen scheiden.“ Er sprach es mit einer Stimme, die der Schmerz brach, das Auge von Thränen erfüllt. Er wollte sich erheben.

Fortunato zog den geliebten Knaben an sein Herz, schloß ihn in seine Arme, lispelte mit zitterndem Tone, aus gepreßter Brust ein „Fahre wohl!“ und drückte seinen Mund auf den Mund des Weinenden. Dieser, anfangs sanft entgegenstrebend, erwiederte leise den Scheidekuß des Freundes; dann aber flocht er plötzlich beide Arme mit Heftigkeit um den Nacken des jungen Mannes und hing an den Lippen desselben mit brennenden Lippen.

„O Fortunato! Fortunato!“ rief der Knabe: „dürft ich meinen Dolch zucken; dürft' ich so sterben an Deiner Brust! Aus dem Himmel in den Himmel! Verbrenne mich mit deinem Flammenodem! Aber quäle mich nicht lange! Ich sehne mich nach ewiger Vernichtung in Dir.“

— Warum trägst Du, Cecchino, diesen heimlichen Panzer? — fragte Fortunato, der seinen Arm um Cecco's Leib gelegt hatte, und Widerstand, von einem verborgnen Harnisch, fühlte.

„Frage nicht, es ist für Dich, theurer Fortunato. Ich war zum tückischen Ribera in den Kerker. Frage nicht weiter. Alles für Dich! Ich fürchte, eine Welt, ohne Dich, zu verlassen. Meinst Du nicht, es wäre höchste Himmelshuld, wenn wir unsere beiden Seelen zugleich in einem und demselben Kusse aushauchen könnten?“

— O Wunderwesen, wie liebenswürdig Du bist! Warum doch muß ich von Dir im Augenblick unserer Trennung erst Deine Liebe und Dein Du hören? — sagte Fortunatus.

„Trennung? Seele meines Lebens, kann sich mein Leben von sich selber scheiden?“ rief Cecco, ihn mit einem Blick der Entzückung anlächelnd: „meine Gedanken und Seufzer werden ja immerdar Deine täglichen Wege, Deine Schritte, Dein nächtliches Lager umschwärmten. Mit jedem Athemzug sollst Du den Hauch meines Mundes eintrinken; in jedem Lüftchen meine Küsse auf Deinen Lippen fühlen. Ich kann Dich nicht verlassen, obgleich mein Leib von Dir scheiden muß.“

— Wenn ich aber nach Sciglio kommen werde, Cecchino, und Donna Vioganni Dich nicht fahren läßt? — Cecchino, nie hatt' ich einen Bru-

der. Dich hat aber Gott mir geschenkt. Nun kenn' ich die allgewaltige Naturmacht der Zwillingsliebe, in welcher eine Seele in zwei Leibern leben und sterben muß. Wirst Du auch die Palläste Messina's, sag' es mir, vergessen können und Soldatenbrod mit mir theilen mögen? O Cecchino, ich möchte Dich mit meinem Herzblut nähren. Kannst Du Messina vergessen?

„Geh, frage den freien Adler am Himmel, ob er zum verlassenen Eisenkäfig zurückkehren wolle? Frage den Fisch, welchen die Ebbe am Gestade zurückgelassen, wenn ihn die weiche Welle der Fluth wieder in ihren Schoos nimmt, warum er nicht die grüne Wiese des Ufers vorziehe? Ich habe ja aufgehört, Ich zu seyn, seit ich Dich sah. Frage Dich selber; meine Antworten, meine Wünsche wohnen in Dir. Ich habe nichts Eigenes mehr. Sagst Du mir je: Du habest aufgehört, mich zu lieben, so hab' ich aufgehört zu leben in Dir und überall. O, der natürliche Menschentod auf Siechbett, Schlachtfeld oder Schaffot ist süß gegen bittern Herzenstod. Nicht so, Du meine Seele, Du bleibst mir ewig die Seele? O schwör es mir zu; nein, Fortunato, schwör' es Gott zu; nein schwör' es bei Dir! — Du bist ja mein Gott!“ Die letzten Worte flossen nur noch leise gehaucht, kaum vernehmbar zu Fortunatus Ohr. Cecco's Haupt sank mit

geschlossenen Augen auf die Schulter seines Freundes. Dieser preßte den bewegten Knaben mit Wildheit und Zärtlichkeit an seine Brust und legte seine Wange auf die glühende Wange desselben, indem er lispelte: „Scheide nicht von mir, mein Cecchino, scheide nicht! Kannst Du mich lieben und mich doch tödten wollen?“

Cecco schien nach einiger Zeit aus einem Zustand halber Bewußtlosigkeit zu genesen. Er riß sich los, verbarg sein Antlitz auf dem Lager und weinte bitterlich. Fortunatus verschwendete Fragen, Bitten und Tröstungen vergebens, bis ein heftiges Schluchzen in stilles Weinen überging. Dann richtete sich der Page auf, umschloß noch einmal krampfhaft mit beiden Armen den Hals des Freundes; drückte ihm den Scheidekuß auf und rief: „Gute Nacht! gute Nacht! Es ist um meinen armen Verstand gethan. Gute Nacht, schöner Mörder! Laß mich, denn ich bin wahnsinnig.“

Schnell vom Lager aufgesprungen, war der Page zugleich aus dem Gemach verschwunden. Der Zug der Luft löschte das letzte Leben des glimmenden Lampendochtes.

Fortunatus blieb in einem nieerfahrnen Zustande zurück. Finsterniß und Oede inner und ausser ihm; Gefühl des Untergangs und Niedersinkens in den endlosen Abgrund einer weltlosen

Nacht. Seine Nerven schienen sich in sich selbst zusammenzuwinden, wie im allgemeinen Schwindeln der Sinne, während das Blut fieberisch durch die Adern stürzte. Nur ein einziges, immer und in tausend verschiedenen Gestalten wiederkommendes Bild erfüllte ihn; und nur ein einziger Name war die ganze Summe seiner Gedanken. Es war bei ihm ein Schlummern im Wachen, ein Wachen im Schlummer, bis alles Bewußtseyn endlich in einem schweren, todtenhaften Schlaf losch.

26.

Das Treffen bei Mileto.

Durch das schmale Tagloch der Mauer, welches seiner Zelle, statt Fensters, diente, fiel der blendende Strahl der Mittagssonne, als er sich seiner Betäubung entrang. Der nächtliche Abschied des Lieblings, jene zu einer Art Wahnsinn gesteigerte Zärtlichkeit und Betrübniß, stand traumartig dunkel in ihm. In dumpfer Abspannung, in gefühlloser Ruhe ging er durch die Gassen von Monteleone zur Wohnung Cecchino's, und hörte mit einer Art Gleichgültigkeit, daß der Creole bei Tagesanbruch abgereist sei. Er schlenderte nur träumerisch, wie ein Suchender, den ganzen Tag umher, ohne zu suchen; im reinsten Müßiggang, ohne Langeweile. Dachte er an das Scheiden des

Knaben, an die Bewegungen des eignen Gemüths bei der Trennung, Bewegungen, wie er sie nie vorher gekannt: ward ihm, als sei er ein Trunkener gewesen.

Wie jener unnatürliche Rausch in ihm geworden, und was er in demselben gesprochen, darüber wußt' er sich durchaus keine Rechenschaft. Soviel aber noch von seinen Worten, soviel von Cecchino's Reden dem Gedächtniß verblieben war, glich Alles dem verworrenen Geschwätz der Raserei. Er empfand über jene unmännliche Schwärmerei Unwillen, ohne dabei eigentlich eine Schuld zu erkennen. In dieser Entzweiung mit sich würde er, bei geringerer Geistesbildung, vielleicht Alles einer Verzauberung zugeschrieben haben. Lange auch dachte er das Räthsel, mit dem Glauben der Alten an geheime Naturgewalten, an Antipathie und Sympathie, zu lösen. Jene schien ihm den besten Schlüssel zu Sir Downs unüberwindlichem Widerwillen gegen ihn zu geben; diese ihm die wunderbare gegenseitige Anziehung zwischen Cecco und sich, seit dem ersten Abend auf der Austria, zu erklären. Er war aber zu schlichter Vernunft- oder Verstandesmensch, um sich lange mit einer poetischen Wahlverwandtschaft der Seelen zu begnügen, und mit einem Unerklärlichen das Andere zu erklären. Sir Down hatte ihm selber den Grund seiner Antipathie hell genug angegeben.

Und jene wunderhafte Sympathie mochte zuletzt ihre Quelle in der Lebensanregung finden, welche das stürmische Feuer des Creolen, dessen Schicksal, dessen Jugendlichkeit, dessen zuweilen an Weiblichkeit gränzende Anmuth, dazu die weiche Gewalt der Gewohnheit im langen, fast ausschließlichen Umgang, verursacht haben.

„Und zudem kömmt,“ dachte unser Stoiker bei sich, den es befremdete, so plötzlich aus dem Sattel eigenthümlicher Besonnenheit, oder natürlichen Phlegma's geworfen zu seyn, „du bist ein schwächerer Geist, als du zu seyn wähntest. Sei strenger auf deiner Hut!“

Ein Tag verging in diesem Sinnen und Träumen, in diesem Zürnen und Aussöhnen seiner selbst. Er fühlte sich vom Wandern ermüdet, und wußte nicht, wo er gewesen, als ihn die finstre Nacht zurück zu seiner Herberge trieb. Er vernahm, ein Staabsoffizier habe ihm zweimal nachgefragt; ein Calabrese, an dessen Beschreibung er augenblicklich den Cavaliere Pasquale erkannte, sei bis in die Dunkelheit, seiner harrend, vor dem Hause gestanden. Beides ließ ihn gleichgültig.

Das dumpfe Wirbeln der Trommeln weckte ihn schon vor Tagesanbruch. Im Hause herrschte Lärmen und Geschrei der Gehenden und Kommenden. Es schienen diese Bewegungen durch ein ausserordentliches Ereigniß bewirkt zu seyn. Er

eilte hinaus, und erfuhr von seinen Wirthen, daß die Franzosen plötzlich Monteleone verließen und die Stadt vielleicht auf immer räumen würden. Nach einigem Schwanken in sich selber, dünkte ihn zuletzt gerathener, dem abziehenden Heere zu zu folgen, als die herandringenden Horden der sicilianischen Räuber, und sein Loos aus der Hand dieser Barbaren zu erwarten. Er begab sich in seine Zelle zurück, packte den Habersack, und vergalt beim Abschiede den Eigenthümern des Hauses, mit einigen Geldstücken, was sie ihm Liebes gethan.

Der Morgen dämmerte. Die Stadt war öde. Man wies ihm die Richtung, welche die Truppen genommen. Er wanderte durch einen Theil des verlassenen Lagers, in welchem noch wenige Mannschaft zurückgeblieben war, und was er zu vermuthen anfing, bestätigte ihm die Antwort einer Schildwacht: „Gehn Sie, es wird der Mühe lohnen, zu sehn, wie wir den Prinzen von Hessen und seine Briganten zum Land hinauspeitschen.“

Einem Treffen beizuwohnen, hatte der Schweizer sich eigentlich nicht gerüstet; aber, einmal auf den Beinen, setzte er den Weg fort. Dieser ging nach einiger Zeit bergauf, steil an Felsen, wo er die dem Heere folgenden Lastthiere fand. Auf der Höhe breitete sich eine weite fruchtbare Ebene bis zu den Bergen auseinander, ohne Anbau, nur

von Olivenwäldern beschattet. Der Zug der Krieger, ihrer mehr denn zwölftausend, ungezählt die Schwärme freiwilliger Calabresen in französischem Solde, bewegte sich langsam durch den tiefen Sand der Fläche. Im Morgenlicht der Sonne blitzten aus weiter Ferne die Waffen der dunkeln Schlachthaufen herüber.

Nach zweistündigem ununterbrochenem Fortrücken hörte man den ersten Donner der Kanonen; bald das zeitweise Rauschen des kleinen Gewehrfeuers. Dem General Reynier entgegen entfalteten sich die Schlachtreihen des tapfern Prinzen von Hessen-Philippsthal. In schwarzen Haufen quollen die Sicilianer und Briganten aus allen Wäldern hervor gegen die französischen Kampfreihen. Bald ward das Gedonner der Feuerschlünde, die gegenseitig Tod und Flammen spien, allgemein; Gebirg und Wald murmelten den Mordgesang der ehernen Rachen nach. Dazwischen rollte verworrener Trommelschlag; schmetterte gebieterischer Ruf der Trompeten. Bald deuteten nur noch aufwirbelnde Rauchsäulen und blaugraue Züge des Pulverdampfes, Stellung und Bewegung der Schaaren, die nur von Zeit zu Zeit theilweis darin sichtbar hervortraten. Dann aber, als ergösse sich aus dem Schoos des dichtesten Schlachtnebels ein Waldstrom, finster und reissend, über die Felder: so fuhr gegen die Massen calabresi-

scher und sicilianischer Bauern Geschwader um Geschwader französischer Reiterei. Jene Massen zerstoben. Weit über die Wiesen gegen das Gebirg irrten, kämpften, flüchteten, widerstanden Tausende vereinzelt. Sie verloren sich in Bergen und Wäldern, eh' eine Viertelstunde vergangen war.

Inmitten dieses Schauspiels, welches Fortunatus von dem Gipfel eines hochbepackten Karrens herab beobachtete, rief ihn eine wohlbekannte Stimme an. Es war der Signor Cavaliere Pasquale, welcher, von Staub und Schweiß bedeckt, des Wegs von Monteleone kam und mit gewöhnlicher Wichtigkeit und beweglichem Gebehrdenspiel winkte, niederzusteigen.

„Gut, Signor, daß ich Sie finde. Gestern und heut hab' ich mir den Athem ausgelaufen. Wo in aller Welt waren Sie? Schon hielt ich Sie verloren; und doch hab' ich dem Stabsoffizier Ehre und Leben verpfändet, seine Bestellung auszurichten. Ihre Monteleoner Wirthsleute sind brave Calabresen, die schickten mich auf die Spur."

— Welche Aufträge können Sie für mich haben? Und wer ist der Offizier, der sie Ihnen anvertraut, Signor Cavaliere?

„Gehn wir ein wenig auf die Seite. Fort, fort, noch weiter! Ohren sind die allergefährlichsten Gliedmaßen des Menschen. Aber, unter uns

was denken Sie zu dem Teufelsstreich, den ich jetzt dem Prinzen von Hessen-Philippsthal spiele?"

— Wie so? Er war ja nie zu Monteleone gefangen.

"Still doch! Merken Sie wohl. Die verdammten Zigeuner handelten behender, als ich. Die hatten meine Befehle vollstreckt, eh' ich nach Monteleone kam. Kurz, er ist entwischt. Merken Sie wohl, wider meinen Willen ist er davongegangen; ohne Abrede mit mir. Er soll's bereuen! — Jetzt hab' ich alle Anstalten getroffen: Reynier muß ihn in die Flucht schlagen. Den Cancellieri mit den besten Truppen hab' ich von ihm getrennt und in die Bai von St. Eufemia geschickt. Er muß vertilgt werden. Aber, Geduld, Reynier soll sich an seinem Siege verbluten. Dann machen wir mit den Franzosen den Kehraus."

Der Capo Ruota rieb sich dabei fröhlich die dürren Hände, indem er argwöhnisch links und rechts und hinter sich schielte.

"Und Ihre Bestellung an mich?" fragte Herr Linthi, als er bemerkte, der Cavaliere sitze wieder auf seinem politischen Steckenpferde.

„Geduld!" rief der Capo Ruota: „Sie wissen nichts, gar nichts. Wir haben hier noch einen gefangenen Vogel, einen Geier, einen Vogel Greif. Dem spreng' ich den Kerker. Den Grafen Ribera und den Cancellieri laß ich in wenigen

Tagen wie wüthende Hunde über die Franzmänner herfallen; die Abruzzen, beide Calabrien warten auf meinen Wink. Mir siehts keine Seele an, wer ich bin."

— Aber Graf Ribera ist zu Monteleone in Ketten.

Der Capo Ruota drehte sich ab, um sein Lachen zu verbergen. Eben so schnell wandte er sich wieder ganz ernsthaft, kniff die kleinen Augen zu, streckte den Kopf vor und sagte leise: „Spinnweben, nicht Ketten! Das ist ja mein Vogel Greif. Adio! jetzt ist's Zeit. Ich muß zu ihm. Er muß 20,000 Mann von allen Seiten zusammenbringen, eh' Reynier ganz Meister ist."

„Aber vergessen Sie die Bestellung des Offiziers nicht."

„Richtig, Signor Fortunato! Wort muß man halten. Als er Sie suchte und mich auf Sie wartend fand, gab er mir den Brief des General Reynier an Sie. Doch, wohl zu merken, trauen Sie ihm nicht; trauen Sie keinem Franzosen. Ich, sobald Sie wollen, ich führe Sie nach Messina. Nur Zuversicht! Es siehts mir keine Seele an, wer ich eigentlich bin? — Es ist auch nicht nöthig, wohlgemerkt, gar nicht nöthig, daß es jeder wisse. — Also, hier ist der Brief. Nehmen Sie. Sagen Sie mir, was er enthält?"

Herr Linthi riß das Blatt auseinander, und

sah Cecco's Unterschrift. Er sagte es dem Capo Ruota. Dieser nickte mit dem Kopfe und versicherte, das sei ihm nicht unbekannt gewesen; er habe nur Fortunato's Wahrheitsliebe auf die Probe stellen wollen. „Ich selbst", fuhr er fort, „schickte den Edelknaben der Signora Marchesana gestern nach Sicilien zurück. Dem Burschen fehlts nicht an Kopf. Ich brauch' ihn zu meinen Entwürfen, ohne daß er's vermuthet. Adio! Heut verreisen Sie nicht. Ich erwarte Sie in Monteleone."

Mit diesen Worten entfernte sich der gutmüthige Thor und, harmlos in den Saiten seiner Guitarre rauschend, wanderte er rüstig zur Stadt zurück.

Fortunatus lagerte sich unterdessen in den Schatten einer alten Steineiche und las das Schreiben seines jungen Freundes mit einer Andacht, die ihn für den Donner der Schlacht taub machte, welcher noch fort und fort sein Ohr umrauschte. Der Brief war von Mileto, vom 27. Mai, also vom vergangenen Tage, gegeben, und folgenden Inhalts:

„Der französische Parlamentär kehrt in einer Stunde mit einer Antwort des Prinzen nach Monteleone zurück, die allen meinen Erwartungen entspricht. Ribera ist dem schmachvollsten Tode entrissen. Ich bete schaudernd und demüthig die ewige Vorsehung an, deren unbegreiflicher Rath-

schluß eben mich und keinen Andern zu ihrem Werkzeug machte.

„Der Adjutant des Generals Reynier will die Güte haben, Ihnen diese Zeilen mitzunehmen. Ich reise nach Seminara ab. Tragen Sie keinen Kummer für mich; ich stehe unter dem unmittelbaren Schutz des vortrefflichen Prinzen, der mich durch eine Schutzwacht bis Sciglio führen läßt.

„Leben Sie wohl. Wachen Sie über Ihr Leben in diesen schrecklichen Tagen; es ist ja das meinige. O, mein edler Freund, ich verzweifle, Sie je wieder zu sehn. Ich soll, ich kann nicht glücklich werden. Ich war's nicht einmal in Ihrer Nähe, in meinem Himmel; und jetzt — das Weltall ist eine kalte Leiche geworden. Kommen Sie bald, o bald nach Sciglio. Ich erwarte Sie zitternd, als meinen Richter; mit bangem Gewissen erwart' ich Sie. Ich habe — —

„Fragen Sie den General Reynier, den Grafen Ribera, beide können Ihnen Alles sagen. Sie wurden hintergangen. Wenn sie dann, auch dann noch nach Sciglio kommen, betracht' ich Ihre Erscheinung als meine Begnadigung. O Fortunato, ich habe zuviel gesagt. Es ist geschehn. In jedem Fall forschen Sie in Sciglio, oder Messina, der Marchesa Vioganni nach, daß sie meine Schuld bei Ihnen zahle.

„Lebe wohl, mein Retter, mein Verderber! Du mein süßer Todesengel, gute Nacht!

Cecco.“

Der Brief, anfangs zierlich geschrieben, zuletzt flüchtig gekritzelt, und durch mehrere ausgestrichene Stellen beinah unleserlich, verrieth, daß er in aller Ruhe begonnen, und in heftigen Gemüthsbewegungen beendet war. Der junge Schweizer las ihn wiederholt, um einen Sinn herauszufinden; aber der Inhalt wurde ihm jedesmal noch unverständlicher. Er hatte vollkommene Ursache, zu argwohnen, daß irgend ein schreckliches Geheimniß auf dem Leben des Creolen laste; es hatte sogar den Anschein, daß der Knabe sich gegen den eignen Lebensretter einer Verrätherei bewußt sei, die er bereue. Und eben dies fand Fortunatus unbegreiflich. Seine Neugier war aufs höchste gespannt. Befriedigt mußte sie werden, eh' er nach Sciglio ging. Der französische Obergeneral, der, nach Cecco's Aeusserungen, um Alles wußte, befand sich eben auf dem Schlachtfelde. Doch in diesen Augenblicken durfte er sich ihm nicht nähern. Er beschloß daher, den Ausgang des Treffens und die Rückkehr des Feldherrn ruhig abzuwarten.

Aber das Treffen war schon jetzt entschieden; das Rottenfeuer der Schlachthaufen beinah ganz verstummt. Der Donner des schweren Geschützes entfernte sich. Alle Truppen zeigten sich in leb=

hafter Bewegung vorwärts nach Mileto zu. Selbst das Gepäck empfing Befehl, nachzurücken. Es folgte dem Heere der Sieger.

Doch seine Bemühungen, einen vielleicht gelegenen Augenblick zu finden, in welchem er sich dem Oberbefehlshaber zeigen konnte, blieben den ganzen Tag vereitelt. Er erfuhr erst spät, daß Reynier weit über Mileto hinaus im Verfolgen des Feindes begriffen war. Darum schloß er sich Abends einem Bataillon an, welches vom Schlachtfeld nach Monteleone zurückkehrte. Das Gespräch und die Siegesfreude dieser Krieger, deren von Pulver geschwärzten Gesichter bewiesen, daß sie zunächst im Feuer gestanden, verkürzten die Langeweile des Heimwegs. Jeder von ihnen schwor, daß kein lebendiges Gebein der Briganten über das Meer entkommen könne. Sie ließen dabei der Tapferkeit und Klugheit des Prinzen von Hessen Gerechtigkeit widerfahren und gedachten seiner heldenmüthigen Vertheidigung der Veste Gaeta. Allgemein aber wurde von den Soldaten betheuert, sie hätten mit eignen Augen gesehn, wie der Prinz, auf der Flucht nach Mileto Einer der Letzten, durch einen Chasseur, nahe vor der Stadt, gefangen genommen worden sei; wie er diesen getäuscht, und ihm, statt der Börse, unversehens einen Pistolenschuß durch beide Backen ge-

geben habe, dann davon gesprengt und glücklich entkommen wäre.

Der unzweifelhafte Sieg der Franzosen erfrischte Fortunato's Hoffnungen, um so eher Sciglio und den Pagen erblicken zu können. Reynier hatte Wort gehalten und ihm offenen Weg dahin gebahnt. Nur die eingebrochene Nacht verhinderte den jungen Mann, dessen Neugier in Flammen stand, sich nach dem Grafen Ribera zu erkundigen und Cecco's Geheimniß zu erfahren.

27.

Vereitelte Hoffnung.

Er hatte die Nacht in der alten Behausung zugebracht, wo er freundlicher, denn das erstemal, aufgenommen worden war. Den ersten Gang that er Morgens zum Commandanten des Platzes, um dessen Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem gefangenen Grafen zu bewirken.

Kaum hatte er dem Kriegsbefehlshaber sein Begehren vorgebracht, so erwiederte dieser dasselbe mit einer langen Reihe von Fragen über Namen, Stand, Alter, Wohnung zu Monteleone, Bekanntschaften in der Stadt, Beschäftigung und Reisepaß des Schweizers, ferner über dessen Verbindungen mit dem Grafen, wo und wie er ihn kennen gelernt, wann er ihn das letzte Mal ge-

sehn, warum er denselben sprechen wolle und dergleichen mehr. Nachdem Fortunatus die amtliche Wißbegier des Kriegsmannes in allen Stükken befriedigt zu haben glaubte, sagte dieser zu nicht geringer Bestürzung des Schweizers: „Einstweilen sind Sie mein Gefangener. Ihren Paß und Ihre Brieftasche werd' ich Ihnen aufbewahren, so wie Ihr Geld, das Sie mir auszuliefern haben. Sobald die wichtigsten Geschäfte abgethan sind, werd' ich Sie wieder zu mir rufen lassen.“

Umsonst verwahrte Fortunatus seine Rechte gegen diese unverdiente Behandlung; umsonst verlangte er, den Grund seiner Verhaftung zu vernehmen. Der Commandant gab auf Alles den kurzen Bescheid: „Sie haben zu gehorchen. Sobald mir's die Zeit erlaubt, erfahren Sie mehr.“ Es erschien ein Caporal mit zwei Gemeinen, die, mit einem versiegelten Befehl des Commandanten versehen, den Frager in ihre Mitte nahmen und wegführten. Er ward in ein altes Kloster gebracht, hier einem Gefangenwärter übergeben, und in eine Zelle gesperrt, deren Taglöcher mit Eisenstäben wohl vergittert waren.

Im Bewußtseyn der Unschuld ließ er sich jedoch den unerwarteten Verlust seiner Freiheit wenig anfechten. Er überdachte die ganze Kette seiner seltsamen Schicksale, die er seit der Abreise

von Triest gehabt, und in welchen zuletzt immer der Creole die Hauptrolle gespielt hatte. Er durchlas den Brief desselben mehrere Male, den er zum Glück in einer Seitentasche behalten, und war nicht ungeneigt, aus gewissen Ausdrücken desselben zu schließen, daß diese Gefangenschaft vielleicht ein Machwerk von Umtrieben seyn möge, denen sich der verschmitzte Knabe mit einer gewissen Vorliebe hingegeben zu haben schien. Darauf schienen die unverständlichen Redensarten des Schreibens: „Ich habe Sie hintergangen. — Ich betrachte Ihre Erscheinung als meine Begnadigung," hinzudeuten.

Wie dem auch sein mochte, er behielt die gewohnte Gemüthsruhe unerschüttert bei; verzehrte mit Behaglichkeit das kärgliche Mittagsmahl, sah Nachmittags durch sein Gitter 2000 bis 3000 Mann sizilianischer Linientruppen entwaffnet vorüberführen, die bei Mileto kriegsgefangen worden, und erwartete geduldig für sich den Ausgang der Dinge.

Erst gegen Abend ward er mit gleicher Vorsicht aus dem Ort der Verwahrung abgeholt, wie er dahin gebracht worden war. Angekommen beim Commandanten, ward er von demselben zwar etwas gefälliger empfangen, aber nicht minder strenge über die Ursache befragt, warum er eine Unterredung mit dem Grafen begehrt

habe, den er nur einmal gesehn, nie gesprochen und zwischen dem und ihm nie die leiseste Verbindung bestanden hätte? Fortunatus lösete auch diesen Zweifel mit dem offnenen Bekenntniß seiner erregten Neugier und mit der Erklärung, er würde, wäre der Oberfeldherr in Monteleone gewesen, nie das Verbrechen begangen haben, dem sizilianischen Baron nachzufragen. Als Beweis der Aussage legte er Cecco's Schreiben vor.

Der dunkle Inhalt desselben reizte nun selbst die Neugier des Commandanten zu mancherlei Fragen, doch brach er endlich kurz ab, und verkündigte dem Schweizer seine Freilassung. „Ich habe einen Stabsoffizier gesprochen," setzte er hinzu, „der die Wahrheit dessen bestätigte, was Sie mir am Morgen über ein Verhör des Grafen Ribera erzählten. Es thut mir leid, daß Sie diesen Brief hier nicht früher vorwiesen; er spricht in vollem Einklang mit dem Geschehenen. Ihre Erkundigung nach dem Grafen, Ihr Verlangen nach einer Unterredung mit dem ehrlosen Schuft mußte Verdacht auf Sie werfen. Hier, mein Herr, Ihr Geld und Ihre Papiere."

„Fielen also", rief Fortunatus, „die Nachrichten, welche der Obergeneral durch seinen Parlamentair vom Prinzen Hessen-Philippsthal empfing, nicht befriedigend aus?"

„Nur zu sehr!" rief der Kriegsmann, indem

er dazu einen derben Fluch ausstieß: „Der General schenkte dem Grafen Vertrauen; ließ ihn aus dem Verhaft; wies ihm als bloßem Kriegsgefangenen anständiges Quartier an, Alles, nachdem er ihm das Ehrenwort abgenommen, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und als Kriegsgefangener jedem Befehl zu folgen. Sieh da, schon in der Nacht darauf lief der Schurke treulos davon, und nun erfahren wir von andern Gefangenen, dieser Bösewicht Ribera sei Oberhaupt und Anführer der grausamsten und wildesten Briganten-Bande aus Sizilien. Ohne Zweifel hatte der Mensch in Monteleone Anhänger, die ihm zur Flucht halfen. Man muß den verdammten Calabresen nicht weiter trauen, als die Spitze des Bajonets reicht.“

„Er konnte wohl aber auch ohne Hülfe leicht entwischen, da er unbewacht war,“ bemerkte Herr Linthi.

„Nein, nein!“ erwiederte der Offizier: „da ist so ein verlumpter calabresischer Bauer, den man überall kennt und überall mit seiner Guitarre sieht; ein Narr oder Halbnarr, wie er sich stellt. Ribera befand sich kaum ausser dem Gefängniß, so war jener Verrückte bei der Hand und im Quartier des Grafen. Der Schelm ist mir längst verdächtig. Ertappen wir ihn, so hat

er die Kugel vor den Kopf, und ich wette, die Blei-Kur heilt seine Narrheit für immer."

Herr Linthi wußte wohl, daß hier von keinem Andern als dem würdigen Cavaliere Pasquale die Rede sei, und erinnerte sich des Vorsatzes, mit welchem derselbe gestern vom Schlachtfeld gegangen. Er hielt es aber für unzeitig, sich der Bekanntschaft dieses geheimnißvollen Lenkers aller Staatsbegebenheiten zu rühmen. Er beurlaubte sich von dem Commandanten, sobald ihm dieser gesagt hatte, daß er auf Rückkehr des Generals Reynier in den nächsten Tagen hoffen würde, der in voller Arbeit sei, die Trümmer des auseinander gesprengten sizilianischen Heeres zu vernichten. Gesammtes Geschütz und Gepäck des Feindes wäre erobert; zwei Regimenter desselben seien schon gefangen durch Monteleone geführt; andere würden erwartet. Der Prinz selber habe schwerlich noch 200 Reiter nach Reggio und Sizilien zurückgebracht. Ueberall sei freie Straße.

Es war allgemeine Erleuchtung der Stadt, zur Feier des entscheidenden Sieges bei Mileto, als Fortunatus sich in seine Herberge zurückbegab. Das Schauspiel zog ihn aber so wenig an, als es den Bürgern von Monteleone damit großer Ernst sein mochte. Er hatte seine Gedanken nun an die Abreise nach Sciglio.

28.

Reisegefahren.

Er brach früh dahin auf, die Frische des Morgens als rüstiger Fußgänger zu benutzen. Ein leerer, mit drei Mauleseln bespannter Karren, dessen Fuhrmann ihn freundlich zu sich einlud, begünstigte, auch während der Sonnenhitze des letzten Maitags, die raschere Fortsetzung des Weges, obgleich das Fuhrwerk weder zierlich noch bequem heißen konnte. Nach Landesbrauch ersetzten nur zwei schwerfällige hölzerne Scheiben die Räder, welche sich knarrend mit den daran befestigten Achsen umdrehten. Darüber ruhte ein beinahe viereckiger Kasten, grob aus Holz gezimmerz, um jede beliebige Last aufzunehmen. Er mahnte an den Wagen der eleusinischen Mutter, oder an die altrömischen, wie man sie auf Denkmünzen und Bildern sieht. Den Schweizer aber erinnerte er an ein ähnliches Kunstwerk ohne Kunst, das in den Hochgebirgen des bündnischen Prättigäu's bald befruchtenden Dünger aufs Feld, bald nervenschwache Damen der Ebene zu den Heilquellen von Fideris und Alvenen führt.

Der calabresische Phaeton ließ Mileto und das Schlachtfeld zur Linken, und eilte auf der Straße von Rosarno durch einen weitläuftigen Olivenwald. Plötzlich ward er von mehrern be-

waffneten Bauern umringt und angehalten. Der Fuhrmann warf sich voller Entsetzen in dem Kasten auf die Knie, und flehte bebend um sein armes Leben, indem er alle Heiligen seines Kalenders zu Zeugen rief, daß er kein Franzose sei. Fortunatus suchte gelassen nach dem Geldbeutel, um die Fortsetzung seiner Tage zu erkaufen. „Wir sind keine Briganten“ rief einer der Bauern, „sondern auf der Streife gegen das verfluchte Gesindel. Erst diesen Morgen haben sie im Wald hier den Gastwirth von S. Pietro und einen Wollentuchhändler kalt gemacht, der Geld bei sich trug und mit ihm nach Palmi ging.“ Nach einigem Hin- und Herreden erbot man sich, den Wagen bis zum nächsten Ort zu begleiten. Es ließ sich nicht ablehnen. Zwei von den verdächtigen Blaumützen sprangen alsbald in den Wagen, ihre Flinten im Arm.

Die Leute meinten es redlicher, als Fortunatus anfangs ihren unheimlichen Physionomien zutraute. Nicht nur brachten sie ihn heil in das nächste Dorf, sondern führten ihn auch zum Richter des Orts, der sogleich unaufgefordert zwölf bewaffnete Männer befehligte, zur Sicherheit der Reisenden den Wagen bis Seminara zu begleiten. Der Schweizer bewunderte die Ordnung und Landeszucht der Calabresen, welche sie

mit seltener Gelehrigkeit von den Franzosen in kurzer Zeit angenommen hatten.

Nachdem er seine treue Schutzwacht dankbar in Seminara belohnt hatte, beschloß er noch allein bis Palmi zu wandern, ohngefähr eine Stunde davon entlegen. Denn noch war's nicht spät, und, wie man ihm sagte, der Weg sicher. In Seminara sowohl als in Palmi lagen französische Truppen. Von Palmi wollte er, gutem Rathe folgend, zu Wasser nach Sciglio.

Er hatte sich noch nicht weit von der weiland schönen und gewerbreichen Stadt entfernt, die eben wieder zwischen den Ruinen vom letzten großen Erdbeben aufblühn wollte, so ließ er sich von einem halbbefahrnen Fußweg verlocken, der die gradere Richtung nach dem Ziel seiner Reise zu nehmen schien. Statt dessen gelangte er zu einer zerfallenen Kapelle, die vor ihm hart am Ufer des Meeres auf einem Erdhügel lag. Aber ein weit überraschenderer Anblick als dieser hemmte jählings seinen Lauf. Er stand lange unbeweglich; sein Herz schlug laut. Neben dem Mauerwerk auf einem Schutthaufen saß Cecchino in seinem grünen Wämmschen, das schwarze Seidentuch um den Kopf gewunden, den Rücken gegen ihn gewandt. Auch wars deutlich seine schlanke Gestalt, deren Umrisse sich auf jenem Hügel gegen den Abendhimmel scharf bezeichneten. Sie

schien von einer goldnen Glorie umgossen, welche der Sonnenuntergang für sie zurückgelassen hatte; und vom Gemäuer hernieder hingen wehende Zweige eines Gesträuches über dem Haupte des Knaben, wie um es zu küssen.

„Und doch kann's Verblendung der Augen sein!“ dachte Fortunatus und wandelte näher hinzu. Er irrte nicht. Die Gestalt sprang auf; oberhalb ein Knabe, unterhalb in zerrissenem Weiberrock, und barfuß, flüchtete sie schnell hinter die Mauer.

Als Fortunatus ihr dahin folgte, befand er sich unerwartet in der Mitte einer kleinen Zigeunerfamilie, die, am Boden gelagert, ihr Hab und Gut, allerlei Kleider und Lumpen, um sich ausgebreitet hatte. Ein alter plattnasiger Kerl, behaglich auf den Bauch hingestreckt, löffelte aus einem Scherben den Rest seiner Polenta; neben ihm säugte ein ekelhaftes Weib an den Brüsten ihr Kind; während nicht weit davon ein junges Mädchen, halbnackt, die Füße im Meerwasser badend, am Ufer stand. Die vor Fortunats Erscheinen vom Schutt geflohene Schöne war im Begriff, seine Ankunft zu verkünden. Der Zigeuner erhob sich demüthig grüßend, und grinsete freundlich den Wanderer, wie einen alten Bekannten jener Nacht an, in der bei größerer Versammlung das gebratene Schaf verzehrt und zum

Saitenspiel des Capo Ruota getanzt wurde. In der That glaubte sich der Schweizer dieses Heiden zu erinnern.

Indessen, sobald er sich über den Weg nach dem nahen Palmi erkundigt hatte, richtete er seine Fragen nach jenen männlichen Kleidungsstükken des einen der Mädchen. Aber ihm ward immer bänger dabei zu Muth. Bald genug blieb ihm kein Zweifel mehr, daß der unglückliche Cecco beraubt und vielleicht ermordet worden sei. Denn nicht nur erkannte er in jenem Seidentuch mit dem von Eufemiens Fingern gestickten Rosenkreuz der Zipfel, und im grünen Wamms mit glänzenden Stahlknöpfen, bestimmt das ehemalige Eigenthum des Pagen, sondern unter den Lumpen auf dem Rasen erblickte er auch dessen wohlbekanntes, königblaues Jäckchen, dazu noch einige Unterkleider von Naukin und den feuerfarbenen Leibgürtel desselben.

„Ihr habt den Knaben getödtet! ihr habt ihn ausgeplündert!“ schrie Fortunatus mit donnernder Stimme das erschrockene Gesindel an, „den Knaben, mit dem ich vorige Woche bei euch war!“

Das säugende Weib raffte sich voll Entsezzens auf; die Badende sprang aus dem Wasser; der Zigeuner warf sich zu den Füßen des Schweizers, der seinen knotigen Wanderstab schon in

drohender Stellung schwang. Das junge Mädchen hingegen, welches das geraubte Gewand trug, schüttelte den Kopf, ohne Furcht zu äussern, und sagte: „Schöner, junger Herr, halt ein! Schlage den Vater nicht. Das Bündel hab' ich selber gefunden, und ich bin immer ein Glückskind.“

„Sprich, wo gefunden? wie gefunden? Redet, ihr Gauner, oder ich zermalme eure diebischen Knochen zu Koth!“ schrie Fortunatus noch einmal, und machte Miene, seine Drohung in blinder Wuth zu erfüllen. Die junge Heidin aber, als wenn sie mit dem Wamms des Pagen auch dessen Keckheit genommen, flog gleich dem Blitz heran, umstrickte mit beiden Armen den gehobenen Arm des Jünglings und rief: „Schlage den Alten nicht; höre mich an! Das Gewand des Brüderleins hab' ich wohl erkannt, des schmucken Knäbleins, mit dem du kamst zu uns in die Tumba maladetta auf der Roccavouturi, und habe Wehklage gerufen im Walde, als ichs erhob vom thauigen Dornstrauch.“

Wild schleuderte Fortunatus das Mädchen von sich ab, daß es zu Boden stürzte und ächzte. „Ihr Strolchen und Mörder,“ schrie er, die Flamme des Zorns und der Rache im Auge, „wo habt ihr den Knaben gelassen? Führet mich

auf die Stätte, wo ihr ihn beraubtet, ihn erschluget.“

Der alte Zigeuner erhob sich mit halbem Leibe von der Erde und sagte: „Haben wir ihn erschlagen? haben wir ihn beraubt? Ich will helfen, daß du die Mörder findest, die Briganten im Walde von Solano. Das Weib dort wahrsaget, und kennt die Uebelthäter, ob sie wohnen in der Höhle oder im Schloß.“

„Goldnes, vornehmes Herrrensöhnchen!“ fiel das Weib ein und legte das nackte Kind von ihrem Arm auf die Erde: „Wir leben nicht vom Blut des Menschenkindes, und entblößen den Wanderer nicht auf dem Weg durch die Länder. Das Wasser des Baches ist naß genug für den Durstigen, und das Brod, welches aus dem Sack des reichen Mannes fällt, heben wir auf.“

Auf Händen und Füßen kroch indessen die zur Erde geworfene Tochter Aegyptens mit leisem Wimmern heran, umfaßte flehend die Knie des Jünglings und seufzte beweglich: „Schlage den Alten nicht! Bist ja so schön; sei nicht grausam! Und er weiß die Stätte des Unglücks nicht, aber ich kenne sie gar wohl, und den Hügel der Eichen, da man sieht bis zum Rauch des Aetna, und das versunkene Kreuz an der Straße, welche nach Bagnara läuft, und den dornigen Strauch

dabei, welcher des Knäbleins Hadern trug. Schlage den Alten nicht!«

Wie ergrimmt auch Fortunatus war, — die knechtische Demuth dieser von der ganzen Menschheit ausgestoßenen Elenden, und besonders die treue, und durch keine Mißhandlung abschreckbare Liebe der jungen Zigeunerin für ihren Vater, hielt ihn von Gewaltthat und Uebereilung zurück. — Er befahl Cecchino's Kleider auf einen Haufen zusammenzutragen; dann ihm nach der Stadt Palmi mit denselben zu folgen. Das junge Mädchen erhob sich vom Boden, riß das schwarze Tuch von den noch schwärzern Haaren ihres Hauptes hinweg, entkleidete sich von dem grünen Wamms, hing statt dessen ein grobes Wollenzeug um die Achseln, und warf Alles zum Uebrigen, welches der Zigeuner sorgfältig und schweigend zusammenlegte. Das Weib und das andere Mädchen standen, als traurige Zuschauerinnen, seitwärts, und warfen die Augen angstvoll nach allen Seiten.

»Wie weit von hier«, fragte Fortunatus, »wie weit ist's bis zur Stelle, wo ihr den Knaben verlassen habt?«

Die bisherige Rednerin nahte sich ihm wieder, indem sie zwischen ihn und ihren Vater trat, als wollte sie nur diesen schützen. »Siehe, dort sind die Gewänder des Brüderleins. Nimm

sie. Aber keines unserer Augen hat das Knäblein wieder geschaut, nachdem du es von unserm Feuer hinweggeführt hast aus der Tumba maladetta. Komm, ich will dich führen in das Holz von Solano, an die Stätte des Unglücks, wo ich die Klage ausstieß, als ich das Bündlein, erhob vom Dornbusch hob, als ich das Gewand des Knäbleins erkannt habe. In drei Stunden bist du durch den eichenreichen Wald mit mir auf dem Hügel am gesunkenen Kreuz.“

Dieser Einladung zu folgen, schien allerdings Herrn Linthi nicht thunlich, da die angegebene Entfernung zu groß, und die Dunkelheit der Nacht zu nahe war. Obwohl man ihm gesagt, daß in Kalabrien kein Beispiel von Räubereien und Mordthaten, durch Zigeuner verübt, bekannt wäre, traute er doch dem Gesindel nicht, wenn es durch Verzweiflung gereizt, oder bei überlegener Anzahl entschlossener würde. Daher zog er vor, die Weiber nebst dem Alten vor sich her nach Palmi zu treiben, und sie dem Gericht zu überliefern.

Unterdessen erfuhr er im fortgesetzten Gespräch von diesen Leuten dasjenige, was sie für ihre Unschuld anzubringen wußten. Sie waren vor etwa vier Tagen aus dem Gebirg von den Quellen des Stromes Metauro niedergestiegen mit andern ihrer Bande, von denen sie beim Passo

dei Solani verlassen wurden. Sie nahmen ihre Richtung gegen die Berge von Bagnara durch den weiten Wald, die Landstraße meidend. Nur das eine der beiden Mädchen, eben dasjenige, welches von Cecco's Kleidern getragen, fürchtete das sizilianische Kriegsvolk und die Briganten nicht, und blieb auf dem offenen Wege, seines wunden Fußes willen. Es war schon finsterer Abend, und die Heerstraße leer geworden. So kam die junge Zigeunerin auf eine Anhöhe, welche sie genau beschrieb, und von wo sie den Weg in den Wald einschlagen wollte, um den Sammelplatz der Ihrigen zu erreichen. Da schimmerte ihr ein weißes Bündel aus einem Gesträuch entgegen, nah an der Straße. Sie riß es hervor, floh tiefer in den Wald, öffnete neugierig ihren Fund und erkannte die Kleidung des verunglückten Knaben, dessen feuerfarbener Leibgürtel ihr einst in der sogenannten Tumba maladetta vorzüglich gefallen hatte. Mit dem Kopftuch und grünen Wamms schmückte sie sich sogleich, um die Ihrigen damit zu überraschen. Geld wollte keines von Allen in den Kleidern gefunden haben.

„Die Hände haben es genommen, welche das schöne Knäblein erschlagen hatten!“ sagte die Erzählerin. „Und als sie die Kleider an den Dornbusch hängten, bis sie den Leib des Kindes verscharren konnten, sind die Briganten überfal-

len und davongeflohen. Ich habe die Beute genommen.“

Der Tag, an welchem dies geschehen sein sollte, war genau derselbe, da der Page, von Mileto aus, seinem Freunde geschrieben und die Reise nach Seminara fortgesetzt hatte. Vieles war in den Berichten der Zigeuner undeutlich; und bei der Frage, ob sie Blutspuren an den Kleidern gefunden? wide prachen sie sich eine Zeit lang untereinander. Die Finderin selbst verläugnete es Anfangs. Als der Alte aber das Gegentheil standhaft betheuerte, und das Weib erzählte, es habe die befleckten Stellen im Bach gewaschen, stimmten Alle zusammen.

„Packt auf!“ schrie Fortunatus, „ihr geht mit mir nach Palmi. Packt auf!“

Die Zigeuner blinzten einander scheu mit den kleinen Augen an, und in demselben Moment, wie verabredet, flogen sie mit unglaublicher Behendigkeit auseinander, über den Mauerschutt, durchs Gebüsch, die gesammten Habseligkeiten zurücklassend. Der Schweizer setzte ihnen eben so rasch in den Wald nach; aber dort sah und hörte er nichts von ihnen, als hätten sie dahin die Richtung nicht genommen, wie er doch selber gesehen, oder als verständen sie die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Er spähte und horchte verwundert noch eine Weile vergebens; dann

kehrte er beklemmtes Herzens zu den Kleidern zurück. Er betrachtete lange mit weinenden Augen den Nachlaß seines Lieblings. Er hob davon ein Stück um das andere auf, als wollt' er jedes um das Loos seines gewesenen Besitzers befragen. Zuletzt nahm er das seidene Halstuch, um es zum ewigen Gedächtniß des Unglücklichen zu bewahren, und eilte längs dem Meere nach dem Städtchen Palmi.

Der französische Commandant, ein verständiger Mann, Namens Frey, welchem er sogleich Anzeige von dem Vorfalle machte, schickte ihn ohne Zögern, begleitet von einigen Soldaten, nach dem Platze zurück, wo er die Kleider hatte liegen lassen. Denn nur vermittelst derselben konnte man noch dem beraubten Pagen, oder doch den Verbrechern auf die Spur kommen. Aber, bei dem Gemäuer und Lagerplatz der Zigeunerfamilie angelangt, waren die Kleider und übrigen Lumpen bis auf den kleinsten Lappen verschwunden.

"Ich beklage Sie und das Schicksal Ihres jungen Freundes'" sagte der Commandant zu dem niedergeschlagenen Jüngling: "doch in diesem verhexten Lande lebt weder Polizei noch Justiz. Alles ist Gaudieb und Meuchelmörder von Profession, jeder erwirbt sein Brod durch den Dolch, mit dem er es am Tisch schneidet. Wir haben

manchen braven Mann durch die tückischen Hunde verloren. Nun aber, beim Himmel, wollen wir aufräumen und Ordnung schaffen. Was von den sizilianischen Briganten nicht niedergehauen oder gefangen ist, verblutet und verhungert jetzt in den Bergen. Der Prinz von Hessen entkam nur mit 20 Reutern von Reggio über's Meer. General Abbe traf eine halbe Viertelstunde zu spät ein."

Das Alles war für Fortunatus nur ohnmächtiger Trost. Die einzige Hoffnung, der arme Creole könne doch vielleicht mit dem Leben entronnen seyn, richtete ihn etwas auf; und für jeden Fall beschloß er, folgendes Tages nach Sciglio zu reisen.

29.

Die beiden Nachen.

"Der Weg zu Lande ist kurz zwar", sagte zu ihm der Commandant am andern Morgen, "aber ich warne Sie, ihn zu versuchen. Die Straßen sind noch immer von Räubern unsicher. Auch liegen in Sciglio noch die Engländer. Am besten, Sie miethen ein Boot, und fahren längs der Küste dahin. Binnen acht Stunden werden Sie an Ort und Stelle seyn."

Den Rath zu befolgen, begab sich Fortuna-

tus ans Gestade. Aber von allen Schiffleuten, die er ansprach, und wie reichen Lohn er bot, wollte keiner mit ihm fahren. „Heilige Mutter Gottes!“ schrie Einer um den Andern: „das heißt in die Hölle fahren. Lebendig kömmt keine Seele zurück. Die Briganten fangen uns auf und bringen uns um!“ Fast der ganze Vormittag verging mit Bitten und Unterhandlungen, ohne daß der Zweck erreicht ward. Da der Schweizer aber um jeden Preis das Wagstück bestehen wollte, ging er zum Commandanten mit dem Entschluß zurück, den Weg nach der Festung zu Fuß anzutreten.

„Nicht also!“ sagte der Kriegsmann, nahm Degen und Hut, und winkte, ihm zu folgen: „Ich schaffe Ihnen das Boot. Sie sind Reyniers Landsmann. Der Empfehlung des Generals thue ich Ehre an. Kommen Sie.“

Die Schiffer standen noch beim Landeplatz in Haufen beisammen, als der Commandant sie mit rauher Stimme anfuhr und rief: „Vier Mann vor mit Rudern und sicherm Fahrzeug nach Sciglio! Ihr werdet gut gezahlt. Gefahr ist nirgends, aber bei euch Allen böser Wille. Kein Widerspruch. Wählt aus, und weigern sich die Gewählten, lass' ich sie krumm schliessen.“

Das Wort hatte seine Wirkung. Alle, die Blaumützen in der Hand, versicherten und schwo-

ren, da sei kein böser Wille, sondern der beste von der Welt, Leib und Leben zu wagen. Vier Mann wurden bezeichnet, Lebensmittel ins Boot getragen, weil man unterwegs sich nicht zu landen getraute, und binnen einer halben Stunde stand jeder zur Abfahrt bereit. Sobald man eingestiegen war, rief der Commandant noch: „Glückliche Reise! Ihr Schiffer, wenn Ihr zurückgekehrt seid, werdet mir ein schriftliches Zeugniß dieses Herrn bringen, daß ihr ihn wohl und gesund nach Sciglio geliefert habt; wo nicht, so lass' ich euch auf der Stelle erschießen und eure Häuser mit Hab und Gut und Weib und Kind darin verbrennen.“

Während der Commandant diesen Kraftspruch that und fortsetzte, hörte Fortunatus, der schon im schwankenden Boote saß, Saitengetön hinter sich. Er wandte neugierig den Kopf und sah in geringer Entfernung ein wohlbemanntes Boot vorüberfahren, worin er den Capo Ruota erblickte. Dieser erkannte auch ihn, und schwang, zum Zeichen des freudigen Grußes, die blaue Kappe durch die Luft.

„Halt!“ rief eine französische Schildwacht am Ufer zu spät dem vorübereilenden Fahrzeug zu, dessen Mannschaft sich anstrengte, das Weite im Meer zu gewinnen. „Halt!“ schrie der Commandant. Doch umsonst, und umsonst schoß die Schildwacht ihr Gewehr nach dem Boote ab,

welches seewärts ruderte, um der Landnähe zu entgehen.

„Laßt sie doch, laßt sie!“ sagte einer von den Schiffern, „es sind brave Kerls aus Pizzo. Ich kenne sie Alle. Sie führen zwei Fremde. Den einen dieser hab' ich schon zu Monteleone gesehn; ein verrückter Spielmann!“

Und damit stieß auch Fortunats Boot vom Ufer ab und ruderte davon. Jenes Fahrzeug aber, welches den Capo Ruota trug, machte einen weiten Bogen über der Wasserfläche, bevor es sich der Küste wieder näherte, und vermied augenscheinlich, mit dem Boote von Palmi in einige Berührung zu gerathen. Mehrmals riefen auf diesem die muntern Ruderer hinüber zu jenen; es scholl nie Antwort zurück. Diese begleiteten zuweilen den Ruderschlag mit heiterm Gesang; drüben waltete Schweigen. Fuhren diese den Küsten näher, entfernten sich jene; stachen diese ins offene Meer, hielten die Pizzesen zum Gestade.

Dem Schweizer wäre freilich gelegen gewesen, den Vetter des Hauses Marcoli in seine Gesellschaft zu ziehen, um noch manches von ihm zu erfragen, und die Bekümmernisse um Cecco's Loos durch Zerstreuung im Gespräch zu mildern. Das absichtliche Ausweichen des Fahrzeuges von Pizzo mußte wohl auch andern Grund haben, als die Abneigung des Signor Pasquale gegen

gesellige Unterhaltung. Indessen diente eben dieses Spiel der beiden Boote auf den Wellen, Fortunats Gedanken von dem quälenden Einerlei seiner Sorge von Zeit zu Zeit abzulenken. Auch die wechselnden Formen und Landschaften der Küste zogen zuweilen seine Aufmerksamkeit an, mit ihren Buchten, Klippen, Hütten und Gebüschen. Als die Schiffer aber den Namen des Waldes von Solano nannten, und auf das Gehölz hinüber deuteten, welches sich weit und finster vor ihm ausstreckte, fuhr ein Frost durch seine Glieder. Er glaubte ein schwarzes Trauertuch über dem Grabe seines jungen Freundes zu erblicken. Der Forst dehnte sich bis gegen die Stadt Bagnara, welche hart am Meere liegt.

Hier erheben sich schroffere Felsen. Einige derselben hangen furchtbar über dem Wasser hin; andere schienen vom Erdbeben zerrissen und gebrochen. Das Boot fuhr in beträchtlicher Weite von der Küste, also daß diese eine ausgedehnte Ansicht bis zur Höhe der Apenninen darbot. Das Boot von Pizzo dagegen streifte in der Nachbarschaft des Gestades malerisch an den schwarzen Klippen vorbei. Während dem hörte man mehrere Flintenschüsse aus dem Buschwerk eines steilen Felsens am Strande. Das Boot von Pizzo änderte plötzlich den Lauf, um der Gefahr zu entgehen, und strengte sich an, weiter hinaus in die

See zu gelangen. Auch die Schiffer von Palmi wandten sich weiter vom Lande ab, weil mehrere Kugeln selbst in die Nähe ihres Fahrzeuges fielen. Sie sandten dabei den tückischen Bauern, welche sich zwischen den Gesträuchen auf der Felshöhe zeigten, brüllend alle Flüche und Verwünschungen zu, die je dem bärtigen Munde eines calabresischen Bootsknechts entfahren sein konnten.

Fast mit Pfeiles Schnelle zog das Boot von Pizzo auf seiner Flucht quer an dem von Palmi vorüber. Man hörte verworrenes Schreien durch einander. Drei Personen sah man um eine vierte eilfertig beschäftigt; vermuthlich war jemand auf dem Schiffe verwundet worden. Doch bemerkte Fortunatus wohl, daß dieser Jemand nicht der Copo Ruota sei, welcher aufrecht dastand und die wunderlichsten Bewegungen machte. Als der Schweizer ihm freundlich zurief, streckte jener das Saitenspiel mit erhobenem Arm hoch in die Luft und schrie: „Vocabunnu Mariolu! meine arme Guitarre!“ — Mehr ließ sich nicht vernehmen. Die beiden Fahrzeuge verloren sich zu schnell und zu weit auseinander. Auch näherten sie sich gegenseitig nicht früher, bis sie beide in gleicher Richtung ihren Lauf gegen die Rhede von Sciglio nahmen.

Die Sonne war schon beinah seit einer halben Stunde untergegangen, aber noch schwam-

men Gebirge, Ufer und Wellen im warmen, abendlichen Goldduft. Da trat die Meerenge Siziliens auseinander, und Fortunatus sah seinem Boote das Ziel der kurzen Tagreise entgegenschweben, Sciglio. Auf der Ebene der Küste bilden, mit derselben, die Gebäude der Stadt einen Halbkreis. Vorn aber im Meere steigt aus dem Grunde der Wogen, von ihnen umbrandet, ein mächtiger Felsthurm, Bruchstück eines ehemaligen Vorgebirges, empor. Es ist dies die von Schifffahrern des Alterthums weiland gefürchtete Scilla, umwimmelt von ihren brüllenden Meerungeheuern; gegenüber der kochende Charybdis-Strudel. Doch scheut sie beide zu unsern Tagen selbst der Fischer nicht, wenn er im leichten Nachen über die Wogen tanzt.

Die beiden Fahrzeuge von Palmi und Pizzo landeten fast zu gleicher Zeit am Ufer. Fortunatus, nachdem er seine Schiffer befriedigt, eilte alsbald den Capo Nuota zu sprechen, und ihm Cecco's Schicksal zu melden, oder tröstende Nachricht zu hören.

Aber ein Gedränge zusammengeströmter Menschen versperrte lange den Weg zum Boote desselben. In allen Gesichtern prägte sich mit einer unruhigen Neugier zugleich Bestürzung aus. Nach einiger Weile spaltete der Haufen der Leute auseinander, um einem langsamen Zuge, der vom

Fahrzeuge kam, Raum zu geben. Man trug, vermittelst einer Art von Todtenbahre, einen Mann auf zusammengelegten Segeltüchern hingestreckt. Wie der Zug an dem Schweizer vorüber kam, und dieser den Blick auf die Person warf, welche das allgemeine Mitleiden erregte, erkannte er dieselbe, welche im Hauptquartier zu Monteleone als Graf Alvaro di Ribera erschienen war. Das Antlitz desselben war bleich und verzogen; doch bewegten sich noch die Augenlieder mühvoll, wie die eines Schlaftrunkenen.

Der Menschenschwarm begleitete den Zug. Fortunatus blieb zurück, den Capo Ruota zu sehen. Wirklich sprang dieser eben ans Land.

„Sie haben Unglück erlebt, Signor Cavaliere!" rief ihm der Schweizer entgegen.

„Freilich, freilich!" erwiederte jener verdrießlich und betrübt, hielt ihm seine Zither dar, und zeigte mit dem Finger auf die zerrissenen Saiten und drei von Flintenkugeln hindurch geschlagene Löcher: „Eins, zwei, drei! Die elenden Barbaren, welche ihre Rache an der Guitarre nehmen, wie ein dummer Hund den Stein beißt, der gegen ihn geworfen wird! Ist diese Nation, für die ich viel gethan, nicht eine falsche, undankbare Delila, welche ihrem Simson mit eigner Scheere die Haare abschneidet und ihn den Philistern, und sich dem Elend hinliefert?"

„Ich dächte", sagte Fortunatus, „Sie würden sich preisen, daß die Laute im Kugelregen, statt Ihrer, die Gefahr nahm."

Der Capo Ruota drückte das Saitenspiel mit einer gewissen Zärtlichkeit an seine Brust und antwortete: „Es war das Letzte, was das arme Ding für mich that. Wunder hab' ich damit verrichtet; größere Wunder als Amphion! Dies Holz war ein eherner Schild, der mich deckte, und sein Klang Posaunenruf an die Sklaven zur Freiheit. Ein Priester hatte auf St. Cäciliens Altar Messe darüber gelesen und benedicirt. Jetzt ists vorbei! Alles geb' ich verloren. Merken Sie sich das, Signor Linthi, ich sage, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!"

„Aber ich sah hier auch den Grafen Ribera vorbeitragen," unterbrach ihn Herr Linthi, „er scheint verwundet zu seyn, vielleicht gefährlich."

„Eben darum; der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!" versetzte Pasquale. „Nur ein Paar Fingerstriche durch die Saiten, Herr, vom Felsen wäre kein Schuß gefallen. Nun traf jede Kugel, denn sie war durchlöchert. Eine schlug dem Kerl am Steuerruder den Daumen morsch ab; eine andere fuhr dem Grafen vom Nacken durch den Leib."

„Können Sie mir vom jungen Cecco Bot-

schaft geben?" fragte Fortunatus mit ängstlich auf ihn gerichteten Augen.

„Der Page?" antworte Pasquale gleichgültig: „Der ist mit dem Prinzen von Hessen. Ich sandte ihn mit Aufträgen."

„Aber", seufzte Fortunatus, „es scheint Unglück begegnet. Ich fand die Kleider des Pagen in den Händen der Zigeuner."

Der Capo Ruota nickte bedeutsam mit dem Kopf und sagte, indem er auf den Zehen davon schlich: „Ja, ja, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin

Der Schweizer, hier trostlos gelassen, verlangte Herberge für die Nacht, um alsdann die Marchesana aufzusuchen. Ein freundliches Mädchen, welches er ansprach, führte ihn zu einem neuen, artigen Hause, halb von Reben umsponnen, halb von Fischernetzen bedeckt, und bedeutete ihm: nirgends werde er besser aufgehoben sein, als bei diesen ihren eigenen Verwandten. In der That empfing er gefällige Aufnahme, und sobald er sich mit dem Nothwendigsten erfrischt hatte, begleitete ihn der Fischer in eigner Person zum Schlosse.

30.

Bedenkliche Aussichten.

„Wie?“ rief er, als er wieder am Strande stand, und der Fischer ein kleines Boot von der Kette ablösete: „Muß ich hinüber zu dem Felsen?“ Er zeigte dabei mit der Hand auf das Vorgebirg im Wasser, auf dessen Höhe man Mauerwerk und Felsen kaum von einander unterscheiden konnte.

„Wir haben hier kein anderes Schloß, als auf Scilla,“ erwiederte der Fischer und stieg zu dem Reisenden in den Nachen, „und fallen die Franzosen nicht in Luftbällen aus den Wolken, so wird es keiner erobern. Das steht droben fest wie die Welt auf eigenen Pfeilern. Das große Erdbeben konnte da nur ein Paar Häuser und Mauern umstoßen, das unsere ganze Stadt doch wie ein Spiel Karten, mit Kirchen und Klöstern, durch einander warf. Wäre unser alter Fürst, hab' ihn Gott selig, damals im Schlosse geblieben, und nicht beim ersten Stoß herabgeflohen, er hätte seinen Graukopf noch lange dort zum Fenster hinausstecken können. Das Meer fraß ihn, wie tausend Andere; keine Spur blieb übrig. Mein Vater, mein Großvater und meine Mutter sind hier auf dem schönen Platze umgekommen, als das Meer dreißig Palmen hoch darüber schlug. Ich war ein

siebenjähriger Bube und blieb in einem Olivenbaum hängen, über einer Eisbude."

Der Platz, auf welchen er zeigte, war eine geräumige Ebene, die sich vom Scillafelsen hinweg kaum über dem Wasserspiegel erhöhte, und eben jetzt mit Lustwanderern beiderlei Geschlechts bevölkert. Der Fischer aber ruderte den Kahn bis zum Felsen, wo Fortunato ausstieg, und seiner zu warten befahl. Eine in das Gestein gehauene Stege führte in mehrern Windungen zum Berg hinauf, dessen breiter Rücken ein weitläuftiges Gemäuer mit kleinen, alterthümlichen Thürmen, Wohnungen und innern Höfen trug. Eine Schildwacht bei der Pforte hielt den Ankommenden auf; ein Caporal nahm ihm den Paß ab, entfernte sich, erschien nach einiger Zeit wieder und geleitete ihn durch finstere Gänge und Gewölbe ins Innere zum Porten-Commandanten.

Der Offizier redete ihn, voll unverhehlter Freude, sogleich in den kräftigsten Gurgellauten der Berner Mundart an, und gab sich damit, dem Schweizer sehr willkommen, als Schweizer zu erkennen. Er war Hauptmann beim Regiment Wattewyl in englischem Dienste, und hatte hundert Fragen nach dem Vaterlande, ehe Herr Linthi zur einzigen gelangen konnte, die ihm am am Herzen lag.

„Befindet sich", sagte er endlich, „im

Schlosse unter Ihrer Obhut noch eine Dame von Stande aus Sizilien?"

— Eine alte Marchesa, — erwiederte der Hauptmann, — ich glaube, von Messina. Allerdings, sie ist hier mit ihrem kleinen Hofstaat; jedoch nur pour quelque temps, hör' ich. Sie geht nach Sizilien zurück. Was haben Sie mit der grämlichen Betschwester zu schaffen?

„Könnt' ich ihr gemeldet werden? Ich muß sie noch heut sprechen."

— Annoncirt können Sie werden; aber ich zweifle, ob man Sie empfängt. Sie weiset Jeden ab.

„Lassen Sie ihr sagen, ich bitte als Ueberbringer wichtiger Nachrichten nur um eine Minute Gehör. Es betreffe einen ihrer Pagen, Namens Cecchino Cappa."

— Sie werden bald Antwort hören, sagte der Kommandant und ging hinaus, Befehle zu ertheilen. Ein alter Soldat brachte unterdessen brennende Lichter, Weinflaschen und Gläser, kalte Küche, Tabak und Pfeifen.

„Trinken wir eins und pütschen an!" rief der zurückkehrende Offizier, indem er seinen großen Meerschaumkopf aus einem alten Seidentuch wikkelte und mit Knaster füllte. „Der Wein ist von bester Qualität, aber der Tabak hier zu Lande gäng schlecht. Sie werden es in Sicilien erfah-

ren. Stoßen Sie an, Landsmann, unsere Schweiz soll leben!"

Gern gehorchte Fortunatus dieser patriotischen Einladung. Er erkundigte sich zugleich nach seinem Bekannten im Regiment Wattewyl, dann nach dem Zustand des Regiments Frohberg, und verhehlte den eigentlichen Zweck seiner abentheuervollen Reise nicht. Aber er hatte sich keines tröstlichen Berichts zu erfreuen; und wie die ganze Reise eine Kette von Widerwärtigkeiten gewesen, drohte sie nun auch am Schlusse noch mit gänzlicher Vereitlung der Entwürfe, die ihn von Triest hieher geleitet hatten.

„Sie werden sich doch nicht beim Militär wollen engagiren lassen?" rief der Commandant! „Herr, je vous assure, Sie wären zu bedauern. Unser Regiment war in Aegypten schon auf 400 Mann zusammengeschmolzen. Nun hat man's wieder aus allerlei Nationen componirt. Die meisten Schweizer hatten vorher bei den Franzosen gedient, und wurden in der Schlacht bei St. Eufemia von den Engländern gefangen. Die haben nun Dienst bei uns genommen; sind aber schlechte Bursche, gäng unzufrieden, weil sie bei den Franzosen mehr Freiheit genossen. Jetzt bekommen vierundachtzig den Abschied. Uebrigens besteht das Regiment mehr aus Polacken als Schweizern. Seh'n Sie, Herr, und wir Schweizer-Offiziere sind so übel

daran als die Gemeinen; mit den englischen und sizilischen ist kein Umgang zu halten. Man grüßt einander auf der Straße nicht. C'est une vie abominable, sag' ich."

„Ich denke", erwiederte Herr Linthi, „zum Regiment Frohberg nach Malta zu gehen."

„Herr Landsmann, den Plan rath' ich Euch aufzustecken!" versetzte der Commandant: „Das ist durchweg rebellisches, meuterisches Gesindel, ohne Subordination. Da sind Deutsche, Schweizer, Polacken, Türken, Albanesen, der Auswurf aller Menschen beisammen. Ein Paar Offizirs sind schon massacrirt; ein Paar so maltraitirt, daß sie zum Dienst unbrauchbar wurden."

Dem guten Fortunatus entsank Muth und Hoffnung, je mehr der Hauptmann erzählte. Er wünschte sich nach Triest und zu den alten Musterkarten zurück.

Inzwischen kam einer von den Leuten des Commandanten und meldete, die Frau Marchesa erwarte den Fremden, der sie zu sprechen verlange.

„Das ist mir ein Mirakel!" rief der Offizier, „ich gratulire de tout mon cœur zu dem unverhofften tête-à-tête. Unser einer kann sich dieser Gnade noch nicht rühmen. Aber, man versichert, die Alte soll unter ihren Jungfrauen ein Paar lustige Töchter haben, die jedoch stren-

ger als Nonnen bewacht sind. Man ennuyirt sich sträflich im leeren Felsenneſt hier. Nun, adieu, Landsmann, bon plaisir! und à revoir!“

Draussen harrte seiner schon, die Laterne in der Hand, ein betagter Diener der Marchesa. Sein weiß gepuderter Kopf mit dem steifen Haarzopf über den Rücken, die altmodige Livree, deren Silbertressen das röthliche Licht der Handleuchte blizzend durch die Dunkelheit zurückwarfen, verkündeten ebensowohl den Reichthum oder Rang der Gebieterin, als ihre Vorliebe für die Sitten eines verschwundenen Zeitalters. Fortunatus folgte diesem Führer durch einen kleinen Hof, durch gewölbte Gänge und Bögen und finstere Gemäuer, welche zum Theil noch aus den Tagen der streitbaren Normänner stammten, und auf Grundlagen ruhen mochten, die einst dem Minerventempel der Vorwelt, oder dem Wachtthurm des Anaxilaus gegen die Seeräuber gehörten.

Als sie endlich durch mancherlei Irrgänge gewandelt waren, machten sie vor einem Gebäude Halt, welches die andern an Größe zu übertreffen schien, wie wenigstens die ungewissen Streifen des Laternenlichts zu den Mauern hinauf andeuteten. Der Diener schloß die Pforte auf und führte den Fremdling in ein kleines, spärlich erleuchtetes Vorgemach, wo er zu verzögern gebeten

würde, bis die Befehle der Marchesana Vioganni eingeholt seyn würden.

In den wenigen Augenblicken seiner Einsamkeit durchfuhr es die Glieder des guten Schweizers, wie fieberartiger Schauder. Nicht, daß es ihm Grauen verursachte, vor die hohe sicilianische Dame hinzutreten, deren Namen er so oft, und oft unter seltsamen Verhältnissen, gehört hatte, oder auf deren Gönnerschaft er für seine Zukunft in Sicilien vielleicht noch heimlich rechnete: sondern er fürchtete den nahen Augenblick, welcher ihm über Cecco's Schicksal eine traurige Gewißheit verleihen könnte, die er sich bisher mit allerlei andern Möglichkeiten und Vermuthungen zu verdunkeln bemüht gewesen war.

31.

Die Audienz.

Der vorige Diener erschien und eröffnete die Thüren eines weiten, hochgewölbten Zimmers. Ungeachtet im Hintergrunde desselben mehrere Wachskerzen auf großen, silbernen Armleuchtern brannten, verschlangen die dunkeln Tapeten doch das Licht in dem Maße, daß sich die breiten Lehnsessel mit ihrem alterthümlichen Schnitzwerk, die kleinen Tische und schmalen Spiegel mit verblichenen Goldrahmen nur schattenhaft längs den Wän-

den erkennen liessen. Vermuthlich war hier der alten Fürsten von Scilla Prunksaal gewesen, wenn sie vor Zeiten den Vasallen Gehör gaben, und ihre angestammte Herrlichkeit entfalteten.

Indem Fortunatus eintrat, kam auf entgegengesetzter Seite, durch die Thür daselbst, ein Frauenzimmer von majestätischer Haltung ins Zimmer. Die Dame that nur wenige Schritte, erwiederte seine Verbeugung mit einer leutseligen Verneigung des Hauptes, und, nach Auswechselung der ersten Höflichkeiten, in denen sie sich als Marchesa Viogannt zu erkennen gegeben, lud sie ihn mit einer Bewegung der Hand ein, sich auf einem schon bereit stehenden Sessel niederzulassen. Sie selber wählte ihren Platz vor ihm auf einem kleinen Sofa. Das Aeussere dieser Frau machte Anspruch auf Ehrerbietung, wie gefällig sie auch in ihrem ganzen Benehmen war. Schwarzes Haupthaar, von dem unter der enganschliessenden, aber kostbaren Spitzenhaube nur wenig sichtbar blieb, so wie dunkle Farbe eines faltenreichen Kleides von kaffeebraunem Seidenstoff, liessen die Blässe ihres Gesichts noch merklicher hervortreten, welches, ungeachtet der etwas eingesunkenen Wangen und des feierlichen Ernstes, an die flüchtigen Tage der Schönheit mahnte. Ein schwarzes Büchlein mit goldnem Schnitt in der wohlgebildeten, weißen Hand, dazu ein Rosenkranz, der mit einem schimmernden Gold-

kreuz endete, erinnerte an die gegenwärtige Frömmigkeit der edeln Dame.

Herr Linthi fand sich schon anfangs durch eine etwas befremdende Frage, nämlich um Ursache seines Besuchs bei so später Tagszeit, verlegen. Er glaubte fast folgern zu dürfen, daß der Crole nicht angelangt sei, sogar seiner nicht brieflich erwähnt habe. Dies bewog ihn, in seiner Antwort weit auszuholen, schon von der ersten Bekanntschaft mit dem jungen Cecchino Cappa, ihrem Pagen, auf der Austria, und dem Untergang dieses Schiffes an der Marina Siderno. Er sprach von der zwischen ihnen beiden entstandenen Freundschaft, vom Leben in Gerace, von der Trennung in Monteleone, und wie der junge Mensch, im Schutz des Prinzen von Hessen-Philippsthal, nach Sciglio, zu seiner Gebieterin gereiset sei, oder habe reisen wollen.

Er unterbrach die Erzählung mehrmals, als wolle er der Marchesa Gelegenheit geben, ein Wort über den Vermißten fallen zu lassen; oder als trag' er Scheu, endlich des Augenblicks zu erwähnen, da er des Knaben Gewand bei den Zigeunern gefunden. Allein das beharrliche Schweigen der Dame, und die Aufmerksamkeit, welche sie doch seinem Bericht gönnte, wurden jedesmal zur Fortsetzung desselben eine stille Aufforderung. So erwähnte er, mit fast zitternder Stimme, zu-

letzt des traurigen Angenblicks, der ihm bei Palmi geworden, doch nicht ohne das Gemüth seiner Zuhörerin schonend vorbereitet zu haben, das Schrecklichste anzuhören.

Diese aber vernahm das mit derselben Gelassenheit, wie zuvor den Beginn seiner Mittheilungen. Statt weitere Erkundigungen über ihren Pagen zu versuchen, wandte sie kurz ab das Gespräch auf den Erzähler selbst und seine Herkunft.

„In der Schweiz," sagte sie, „wohnt noch zahlreicher alter Adel?"

— Vielleicht mit Ausnahme einiger altgeschichtlichen Geschlechter sind die andern längst ausgestorben, oder ausgetrieben, oder ausgewandert, oder vergessen in der Masse des Volks untergesunken. Die Uebrigen sind insgesammt jüngern Gepräges, welches meistens in fremder Fürsten Söldnerdienst geholt wurde.

„Also wäre dies auch der Fall bei Ihrer achtbaren Familie?"

— Mit nichten, gnädige Frau. Ich bin der Glücklichen Einer, die über ihre Herkunft weder erröthen, noch stolz seyn dürfen. Meine Aeltern waren, wie meine sämmtlichen Vorfahren, soviel mir bekannt geworden, sehr wackere Landleute —

„Landleute!" rief die Marchesa, und zum ersten Male änderten ihre Gesichtszüge, in denen sich eine Verwunderung zeichnete, die auch wohl

Bestürzung heißen konnte: „Wie verstehen sie das Wort Landleute bei sich in der Schweiz? Wahrscheinlich große Land- und Güterbesitzer mit weitläuftigen oberherrlichen Rechtsamen?“

— Oberherrliche Rechte, schon längst nicht erheblich, sind bei uns verwischt. Der Arme hat's Recht, wie der Reiche. Für weiter Ländereien Besitz ist das Ländchen zu klein. Vom Landbau, Gewerb und Handel leben wir Alle. Wer nichts hat, der bettelt, wenn man's leidet; oder er trägt, als Soldat, seine eigne Haut in fremdem Kriegsdienst feil.

„Heilige Mutter Gottes, welche Wirthschaft!“ rief die Marchesa: „Keine Herrschaft! kein Adel! Und, wer sollt' es glauben, mitten in unsern Tagen, mitten im christlichen Europa ein solches Land! Aber, wenn ich Sie recht verstanden, Signor, stehn auch Sie im Begriff, wegen einer Offizierstelle nach Sicilien zu gehn. Sie aber scheinen das Kriegswesen aus Vorliebe zu wählen?“

— Allerdings, denn im Gewerb und Handel gehts schlechter und schlechter. Zur Landwirthschaft fehlt mir das Land; mein Vater, ein Zuckerbäcker in Deutschland, starb früh — —

„Zuckerbäcker!“ sagte die Dame, staunte ihn mit wunderlicher Miene an, und rückte leise auf dem Sofa zurück: „Zuckerbäcker! — Nun das

ist," fuhr sie darauf fort, indem sie sich sammeln und verbessern wollte, "das ist ja recht artig! Warum aber melden Sie mir eigentlich dies Alles?"

— Gnädige Frau, weil Sie mich fragen, glaub' ich Ihnen über meine unbedeutenden Verhältnisse erwiedern zu müssen. Verzeihn Sie, daß ich Sie mit Kleinigkeiten behelligte. Wenn ich auf meiner Reise durch Sciglio mir erlaubte, um die Ehre eines viertelstündigen Gehörs — —

"Ganz recht," erwiederte ihm die Marchese: "Sie wollten mir Nachricht von dem Creolen bringen, welchen Sie kennen lernten. Ich danke Ihnen. Vielleicht bedürfen Sie einigen Reisegeldes. Sie haben im Schiffbruch, wie Sie sagten, Alles eingebüßt. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, wenn ich — —" Hier wollte sie aufstehn, wie um das Fehlende herbeizuholen.

— Ich bitte demüthig, gnädige Frau, nicht das! — sagte Fortunatus: für die Fortsetzung meiner Reise bin ich reich genug.

"Aber Sie haben vermuthlich dem Creolen Vorschüsse aus Ihrem Eignen — — Ja, ich erinnere mich jetzt genau, davon in einem Briefe Erwähnung gefunden zu haben. Vergönnen Sie mir, als Schuldnerin, die Wiedererstattung zu übernehmen."

— Nein, Signora Marchesana, auch das

führte mich nicht hieher. Allein nur in aller Ehrfurcht möcht' ich — —

„Nun, und doch werden Sie mich nicht zwingen wollen, eine Undankbare zu seyn. Ich will Sie demnach bitten, sich morgen noch einmal aufs Schloß her zu bemühn.“ Sie sagte dies, indem sie sich vom Sofa erhob: „Wir sprechen morgen noch ein Wort. Vielleicht kann ich Ihnen in Messina oder Palermo Gefälliges erweisen. Heut ists spät. Mich erwarten noch Geschäfte.“

Sie gab bei diesen Worten mit einer Handbewegung und leichten Verneigung des Hauptes dem ebenfalls aufgestandenen Schweizer ein Zeichen, er sei beurlaubt.

Er aber drückte schon in der Gebehrde seine Bitte um einige Nachsicht aus, und sagte: Nur noch eine einzige Frage, fleh' ich, mir zu gestatten; nämlich ist der Creole im Schloß von Scilla?

„Es ist kein Creole hier.“

— Nicht hier? Nicht hier? — rief Fortunatus erschüttert mit lauter Stimme. Die Marchesa selbst fuhr, wie eine Nervenschwache, bei seinem Ruf zusammen.

„Ich bitte,“ sagte sie, „mäßigen Sie sich. Ihr Geschrei erschreckt mich.“

— Nicht angekommen! — fuhr Fortunatus mit leichenblassem Antlitz und bebender Stimme fort: Hätten Sie vielleicht bestimmtere Nachrichten

von dem, was ihm begegnete? Wäre er — — wäre Cecco nicht mehr — — o gnädige Frau, vergeben Sie mir — — wäre er nicht mehr —

„Glauben Sie,“ antwortete die Marchesana mit voller Gelassenheit: „glauben Sie nur der Creole ist nicht mehr —“

— Ist nicht mehr am Leben! — schrie Fortunatus, schlug die Hände in einander und Thränen stürzten aus seinen Augen. Er bemühte sich umsonst, seinem Schmerz Gewalt anzuthun, sank auf den Sessel zurück, den er zuvor eingenommen hatte, und verhüllte sein Gesicht.

Die Marchese stand einige Minuten in schweigender Verlegenheit vor ihm; machte dann mit raschem Schritt einen Gang durch den Saal auf und nieder, entweder unwillig und unentschlossen über die durch den Fremdling verletzten Regeln alles Schicklichen, oder beängstigt durch die Unmäßigkeit seiner Trauer.

„Mein Herr,“ sagte sie endlich, „mir steht es weder zu, nach der Ursach eines Benehmens zu forschen, mit dem Sie mich erschrecken, noch fühl' ich Neigung, sie zu wissen. Aber doch muß ich Sie ersuchen, mich jetzt zu verlassen. Ich werde Ihnen morgen die Stunde melden lassen, wann ich das Vergnügen haben kann, Sie noch einmal auf dem Schlosse zu sehn.“

Fortunatus, indem er mit dem Taschentuche

seine Thränen trocknete, strengte sich an, wieder Fassung zu gewinnen. Aber dies Taschentuch, welches er in der Eil ergriffen, nicht das, was er wollte, reizte seinen Schmerz nur noch heftiger auf. Es war das ehemalige Haupttuch des Creolen mit Eufemiens Stickerei. Beim Anblick desselben ward ihm, als berühr' er die Leiche des geliebten Knaben selber. Er fiel stillschluchzend in den Sessel zurück, von welchem er sich erheben wollte, und drückte das Tuch an sein Gesicht.

„Ich bitte Sie noch einmal," sagte die Marchesa, „beruhigen Sie sich, mein Herr, nnd ersparen Sie mir das unangenehme Gefühl, Zeugin dieses, ich muß es sagen, unmännlichen Betragens zu seyn. Morgen lass' ich Sie wieder zu mir rufen; denn jetzt sind Sie nicht in der Stimmung, das zu hören, was ich Ihnen allenfalls zu eröffnen haben könnte; oder Fragen zu beantworten, welche ich an Sie zu richten hätte."

Fortunatus lispelte leise für sich, ohne auf die Marchese Acht zu haben: „Cecco! Armer Cecco!"

„Erlauben Sie," fuhr die Marchesa mit steigender Verlegenheit und Ungeduld fort, „daß ich Sie durch einen meiner Leute nach Ihrer Wohnung begleiten lasse. Morgen wird Sie der Nämliche wieder zu mir führen."

„Gnädige Frau!" versetzte Fortunatus,

indem er sich nach einem tiefen Seufzer ermannte, aufstand und in halber Verwirrung den abgelegten Hut suchte: „Meine Geschäfte im Schlosse sind abgethan. Morgen bin ich nicht mehr in Sciglio. Verzeihen Sie gnädig, wenn ich in Ihrer Gegenwart die Pflichten des Anstandes vergaß. Die Natur hat keine Sitte. Mir brach das Herz.“

„Es ist unumgänglich nothwendig, Signor, ich muß Sie morgen wieder sehn!“ sagte die Marchesa: „Sie werden morgen ruhiger seyn, und mich nicht mehr durch die Ungebehrdigkeit Ihrer Betrübniß in Erstaunen setzen.“

— Nein, gnädige Frau, ich werde nie ohne Thränen von jenem unglückseligen Kinde reden können, — versetzte Fortunatus: und werde immer erstaunen, daß, wer es gekannt hat, sich trocknes Auges desselben erinnern kann.

„Mein Herr — —“ sagte die Dame mit einem Ernst, der ihre Empfindlichkeit ausdrückte.

Aber Fortunatus, in der Stellung sich von ihr zu beurlauben, unterbrach sie und sagte: „Gewähren Sie mir die letzte Bitte, gnädige Frau. Was haben Sie über Cecco's Tod erfahren? Durch welche verruchte Hand verlor der Engel sein Leben? Wo ist sein Grab?“

„Der Fragen sind für heute zu viel. Morgen!“

— Morgen bin ich auf der Wallfahrt zu diesem heiligen Grabe, morgen auf dem Weg, die

Unschuld zu rächen. Das allein kann nur noch die Aufgabe meines eignen Lebens seyn. Ich weiß, es ruhte ein geheimnißvolles Dunkel über diesem verlassenen Creolen. Noch ist mir in seinem Schicksal nicht Alles lauter. Aber, Gott wird mir helfen; es muß licht werden!

„Glückseligste Jungfrau von Nazareth, warum die Drohungen? Sie sind in einer Aufwallung, mein Herr, in einer Leidenschaftlichkeit, die mir nicht erlaubt, Sie länger anzuhören. Ich bitte Sie, mich verlassen zu wollen.“

— Warum Signora Marchesa, verweigern Sie eine leichte Antwort auf meine Frage? Nichts, als diese Antwort könnte meinem Schmerze wohlthun. Wenn Sie Zeuge gewesen wären, wie liebevoll Cecco Ihrer und nur Ihrer gedachte, so oft — —

„Sie setzen mich in die Nothwendigkeit, Beistand zu rufen!“ sagte die Marchesa mit Unwillen, und zog heftig an einer Schnur, davon eine Glocke im Aussenzimmer laut ertönte.

— So sey's! — seufzte der Schweizer: Sie bedürfen keiner Hülfe. — Er verbeugte sich und ging.

„Ich möchte Sie nicht beleidigt von mir lassen,“ rief ihm die Dame mit sanfterm Tone nach: „ich zähle darauf, Sie morgen wieder zu

sehn. Sie werden es nicht bereuen, aufs Schloß gekommen zu seyn.“

— Ich habe nun nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu hören! — erwiederte der Jüngling halb zurückgewandt mit trocken abfertigendem Tone. Indem trat der alte Diener hastig herein, geschreckt durch den ungewohnt stürmischen Glockenruf, und, auf den Wink seiner Gebieterin, begleitete er den Fremden hinaus.

Schon waren beide, der Diener mit der Laterne zündend langsam voran, die Treppe hinab, zur Hauspforte gekommen, als Fortunatus, in allen Taschen suchend, das Tuch des geliebten Knaben vermißte. Er blieb stehn und machte mit seinem Verlust den Alten bekannt. Dieser zeigte sich sogleich bereitwillig, in den Saal zurückzukehren, das Vergessene zu holen. Aber dem Jüngling, bei seinem gereizten Zustand, und bei dem hohen Werth, welchen er auf die ihm gebliebene Reliquie des unglücklichen Lieblings setzte, war der abgemessene Schritt des betagten Livreeträgers zu träge. Er flog, eh' dieser sich drehte, die Treppe wieder hinauf, durch den langen Gang in das Vorgemach. — Hier hörte er seinen Namen, Fortunato, von einer entfernten Stimme rufen, die das Blut ihm in allen Adern erstarren machte. Bestürzt sah er nach den Wänden ringsum. Keine Fuge, keine Oeffnung, keine andere

Thür, als die des eben verlassenen Saals. Er suchte umher; er horchte; er hörte keinen Ton mehr, als die schallenden Tritte des alten Mannes auf der Schloßstiege. Es wandelte ihn ein Grauen vor seiner Selbsttäuschung an. Er trat in den Saal, seine Entschuldigung gegen die Marchesa Vioganni auf den Lippen.

32.

Das Hauptttuch.

Die Dame befand sich wirklich noch daselbst und warf, bei seinem Eintritt, einen ungehaltenen Blick auf den Unangekündeten. In ihrer Gesellschaft war jetzt ein anderes Frauenzimmer, welches, mit ihr im Gespräch begriffen, Cecco's Seidentuch betrachtend in die Höhe hielt.

„Verzeihung!“ sagte Fortunatus, indem er sich durch den Saal den beiden Damen näherte: „jenes Tuch ward von mir vergessen.“

Die gegenwärtige Trägerin desselben, die, vertieft in der Beschauung des Fundes, ihn nicht beachtet hatte, verrieth durch ein flüchtiges Zusammenfahren ihre Ueberraschung. Dann aber ging sie ihm selbst entgegen und überreichte ihm sein Eigenthum schweigend, mit einem zwar anmuthigen Lächeln, in welchem aber etwas Schalkhaftes schwebte, als machte sie sich heimlich über

die Bedeutsamkeit des Tuches und die Dringlichkeit des jungen Herrn lustig.

Es war eine Schöne von etwa neunzehn Frühlingen, und, nach den Brillanten an ihren zarten Fingern und den großen Perlen zu urtheilen, die durch ihr dunkles Haar geflochten schimmerten, von hohem Range. Ihr feiner Gliederbau, von weißem Marlyzeuge umflossen, wie vom Schneelicht, bewegte sich mit dem Reiz und der Leichtigkeit einer Dianen-Nymphe. Um die helle Stirn, und seitwärts, zwischen Hals und Nacken, gaukelten nachlässig zerfallene Locken, finsterglänzend, als wären sie aus schwarzem Glasguß gesponnen. Da Fortunatus, um das Tuch zu empfahn, die Augen ehrfurchtsvoll aufschlug und ihr in das sanftröthende Antlitz blickte, vergaß er im ersten Erstaunen beinah die dargereichte Reliquie anzunehmen. Denn die, welche ihm das Gesuchte entgegenhielt, war, nur schöner, und mit einem Gesicht, wie Dichter sagen, von Lilie und Rose, dem Creolen schwesterhaft ähnlich.

„Es scheint beinah,“ sagte sie mit seligem Lächeln, „ich bin meinem Freunde Fortunato seit einer Woche fremd geworden.“

Der Jüngling erblaßte und starrte die fremde Erscheinung mit aufgerissenen Augen an, als sähe er in die Geheimnisse der Geisterwelt.

„Gräfin Beatrice,“ sagte die Marchesa,

welche schnell herangetreten war, und nahm die junge Dame bei der Hand: „ich hoffe, Signor Linthi wird uns morgen die Ehre seines Besuchs gewähren. Jetzt aber ist der Augenblick nicht vorhanden. Kommen Sie in Ihr Zimmer; ich habe Mittheilungen von hoher Wichtigkeit zu eröffnen.“

Indem die junge Gräfin ihre Hand zurückzog und mit derselben eine abwendende Bewegung gegen die Marchesa Viogannі machte, sagte sie zu Fortunatus mit sichtbarem Vergnügen über sein Erstaunen und doch, wie über sich selber erröthend, mit gesenkten Blicken: „Gewähren Sie mir keine Erwiederung?“

„Ich darf es nicht zugeben!“ rief die Marchesana dazwischen: „Gräfin Beatrice, ich erwarte Ihren Gehorsam.“

Fortunatus, noch immer den Blick auf die Züge dieses schönen Angesichts geheftet, stammelte: „Gräfin Beatrice — —“ und wieder: „die Stimme meines unglücklichen Cecchino!“

„Und seine Hand!“ sagte die Gräfin, indem sie ihren halbentblößten feingedrehten Arm ausstreckte und ihm vertraulich die zarte Hand bot: „Warum nennen Sie ihn unglücklich?“

Er bog das Knie unmerkbar, küßte ehrfurchtsvoll die Hand, aber ließ sie wieder fahren und sagte: „Es ist unmöglich! Sie sind nicht Er! —

Aber seine Schwester! — Ich bin irre und verblendet!"

„Nein, Signor Fortunato, nicht verblendet!" entgegnete die junge Gräfin: „Da steht das fatale Geheimniß aufgedeckt vor Ihnen, das ich, nun wissen Sie Alles, unter keiner Bedingung und nicht Ihnen verrathen wollte, konnte, durfte; obwohl Eufemia und Signora Marcoli zu Gerace damit vertraut waren. Also nicht Ribera, nicht Reynier haben Sie befragt? — Sie antworten mir nicht? Fortunato, war ich denn nicht gezwungen, Sie zu täuschen? Vergeben Sie einer Unglücklichen, die in Ihrer Nähe sechs schreckliche Wochen verlebte und nur im Edelmuth des edelsten Mannes Schutz fand."

Der Schweizer warf noch einmal den Blick auf die Gräfin und sprach, wie für sich: „O mein Gott! — Mir ist Cecco — — er ist mir nun wahrhaft abgestorben. Ich suchte den theuren Creolen. Er begegnet mir wohl, aber in verklärter Gestalt. Ich suchte nur den Creolen!"

„Es hat keine geringe Mühe gekostet," antwortete die Gräfin muthwillig, „ihn wegzutreiben, hinwegzubeizen und wegzukratzen. Zwar in Mileto schon mußt' er sich gefallen lassen, Mädchenkleider anzuziehn, weil ein sittsames Frauenzimmer ihn bis Sciglio begleiten wollte. Aber der unbändige Junge vereuropäerte sich nicht so leicht

und hing mir treu in Mileto an, zum Theil in Seminara und hier noch. Verwünscht sei seine Anhänglichkeit! Und doch hatt' ich ihr, und der unbarmherzigen Vorsicht meiner Kerkermeisterin auf der Austria, so Großes zu danken. Grämen Sie sich um den Creolen nicht. Erlauben Sie, daß an der Stelle des häßlichen, ungezogenen Burschen, seine Schwester Ihnen erkenntlich seyn darf."

Der junge Mann wollte reden; aber seine Sprache stockte, so oft er die vor ihm schwebende Schönheit mit ungewissen Blicken betrachtete, während sie hinwieder sich an ihm nur belustigen zu wollen schien. Sie dünkte ihm auch von höherer Gestalt, von edlern Zügen, als jener Knabe. Nur einzig *ihre* weiche, einschmeichelnde Stimme war *seine* Stimme. Das Herz schlug ihm stärker; er fürchtete sich lächerlich zu machen, wenn er treuherzig in einen Betrug hineingehen würde, den die Dame ihm, oder vielleicht der Page selbst, durch Aehnlichkeiten und Verwechslungen, spielen möchte.

„Meine gnädige Gräfin," sagte er mit verlegenem Lächeln, „wenn die Schwester des liebenswürdigen Creolen für ihn erkenntlich seyn will, so wag' ich zu bitten, mir den Pagen selber zu zeigen."

„O den Pagen!" rief Gräfin *Beatrice* lachend: „den warf ich unterwegs endlich, zwischen Seminara und Bagnara, zum Wagen hinaus. Er

machte mir in der prächtigen Chaise des Prinzen wahre Furcht. Er liegt nun im Walde von Solano; oder ist wieder, was er war, ein Landstreicher geworden."

„Im Walde von Solano?" wiederholte Fortunatus: „Hätt' ich davon Ahnung gehabt!",

„Mir lieber, daß Sie ihn da fanden, wie dies Tuch bezeugt," versetzte die reizende Beatrice, „als daß die Reiter des Prinzen bemerkt hätten, wie das Bündel ins Gebüsch flog."

„Sie sind's!" antwortete ihr Fortunatus, und, indem er die Augen himmelwärts wandte, setzte er mit unterdrücktem Seufzer traurig hinzu: „Aber — Du bist's nicht mehr!"

Die junge Gräfin schlug jetzt den Blick zu Boden, und hob, wie in einer stummen Bitte, die Hände gefaltet empor.

Während dieses Gesprächs stand die Marchesana, als stille Beobachterin, seitwärts. Ein leises Kopfschütteln bezeichnete von Zeit zu Zeit ihre Unzufriedenheit oder Ungeduld. Die Perlen des Rosenkranzes rollten in ihrer Alabasterhand schnell auf und ab. Jetzt trat sie abermals einen Schritt näher, und sagte mit angenommener Ruhe: „Ich dächte, Gräfin Beatrice könnte jetzt den jungen, wackern Mann entlassen; er wird von der Reise ermüdet seyn. Es ist die Nacht hereingebrochen,

und der Weg vom Schloß zum Meer, und vom Felsen zur Stadt, nicht angenehm."

„Ach, meine gnädige Tante," rief Beatrice liebkosend, und sie mit einem Arm halb umfassend: „ängstigen Sie sich keineswegs; Sie wissen nicht, welche Nachtschwärmer Signor Fortunato und der Creole gewesen sind. Wir haben noch Vieles mit einander abzuhandeln. Warum auch verheimlichten Sie mir seine Ankunft? Wissen Sie wohl, daß Sie die Huld und Güte selbst, und doch sehr grausam, sind? Wer bürgt dafür, daß ich heut schon ein Wörtchen von seiner Anwesenheit vernommen haben würde, wenn mich nicht vorhin das Sturmläuten erschreckt und herbeigerufen, und dies Haartuch des Creolen alles Uebrige verrathen hätte? — Sie müssen meinen bisherigen Schutzgeist näher kennen lernen."

„Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin," sagte die Marchesa sehr liebreich zu ihrer Nichte, die in stiller Freude glühte, „ich kenne ihn genug, um ihn mit Ihnen zu bewundern.

„O nur aus dem Schattenriß meiner Worte!" versetzte Beatrice.

„Und aus dem," fiel die edle Dame ein, „was mir Signor Linthi, mit liebenswürdiger Offenheit, von sich und seiner würdigen Familie zu erzählen gefällig genug war, Sie mir aber verschwiegen."

„Was hätt' ich Ihnen verschwiegen, gnädige Tante?“ entgegnete die junge Gräfin, „was wissen Sie mehr, als ich wußte? Geschwind beichten Sie mir von ihm!“

„Nicht eigentlich ihn betrifft's,“ sagte die Dame mit einem entschuldigenden Ton, „nur seine lieben Verwandten in der Schweiz: arme, aber sonst ehrliche Bauern. Er selbst freilich ist der Sohn eines, ich glaube, eines Kuchenbäckers, oder Pastetenbäckers. War's nicht so, Signor Linthi?“

Fortunatus, dem es nicht entging, mit welchem gesuchten und demüthigenden Tone die liebreiche Marchesa dies sprach, und wie Beatricens Heiterkeit dabei plötzlich, wie vom Frost überfallen, zum Ernst erstarrte, fühlte die unverdiente Beleidigung, mit welcher der angestammte Stolz sicilianischer Großen ihm begegnete. Aber er verbarg den Unmuth und antwortete: „Um Verzeihung, gnädige Frau, ein Zuckerbäcker war mein vortrefflicher Vater.“

„Hören Sie's also, Gräfin Beatrice?“ fuhr die Tante fort: „ein Zuckerbäcker! das war Ihnen doch noch unbekannt.“

Die Gräfin, welche erst auf Fortunatus, der in gutmüthiger Erhabenheit ruhig dastand, einen flüchtig forschenden Blick warf, dann die finster gewordenen Augen seitwärts gegen die Marche-

sana richtete, konnte ihre Empfindlichkeit nicht verhehlen, und sagte mit einer gewissen Hoheit in verweisendem Tone: „Signora, Sie werden diesen Augenblick etwas unklar. Warum blasen Sie, gleich dem Aetna, mir einen schmutzigen Rauchschwall durch den reinsten Himmel? Ich erinnere mich, daß mein Herr Vater, der Herzog von Piviafranca, nicht verschmähte, einen Fußfall vor Joseph, dem corsischen Advokatensohn, zu thun."

Die Marchese warf den Kopf etwas zurück und ein lächelnder Spott umflog ihre Lippen: „Bei allen Heiligen des Paradieses! ich wußte nicht," sagte sie, „daß Signor Linthi auf dem Wege zum Königthum sei."

Rasch trat die junge Gräfin mit glühendem Gesicht zu dem Schweizer, ergriff seine Hand und sagte zur Marchesa: „Nicht auf dem Wege! Dieser edelsinnige Mann hat schon seine Königskrone aus der Hand der Tugend. Verzeih'n Sie, theurer Fortunato; die erlauchte Marchesa Vioganni hatte mir weit würdigern Empfang für den Retter meines Lebens verheißen, sonst würd' ich Sie nicht hieher beschieden haben." — Sie sagte dies mit tiefer Bewegung; eine Thräne fing an, ihre Augen zu trüben.

Er beugte sich, drückte seine Lippen auf ihre Hand, und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich entferne. Mein Herz ist zu voll; meine Sinne

sind verwirrt. Gewähren Sie mir ihr Mitleiden. Es schmerzt mich, daß mein Hierseyn Sie und die Signora Marchesa entzweien könnte."

„Entzweien!" rief die Gräfin mit der ehmaligen Heftigkeit des Creolen und trat einen Schritt zurück: „Kann ich mich mit einer Welt entzweien, der ich nicht angehöre und nicht vereint bin? Oder sehen Sie, daß ich mich mit der Marchesa Vioganni entzweien könne, mit der ich wohl nie Eins war?"

Die Marchesa gerieth bei diesen Aeusserungen in sichtbare Unruhe, und nahte sich freundlicher, als sie je bisher gewesen, aber mit einer Freundlichkeit voller Angst, ihrer Nichte und sprach: „Beatrice, dürfen Sie so von der Schwester Ihres Vaters urtheilen?"

„O, daß die Liebe meines Vaters in der Brust seiner erlauchten Schwester wohnte!" seufzte die Gräfin.

„Und war's nicht meine Liebe," fuhr die Marchesa fort, mit einem Blick des Vorwurfs, „war sie es nicht, durch welche die Tochter meines Bruders vom Kloster und Nonnenschleier gerettet ward?"

„Offen, Signora, und ohne Hehl vor diesem offenherzigen und edelherzigen Sohn des Zuckerbäckers aus der Schweiz!" sagte die Gräfin ihr entgegentretend: „war es nicht mehr noch

Ihre Erbitterung gegen den Grafen Alvaro di Ribera, der mein väterliches Erbtheil suchte; war es nicht Ihr Stolz oder Ihre Gewissensfurcht, eine Selbstmörderin zur Nichte zu haben?"

„Heilige Mutter Gottes! wie ungerecht Sie der Zorn macht!" sagte die Marchesa sehr sanft und in beschwörendem Ton: „Ich wagte damals meine eigne Sicherheit für Sie, vergessen Sie es nie! Durch Ribera's Geiz und politischen Haß ward Ihr Vater am Hofe von Palermo verlästert, geächtet und büßte er seine gesammten Besitzungen in Sicilien ein. Ich rettete den größern Theil derselben für Sie! — Es thut mir weh, in Gegenwart dieses fremden Mannes, Dinge solcher Art verhandeln zu müssen. Ich bitte, brechen wir ab. Mein Bruder Alvaro zwar ist jetzt in der Kriegsgefangenschaft der Franzosen; aber, Signora Beatrice, er kann noch zurückkehren!"

„Der Graf Ribera ist wirklich zurückgekehrt, sagte Fortunatus, „er befindet sich in Sciglio, wo er mit mir zugleich diesen Abend ans Land trat."

Bei diesen Worten erblaßten beide Damen. Beide bestürmten den Herrn Linthi mit Fragen. Er erzählte, was er von der Entweichung des Grafen aus Monteleone und dessen gefährlicher Verwundung wußte.

„Signor Fortunato," sagte die junge Grä-

fin zitternd, „Sie schworen einst, mich, wie durch die Meereswellen, durch die Wogen des Lebens zu tragen. Ich bin eine Waise; verlassen Sie mich nicht."

Die Marchese Vioganni dagegen zog die Glocke an, und sagte: „Noch in der Nacht müssen wir uns über seinen Zustand Gewißheit schaffen. Ich sende Leute in die Stadt. Beruhigen Sie sich, liebe Gräfin."

Während Beatricens Tante eilfertig dem alten Hausdiener geheime Befehle ertheilte, trat Fortunatus zur jungen Gräfin und sagte: „Warum zittern Sie? Nein, wenn Sie auch für mich verwandelt und eine Andere geworden sind: nie werd' ich aufhören, für Sie derselbe zu bleiben. — Gönnen Sie mir auch, als Gräfin von Piviafranca, die Huld und das Vertrauen, mich welchem mich einst der unvergeßliche Cecchino beseligen wollte."

„Ich vertraue und zittere nicht mehr!" erwiederte sie und legte leise ihre Hand auf seinen Arm, indem sie ihm wieder mit der ehemaligen Zärtlichkeit des Pagen in die Augen sah. „Entfernen Sie sich einsweilen, aber nicht aus Sciglio, und halten Sie sich bereit auf Alles."

„Ich bleibe!" sagte Fortunatus und wandte sich von ihr ab, wie wenn ihm unwohl wäre und er frische Luft suche.

Sie hielt ihn sanft zurück und sagte leise:

„Wollen Sie mich meiden? Warum wenden Sie sich von mir?

Er blieb stehn, das Haupt gesenkt, und erwiederte: „Das sollten Sie nicht fragen, theure Gräfin. O, was ist aus Ihnen, was nun aus mir geworden! — Ich habe meinen Bruder verloren.“

„Wollen Sie darum die Schwester verstoßen?“ lispelte sie ihm zu.

Er richtete einen brennenden Blick auf die Gräfin, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. „Ein armer Soldat,“ seufzte er, „und die Tochter eines herzoglichen Hauses!“

— Fortunato, quälen Sie eine Unglückliche nicht. Herzen tragen keine Grafenkronen. Beobachten wir die Formen, welche die Welt uns vorzeichnet, und tragen wir duldend die Fesseln, welche die Verhältnisse uns geben. Mein Herz ist Cecco's Herz! — Nun still! die Marchese kommt zurück.

„Mich wird dieser Abend tödten!“ sagte die Marchesa: „Indessen, ich sende zwei meiner Leute zum Grafen in die Stadt, ihm meine Dienste anzubieten. Einer soll die Nacht zur Pflege des Verwundeten dort bleiben, der Andere uns Nachrichten bringen.“

„Vergönnen Sie mir,“ sagte Fortunatus, „in dieser Begleitung zur Stadt zurückzugehn?“

Ein gütiger Wink der Augen verkündete ihm den Beifall der jungen Gräfin, die zugleich drohend, mit schalkhaftem Lächeln den Finger erhob, als er das schwarze Seidentuch sorgfältig zu sich nahm. „Eufemiens immerblühende Rosen!“ sagte sie.

„Die heilige Reliquie meines schönen Zwillingsbruders!“ erwiederte er, und empfahl sich den Bewohnerinnen des Schlosses, um nach Seiglio zurückzuschiffen.

33.

Das Bild.

Es war nach italiänischer Uhr und Lebensweise so spät noch nicht, da er wieder ans Ufer trat; der Himmel von den glänzendsten Sternen, das Land von den fröhlichsten Menschen belebt; Gesang weit umher, hin und wieder heimliches Girren der Zithern. Lustgänger wandelten in der Abendfrische mit ihren Lustgängerinnen zwischen jungen Bäumen, wie Schatten des stillen Elysiums, die auch im körperlosen Zustande ihre Treue nicht vergessen. Im Glanz der Lampen vor dem Gewölbe der Eiskrämer, oder der Fruchthändler, und ihrer zierlichen Pyramiden von duftigem Goldobst und Blumengewinden, saßen Herren und Frauen in ernster Unterhaltung von Königen und Schlachten, während seitwärts beim ungewissen Schein

des Lichts einer Garküche junges Volk sorglos zum Trillern einiger Mädchenstimmen tanzte. Alles webte und lebte in Liebe, Nacht, Geheimniß und Anmuth.

Wenigstens dünkte es den jungen Schweizer so, welcher sich, nach den Wundern auf dem Felsen von Scilla, erst auf dem öffentlichen Platz der Stadt, zwischen ihrer heitern Bevölkerung sammeln und vom Rausch seiner Seele zur Nüchternheit genesen wollte, um den Schlaf zu finden.

Wohl fand er diesen, aber auch andern Morgens noch nicht die erwartete nüchterne Stille des Gemüths. Wie schlug sein Herz, als er aus der niedlichen Wohnung des Fischers ins Freie trat, und über dem Meere den Gipfel der Scilla in der Luftbläue wahrnahm, an dessen Kastell-Gemäuer die Sonne schmeichelnd ihre schönsten Strahlen legte! Der Himmel schien sich zu neigen und den Jüngling bei jedem Lüftchen mit weichen Armen zu umfahn. Der Erdboden erwiederte elastisch den Druck seiner Fersen, und machte das Gehn zum tanzartigen Schweben. Ein Regen von Wohlgerüchen floß unsichtbar aus allen Zweigen, und die Wellen am Strande rauschten Musik.

Cecco war vergessen; Beatricens Herrlichkeit verdunkelte den gesammten Hintergrund seiner Tage, und zog einen blendenden Strahlenschleier über die Zahl der künftigen. In diesen Augen-

blicken wünschte er nichts, fürchtete er nichts; er ging nicht mit sich zu Rath; er berechnete nichts. Er liebte, im harmlosen Bewußtseyn der Gegenliebe. Nun erst verstand er den Sinn seines eignen Lebens aus den letzten Monaten; den unüberwindlichen Zug seiner Seele zu dem Creolen; den Wahnsinn beim Abschied zu Monteleone. Nun erst fand er so vieler Räthsel Schlüssel; des Pagen Verwirrung und Davonspringen auf der Höhe von Siderno, da er ihn unter der Palme zum erstenmal in seine Arme geschlossen; die Eifersucht des wunderbaren Kindes in Gerace; dessen Drohung, sich von ihm trennen zu müssen, wenn er das letzte Geheimniß erführe; alles ward ihm leicht. Er schauderte zuweilen in sich selber bei der Erinnerung, mit einem Wesen wie Beatrice, und zwar wie er sie im Schlosse von Scilla gesehn, in naher Vertrautheit viele Wochen beisammengelebt zu haben. Er wußte ihrer Klugheit oder den Besorgnissen der wachsamen Signora Rosa di Centi Dank, daß sie, entstellt und verkleidet, die eigne Schönheit vernichtet hatte.

Vermuthlich aber würde Fortunatus zuletzt doch mit seiner gegenwärtigen Seligkeit den langen Tag über in Verlegenheit gerathen seyn, wenn nicht gegen Mittag schon ein Bedienter vom Schlosse erschienen wäre, ihm ein versiegeltes, schweres Briefchen überreicht und die Anzeige

gemacht hätte, daß man ihn gegen Abend zur erlauchten Marchesa und der jungen Gräfin abholen werde. Stoff genug zu neuen Träumereien.

Einsweilen mußte das Briefchen das Beste dazu thun. Es enthielt nur die wenigen Worte von Beatricens eigener schönen Hand: „Ich sehe Sie am Abend. Entfernen Sie sich nicht von Ihrer Wohnung. Ich habe die Einlage beschworen, Sie jede Minute an mich zu mahnen.“ Als aber die Einlage aus einem purpurfarbnen Saffianfutter zum Vorschein kam, bestand sie im niedlichsten und treuesten Feinbildchen auf Elfenbein, Beatricen darstellend. Anfangs überraschte ihn die Aehnlichkeit. Würde er vom Daseyn der Gräfin nichts gewußt haben, hätte er das Gemälde für die Schöpfung eines Künstlers gehalten, welcher durch die Zauberei des Pinsels das Urbild einer göttlichen Hebe verwirklichen wollte. Aber schon nach wenigen Augenblicken fand der Bewunderer die Sache anders. „Wo ist die Seele geblieben?“ fragte er bei sich: „Wo das Spiel und die Sprache aller Empfindungen in den zarten Mienen? Wo der durchdringende, zündende Blitz dieser schmeichelnden Augen?“

In kunstrichterlicher Beschauung des Gemäldes und im stillen Berathen, ob man nicht das Schöne dieser und jeder Gestalt vielleicht weniger mit den Augen als mit der in uns gewah-

renden Seele ausser sich erblickte, war die Umfassung des Bildes von ihm ganz unbemerkt geblieben. Es schlang sich um das Kunstwerk des Pinsels das prächtigere Kunstwerk eines Juweliers, aus großen, vielartig schimmernden Diamanten zusammengeordnet.

„Zu kostbar, nicht für sie, aber für mich!“ war sein erster Gedanke. Und nun erst ward ihm, als dränge und dehne sich eine gewaltige Kluft, mit ihrem unerforschbaren Abgrund, weiter als das hohe Scillaschloß von seiner Fischerbehausung, zwischen der Gräfin von Piviafranca und ihm aus. Da hinunter sanken alle seine Freudenhimmel, seine Hoffnungsblüthen; und das leere todte Nichts blieb schwebend über der Tiefe für ihn zurück. Der frische Wind, mit dem er bisher im Meere der Träume gesegelt hatte, erstarb. Es mahnte ihn an das Zusammenfallen der Segel und Wimpel der Austria, in jener Stille des Ozeans, die dem zertrümmernden Süd-Sturm voranging. Das Unheil zu vergrößern, fiel ihm das Wort „Zuckerbäcker“ ein, welches gestern im Munde der Marchesa Vioganni wie ein ungenießbarer Stein herumgeworfen war, den man sich nicht zu verschlucken getraut. Das tödtete seinen Muth. Nun ward er in der That nüchtern.

Zu verständig, das Lächerliche seiner Leidenschaft nicht zu erkennen, beklagte er nur, ohne seine

Schuld ihr Raub geworden zu seyn. Was sollte Liebe zwischen einer sizilianischen Gräfin und einem armen, abentheuernden Schweizer, der eine Söldner-Uniform in englischem Dienst als höchstes Ziel hatte? Es klang wie romanhafte Grille, und noch dazu wie Einfall eines schlechten Romans. Sollt' es aber Ernst gelten, so mußte dieser Ernst ihn am Ende zur Tollheit, und die liebenswürdige Nichte der Marchesa in verzweiflungsvolles Elend führen. Das konnte er für diejenige unmöglich wollen, für die er eines tausendfachen Todes zu sterben fähig. Und er war Mann; und sein tausendfacher Tod die ewige Trennung von ihr, das Leben ohne sie.

Indessen stand es um seine Mannhaftigkeit doch sehr zweifelhaft, als Nachmittags der nämliche Diener, welcher am Morgen das Bild gebracht hatte, ihn abzuholen kam, und nun alle Finsterniß und Trübe seines Gemüths plötzlich, wie ein Nebel verschwand, welchen die Morgensonne von einer Frühlingslandschaft wegtrinkt. Er folgte dem galonirten Merkur, der ihn, statt in der Richtung zum Scillafelsen, durchs Städtchen leitete, und endlich in einen etwas verwilderten Garten treten ließ. Im Hintergrunde zeigte sich ein, wenn auch kleines, doch gefälliges Landhaus, halb zwischen Orangen und wuchernden Lorbeerbüschen versteckt. Vom Diener hatte er schon

vernommen, daß die hohen Herrschaften desselben das Schloß oder Kastell auf dem Vorgebirg mit dieser bescheidenen Wohnung vertauscht hätten, um dem schwer verwundeten Grafen Ribera näher zu sein.

Noch hatte Fortunatus nicht zwanzig Schritte durch die unerkünstelte Gartenwildniß gethan, als er, in sich zusammenbebend, Beatricen an der Seite ihrer Tante erblickte. Sie kamen ihm, wie es schien, in ernstes Gespräch vertieft, entgegen.

Die erste Begrüßung, etwas feierlich von Seiten der Marchesa, etwas verlegen, fast linkisch von Seiten des armen verzagten Schweizers, war von Seiten der jungen Gräfin die herzreichste. So grüßt die stumme Liebe. Sie schwebte vor ihm wie ein aufflammendes Licht, im reizenden Erglühn ihres ganzen Wesens. Es schwamm eine Trunkenheit in ihren Augen, die wieder zur seinigen ward. So götterhaft glaubte er sie noch nie gesehen zu haben; und doch war sie weit einfacher als gestern, nur im leichten Hauskleide, von der eigenen Anmuth geschmückt, und von einem Strohhut beschattet. Aber unter einer solchen Nacht von schwarzen Locken hatte er solche Stirn, wie blendenden Schnee, und solche Wangenglut, und solchen Liebreiz um Kinn und Lippen nie im Leben gefunden.

Zum Glück hatte die edle Marchesana mit ganz andern Gedanken und Empfindungen Verkehr, als er. Sie wandte das Gespräch auf den bedenklichen Zustand ihres Bruders, und auf die beunruhigenden Aeusserungen zweier Aerzte, die sie noch in der Nacht von Messina über die Meerenge hatte kommen lassen. In ihrem Gesicht wohnte eine schwesterliche Betrübniß, welche aber dem Ton ihrer Stimme fehlte; und der Schweizer hatte Lebensart genug, die höfliche Trauer mit ihr zu theilen.

Weit feinere Höflichkeit bewies dagegen eine der Kammerfrauen oder Gesellschafterinnen, welche von der Marchesa, als diese nach einer halben Stunde abberufen ward, bei ihrer Nichte zurückgelassen war. Diese Gesellschafterin nämlich bat um die Erlaubniß der Gräfin, sich eines Geschäftes wegen entfernen zu können. Ohne Zweifel wußte sie aus eigner Erfahrung, daß unter drei Personen schlechterdings immer, zum Behuf eines verständigen und zusammenhängenden Gespräch̃s, eine Person zu viel sei.

„Ich muß Sie mir nur ein wenig näher betrachten, junger Herr!" sagte Beatrice, und musterte mit schelmischen Augen ihren Begleiter seitwärts von Kopf zu Fuß: „Wie haben Sie es angestellt, mich bei Ihrem Eintritt in den Garten um mein bischen Besinnung zu bringen?

Ich stieß, als ich Sie erblickte, in der Bestürzung einen Schrei oder Seufzer aus, daß die erschrockene Marchesana ihre beiden Aeskulapen von Messina zu Hülfe rufen wollte. Ach, Fortunato, ist's am Ende wohlgethan, länger in Ihrer gefährlichen Nähe zu athmen, wenn Sie Soldat werden, wenn Sie nach Malta gehn wollen?"

— Und war es wohlgethan, mir in Sciglio nicht mehr als mein Cecchino, sondern im blendenden Glanz dieser weiblichen Schönheit zu erscheinen? — versetzte Fortunatus: Ich darf nicht mehr zu Ihnen aufblicken. Indessen eine Wohlthat haben Sie mir heut gewähren wollen. Ich danke Ihnen für das Bild. Wenn mein Gedächtniß zum Besten dieses kranken Herzens auch nur ein wenig schwächer wäre, so würde mir das Gemälde ein Kühlmittel in der Fieberglut werden können.

"Ich verstehe Sie aber nicht, Signor Fortunato. Man hat mir ebenfalls gesagt, ich sei vom Maler geschmeichelt. Sie finden das Machwerk nicht ähnlich?"

Den Holzschnitt ähnlich? Kein wahrer Künstler malt eine Sonne an den Himmel, sie wird ihm stets zum Teller. Wie konnte der Tropf es wagen, Sie zu malen, wenn er den Pinsel

nicht in Strahlen tauchen konnte? Ich danke Ihnen für das Kühlmittel. Es wird mir immer ein schönes Weib zeigen, aber keine Beatrice. Darum lieb' ich das Bild.

„Nein, nein, Fortunato, geben Sie mir's zurück. Kühlen, kühlen! den Mann von Schnee und Eis, kühlen! Brennen denn auch die Gletscher der Schweiz wie unsere Vesuve und Aetna's? Ach, Fortunato, wir verstehen uns beide nicht! Wie kann der Eisberg den Feuerberg begreifen? O hätte ich Göttermacht, ich legte die Hälfte der Flammen, die hier brennen, in Ihr Herz, das unterm Nordpol geboren ist.“

Er ergriff Beatricens Hand, sah eine Weile stumm ihr in die Augen und wollte reden. Aber sie bedeckte sich schnell die Augen mit dem schmalen, weißen Händchen, und rief: „Nicht dieser Blick mehr! nicht dieser furchtbare mehr, aus welchem alle meine Himmel und Höllen gekommen sind. Der war's, der mein Innerstes entzündet hat, bis das Leben verlodert, das Herz Asche geworden ist.“

— Ich bin unglücklich, Beatrice, weil Sie es sind. Die Natur einet, die Welt scheidet uns. Ich weiß nicht, ob den Zufall segnen oder ihm fluchen, der uns beide auf dem Meere verband, und unsere Schicksale zusammenflocht. Sie sind nicht frei, Sie sind hier gebunden mit hundert

zarten, der Welt wichtigen Banden, Ich bin der Fremdling überall, den man leicht mit einem Räuber verwechselt und fürchtet. Die Marchesana aber fürchtet den Räuber schon, wie ich vermuthen darf. Sie soll es nicht! — bei Gott, sie soll es nicht! Aber wie wird, wie kann sich das lösen?

„Nie! Es soll, es kann sich nicht lösen! Freuen Sie sich mit mir. Meine Gefahren sind vorüber. Ich kann ohne Schrecken an Messina denken. Ich werde dahin zurückkehren. Denn der Graf Ribera liegt an seinen Wunden zum Sterben schwach, und die Todesangst verwandelt den hartherzigen Mann zum empfindsamsten Sünder. Er hat gebeichtet, hat die letzte Oelung empfangen. Wie ein Heiliger zu sterben, ließ er mich zu seinem Sterbelager rufen. Ich habe ihm aufrichtig alles Unrecht verziehn, das er meinem Vater und mir gethan. Ich bin wieder im vollen Besitz meines väterlichen Erbes, des Raubes, den er begehen wollte. Er gab mir mehr als dies aus seinem Nachlaß, und die Abtei, der ich entsprang, entschädigte er mit einem guten Theil seiner Landstücke.“

Nun erzählte ihm die Gräfin noch manches von ihren frühern Verhältnissen und der Grausamkeit und tückischen Klugheit ihres Oheims. Er hatte die Franzosen mit unauslöschlichem Grimm

gehaßt, und eben darum vielleicht auch seinen Bruder und die Marchesa, seine Schwester. Bei dem Allem fürchtete er dennoch das Glück Napoleons und die Eroberung Siciliens durch französische Waffen so sehr, daß er den beträchtlichern Theil seines zusammengescharrten Reichthums in die englische Bank niedergelegt hatte.

Fortunatus begriff freilich keineswegs, warum ihm die reiche Erbin diese Familienverhältnisse vertraute? Vielmehr zeigte ihm jedes ihrer Worte auf die Kluft zwischen ihr und ihm; und jedes beiläufige Erinnern an ihre glänzenden Standesverhältnisse schien nur berechnet zu sein, ihn an seine Pflicht zu mahnen, die er, als Mann von Gefühl und Ehre, beobachten müsse.

Die Kammerfrau unterbrach diese Unterhaltungen. Bald trat auch die Marchesa wieder herzu.

34.

Das Sarazenenlied.

Schon war das Abendroth verglüht, als man noch im Saale des Landhauses beisammensaß, die Marchesa mit ihrem weiblichen Hofstaat, Fortunatus und die junge Gräfin. Die Letztere schien bei dem allzuversplitterten Gespräch am meisten von langer Weile gequält zu seyn.

„Bringen Sie mir die Guitarre!“ sagte sie zu einem der anwesenden Frauenzimmer: „Ich fürchte, unser Gast findet sich übel von uns unterhalten, oder denkt an traurige Dinge, die ihn so einsylbig machen.“

Der Befehl ward schnell vollzogen, und Fortunatus, der ihren Vorwurf ungerecht nannte, wollte doch selber nicht durch längeres Widersprechen der Freude verlustig gehen, Beatricens Stimme im Gesang zu hören.

Ein lockender Seufzer strömte aus allen Saiten den Fingern Beatricens entgegen, als diese sich kaum dem Lautenspiel nahten. Dann stieg zwischen den Klängen der Zither, wie von ihnen umschleiert, verschämt und leise die Stimme der Sängerin auf. Sie sang ein altes Volkslied in sizilianischer Mundart, welches südspanische Heimath, wenigstens deren Liebes- und Andacht-Glut verkündete.

Es lautete also:

Weinend schwang, zum Gott am Kreuze,
Ihre Arm' empor Irene.
Doch der schöne Sarazene
Beugte sich zur Dulderin.

„O du süße Gnadenlose,
Will dein tödtlich-frommes Glauben
Leben mir und Liebe rauben:
Nimm sie, Christin, beide hin!“

Und er zuckt, aus gold'ner Scheide,
Seines Schwerdtes Flammenstrahlen;
Legt es an die Brust voll Qualen,
Auszutilgen seine Pein.

Zum Erlöser weint die Fromme;
Fleht im Schmerz, dem allerbängsten:
„Löse Du mich aus den Aengsten,
Dein bin ich, und bin doch sein!

„Mög' es Deine Macht entwirren,
Denn ich kann nicht widerstreben.
Er mein Leben, Du mein Leben,
Wessen beider ist die Braut?“

Wunderglanz entstrahlt dem Kreuze.
Sterbend sinkt die Jungfrau nieder;
Schließt die blassen Augenlieder,
Selig lächelnd, ohne Laut.

„Mit dir!“ rief der schöne Heide,
„Laß mich in die Nacht versinken,
Wo mir Tod und Liebe winken!“
Und er fiel ins treue Schwerdt.

Die ersten süßen Töne aus Beatricens Kehle durchdrangen den jungen Schweizer mit einem Schauer. Es war derselbe Ton, es war dasselbe Lied voll wollüstiger Schwermuth, welches zuweilen aus der Kajüte der Austria emporgeklungen war, und ihn und die Schiffsmannschaft entzückt hatte. Damals galt der seelenreiche Laut für die Stimme der Signora Rosa di Centi.

Nun enttäuscht, hing er, ganz Auge, ganz Ohr, mit seliger Trauer an der Sängerin, die in diesen Klagen nur Leiden ihrer eigenen Seele aushauchen zu wollen schien. Aber eben der Inhalt des Liedes offenbarte ihm zugleich, welchen Reichthum er gefunden, um ihn ohne Rettung einzubüßen, und fortan ein ärmeres Leben, als je vorher, zu leben. Er dachte nun erst an den feindseligen Unterschied der Kirchen, welcher ihn und die sizilianische Gräfin trennte. Sie gehörte dem katholischen Glauben, er dem evangelischen an. Er war nun der Sarazene und Ungläubige ihres Liedes; sie die in Liebes- und Glaubenstreue sterbende Christin. Und durch seine Schuld war geschehen, daß ihr nie Ahnung geworden, einem vom Fluch der römischen Kirche beladenen Ketzer das arglose Herz zugewendet zu haben. Denn, wie er auf Reisen pflegte, hatte er, Anstoß zu meiden, sich von den gottesdienstlichen äussern Bräuchen der Länder nie entfernt, in denen er leben mußte. Jetzt überfiel ihn mit dem Schmerz, welchen die Gewißheit eines unvermeidlich gewordenen Scheidens gab, Reue. Er saß mit gesenkten Augen in Betrübniß und stillem Verzweifeln da, als die letzten Lautentöne verhallten; und schien nicht zu beachten, daß die Frauenzimmer Blicke auf ihn richteten, vermuth-

lich die üblichen Bezeugungen von wohlverdienter Bewunderung erwartend.

„Allerliebst, ich habe doch unserm Signor Linthi ein Schläfchen über die Augen gesungen!“ rief Beatrice lachend, indem sie aufstand und die Guitarre abgab. „Nein, er schlägt die müden Augen auf. Nun gesteh'n Sie uns, in welchen schönen Traum hab' ich Sie eingewiegt? Erzählen Sie geschwind.“

„Mit nichten, meine Gnädige!“ antwortete Linthi. Umgekehrt, Ihr anmuthiger Gesang entzauberte mich von einem langen Schlaf. Er riß mich aus einem schönen Traum.“

Den Damen schien dies die Einleitung zu einer anziehenden Unterhaltung. Sie forderten ihn auf, sie mit der Schönheit dieses Traumes bekannt zu machen. Plötzlich aber trat einer von den Dienern der Marchesa in den Saal, fast odemlos, und flüsterte seiner Herrin in ehrfurchtsvoller Stellung einige Worte. Die Marchesa wandte sich darauf mit ernster gewordenem Gesicht gegen die Gesellschaft, und sagte mit feierlich-ruhiger Stimme: „Gott wolle sich der abgeschiedenen Seele meines Bruders in Gnaden erbarmen. Graf Alvaro di Ribera ist gestorben!“ —

Diese Nachricht störte die bisherige Heiterkeit der Versammelten. Fortunatus und die

übrigen Damen äusserten der Marchesana und deren Nichte ihr Beileid, die jedoch beide weder den Ausdruck großer Traurigkeit zeigten, noch die Aeusserungen des Mitschmerzes von den Anwesenden für mehr, denn einen üblichen Zoll der Höflichkeit nehmen zu wollen schienen.

Madonna Vioganni erklärte, daß der Leichnam in das Erbbegräbniß nach Sicilien hinübergeführt werden müßte; daß sie dafür, so wie für Bewachung des Todten, für Haltung der Seelmessen u. s. w. vorläufige Anordnungen treffen, und sich selbst, schon des Anstandes willen, in das nicht weit entfernte Trauerhaus begeben wolle. Ihre junge Nichte aber, Grausen gegen die Todten hegend, bat von der Erfüllung dieser Pflicht entlassen zu werden. So entfernte sich die Marchesa, begleitet von zwei ihrer Gesellschafterinnen und dem Diener. Die Gräfin und eine der Damen, nebst Herrn Linthi, gaben ihr durch den Garten in der Abendämmerung das Geleit.

Die zurückgebliebene Gesellin Beatricens verlor sich aber, wie durch Zufall, von ihr, aus dem Garten, und ließ sie mit Fortunato allein in den Gängen desselben umherirren.

„Mög' er Ruhe im Grabe finden!“ sagte die Gräfin, „und vor Gott Vergebung seiner Sünden, unter welchen Brudermord wahrlich keine der kleinsten ist. Auch ich will zahlreiche Messen

für ihn stiften. Sein Tod hat mir Sicherheit und Ruhe wiedergegeben. Ich bin frei, nun ich vor den Gewaltsamkeiten Ribera's nicht länger zittern darf. Zwar die Marchesana liebt mich nicht; aber sie kennt auch keinen Haß. Sie hat nie einen andern Grimm, als gegen den Bruder gefühlt, über dessen Leiche sie jetzt Thränen zur Schau ausstellen wird. Aber trügen mich meine Vermuthungen nicht und glaubt sie, als Schwester meines Vaters, zu Gunsten eines gewissen gichtbrüchigen Prinzen über eine Hand verfügen zu dürfen, die ihr nie gehorchen wird: so trenn' ich mich auf immer von ihr.

— Das werden Sie nicht. Die Marchesana hängt mit Liebe an Ihnen! — sagte Fortunatus.

„Liebe? O glauben Sie das nicht, Signor Fortunato. Sie hat das Wort in ihrer Jugend gelernt und nie verstanden. Sie hat ihren Bruder nicht, sie hat ihren Gemahl nicht geliebt. Sie hat keinen Raum für irgend ein Gefühl guter oder schlechter Art in ihrem trocknen Herzen mehr übrig. Sie würde selbst von keinem Haß, von keiner Rache gegen den Grafen Ribera Empfindung gehabt haben, wenn er sie nicht erst um eine beträchtliche Summe Geldes betrogen, dann bei der Königin, als heimliche Anhängerin der Franzosen, verdächtigt hätte, daß ihr der Hof verboten

wurde. Sie ist die reine, eiskalte Selbstsucht des Stolzes. — Aber sprechen wir von angenehmern Dingen. Nicht so, lieber Freund, Sie erzählen mir von Ihrem langen schönen Traum? Es thut mir recht weh, daß ich ihn unterbrach. Ich bitte, weigern Sie sich nicht.“

— Erlauben Sie, daß ich schweige. Unmöglich kann ich es mündlich thun. Sie sollen ihn erfahren, dann aber schriftlich.

„Und was darf mein edler Freund mir nicht unmittelbar vertrauen? Warum vergelten Sie meine furchtlose Aufrichtigkeit gegen Sie mit anderer Münze? Sie sind bisher Hort und Schutz und Freude und Zuversicht des Lebens gewesen, das Sie aus den Fluthen zogen; wollen Sie nun, sogar in Kleinigkeiten, zum Geheimniß für dasselbe werden?“

— Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich stumm bleiben.

„Stumm? Wie, im Ernst? Ihr Traum mehr, als Scherz? Dann will ich Sie mit ihm noch weniger loslassen. Oder, theurer Fortunato,“ fuhr sie leiser lispelnd fort, indem sie sich im Gehn seitwärts zu ihm neigte, und ihre Hand in seinen Arm legte, „oder ist die Furcht, die mich seit gestern quält, nicht ohne Grund?“

— Darf ich diese Furcht wissen, schöne Gräfin?

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie,

mit gesenktem Haupt, wie vor sich hin: „Der Creole war Ihnen mehr werth, als die Gräfin Piviafranca. Nur Großmuth und Mitleid zogen Ihre schöne Seele zu dem unglücklichen Knaben. Die Nichte der Marchesana bietet kein Interesse mehr für das edelmüthige Herz Fortunato's. Sprechen Sie es nur aus: blos hohes Mitleiden fühlten Sie meinetwillen?“

— Ich bitte, theure Gräfin, tragen Sie dies Mitleiden nun mit mir. Der Traum ist aus.

„Also, Sie träumten? Und was?“

— Mir träumte — — theure Beatrice, zürnen Sie nicht — — das Bild meines geliebten Creolen ist seit gestern verwischt, aufgelöst, verschmolzen — — nicht in das Bild der Gräfin von Piviafranca — — nein, beim Himmel, nein! Ich kenne diese kaum. Die Gräfin und ich! Wir stehn in unermeßlicher Ferne auseinander — —

„Das muß wohl der Fall seyn, lieber Fortunato, denn meine Ohren vernehmen zwar noch Ihre Stimme, aber ich verstehe in der ungeheuern Entfernung kein einziges Ihrer Worte. Also?“

— Der Creole ist vergessen! Beatrice, und nur Beatrice konnte ihn aus Gedächtniß und Herzen verdrängen.

„Dabei wäre nun nicht viel verloren gegangen, scheint mir's. Fahren Sie fort in dieser

Nähe zu sprechen, dann fang' ich an, Sie zu verstehn."

— Mir träumte, o Beatrice, ich dürfe, ich müsse Beatricen anbeten — — lieben — —

„Das träumten Sie, Fortunato?" sagte die Gräfin leiser und stützte sich fester auf den Arm des Jünglings. „Also Traum?"

— Da ward ich gewahr, ich sei der Sarazene Ihres Liedes, und Beatrice die sterbende Christin.

„Ihr Traumgott war nicht gütig. Gut, daß Sie erwachten."

— Nein, ich ward es erst im Erwachen gewahr.

„Es kommt mir vor, Sie verirren sich, in Verwechslungen Ihrer Zustände. Sie wachten im Traum, und träumen im Wachen."

— Beatrice, Heilige, wenn ich nun in Ihrem Augen zum Sarazenen würde?

„Versuchen Sie's. Oder — — ich will nicht hoffen, Signor Fortunato, daß im Schweizerlande noch Sarazenen wohnen."

— Aber evangelische Christen.

„Was wollen Sie damit sagen? Christen nach dem Evangelium?

— Ja, aber ohne Papst, ohne Klöster, ohne Messe, ohne — —

„O, ich verstehe. Sie meinen dergleichen

lutherische Ketzer, und Heiden? Die Engländer sollen auch, sagt man, dem heiligen Vater nicht gehorchen. Sie haben ihren eignen Gottesdienst."

— Sie sind Christen, aber evangelische. Auch ich, theure Gräfin, bin kein Katholik.

„Sie scherzen, edler Freund. Sie sind ein zu frommer, ein zu vernünftiger Mann, um an jenes lutherische Heidenthum glauben zu können. Warum sagen Sie mir nicht noch, Sie wären ein Jude? Und wozu überhaupt dieser geistlose Scherz? Sah ich Sie nicht selber oft mit mir in der Meßandacht?"

— Ohne Rücksicht auf die Kirchen, theure Gräfin, und ohne Rücksicht auf deren Gebräuche, Feierlichkeiten und besondern Lehrsätze, kann ich in allen christlichen Tempeln Gott anbeten im Geist Christi. Auch ich bin Christ, wie Sie, aber kein römisch-katholischer.

„Sie erschrecken mich, Signor Fortunato!" rief sie, ließ seinen Arm fahren und trat einen Schritt von ihm zurück! „Sagen Sie, um Gottes und aller seiner Heiligen im Himmel willen: nein! Sagen Sie: nein!"

— Fordert mich Beatrice zu einer Lüge auf? Ich kann nicht gehorchen.

Zitternd ergriff Sie seine Hand und mit flehentlich-schmeichelndem Tone sagte sie: „O Fortunato, wenn ich je Ihrer Freundschaft werth

gewesen bin, dann, bei dieser Liebe, bei meinem und Ihrem ewigen Heil beschwör' ich Sie, vergessen Sie die heidnischen Irrthümer, kommen Sie zu uns Andern in den Arm der alleinseligmachenden Kirche.“

— Theure Beatrice, religiöse Ueberzeugungen sind Bündnisse mit Gott und Ewigkeit. Wir können sie heuchlerisch draussen mit den Lippen abläugnen, aber sie stehn unvertilgbar in uns. Sie sind selbst von unserm Willen unabhängig. Sie sind der ganze Inhalt unsers Wissens und Gewissens. Daher gehn sie nicht aus unserm Willen, sondern der Wille geht aus ihnen hervor. Ueberzeugungen vertilgen, hieße den Geist vertilgen wollen. Könnten Sie, wenn man Sie auf den Knien bitten, wenn man Sie mit Höllenqualen bedrohen würde, den Glauben an Ihr eignes Daseyn, an Erd' und Himmel, in sich vernichten? Wenn Sie auch wollten, es läge ausser Ihrer Macht. — O Beatrice, möchten Sie mich als öffentlichen, täglichen Lügner sehn? Ich wäre Ihrer Achtung von dem Augenblick an unwürdig.

„Fortunato!“ rief sie aus beklemmter Brust: „das ist entsetzlicher, als Schiffbruch!“

— Ich ehre Ihren frommen Glauben. Er ist mir heilig. Ehren Sie den meinigen. Er ist mir heilig. Und böte man das Schönste, was was der Erdball trägt, Beatricens Herz — —

und Beatricens Hand — — um den Preis der ehrlosesten aller Lügen würd' ich das höchste Gut nicht kaufen.

„Mir ist unwohl, Signor Fortunato," sagte sie mit matter Stimme, „kehren wir zurück."

Indem er, um ihre Gesundheit besorgt, sie gegen das Landhaus führen wollte, trat ihnen die Dame entgegen, von der sie zuletzt verlassen waren.

„Gute Nacht, Signor Linthi!" sagte die Gräfin, indem sie sich auf den Arm der Gesellschafterin stützte, „mir thut Ruhe wohl. Ich begebe mich in mein Schlafgemach."

Fortunato sah bestürzt ihr nach. Dann wandt' er sich mit tiefem Seufzer und eilte seiner Wohnung zu.

35.

Das Ende der Dinge.

Wie Tag und Nacht die wechselnden Kehrseiten alles Lebens in der Natur sind: so ist auch der Mensch des Abends und der Mensch des Morgens sein voller Gegensatz. Nach Sonnenuntergang fühlt sich der Starke schwächer, der Muthige feiger, der Freigeist abergläubiger. Es ist wohl eben darum allen Völkern der Erde gemein, erst wenn das Tageslicht weicht, den Reiz geistiger Getränke instinktmäßig gegen Nacht-

empfindungen der Ohnmacht, Sorge und Bangigkeit zu suchen. Nur Trunkenbolde zechen beim Morgenroth; aber beim Abendroth verschmähte auch Sokrates den rosenbekränzten Becher nicht. —

Herr Linthi kämpfte bis tief in die Nacht hinein, in fieberhafter Erregtheit seines Wesens, schweren S elenkampf, und vollendete ihn nicht. Die Vernunft rief: „der Roman ist zu Ende, du sollst entsagen!“ — Die Leidenschaft der Liebe rief: „nun erst muß der Roman des Lebens beginnen; mög' er einst mit Untergang oder Sieg schließen!“ Unter wechselnden Entwürfen, die sich gegenseitig bestritten, wie das paulinische Doppelgesetz der Menschennatur, entschlief er endlich in einem Zustande von Entkräftung. Ein Starker erwacht' er am Morgen, und kannte keinen andern Willen, als den Willen seiner Pflicht. Er beschloß, noch heut das Meer zwischen sich und Beatricen zu legen und ihr die Ursache seiner Abreise schriftlich mitzutheilen. Ohne zu wanken, begab er sich sogleich auf die Burg von Scilla, wo ihm der wackere Berner den Paß nach Sicilien ausfertigte; dann in die Stadt zurück, um seine geringe Fahrhabe einzupacken und den Abschiedsbrief zu schreiben.

Beim Landen trat ihm ein Diener der Marchesana mit der Bitte entgegen, ihm zu seiner Herrin folgen zu wollen, welche auf einem ein-

samen Lustgang der Morgenluft genieße und nach ihm verlange. Er folgte. Er fand die Signora Vioganni auf dem öffentlichen Platz vor der Stadt, sinnig in einem Schattengange.

„Signor Linthi,“ redete sie ihn nach gewechselten Begrüßungen und Entschuldigungen an: „die Gräfin Beatrice, meine geliebte Nichte, hat eine schlaflose, traurige Nacht verlebt. Es ist mir unbekannt, was sich gestern während meiner Abwesenheit zwischen Ihnen und ihr ereignet haben mag. Auch liegt mir wenig daran, es zu erforschen, da ich des Uebels schon zu viel weiß. Ich hoffe, Sie werden, als Mann von Verstand, auf männliche Weise mit mir reden. Darum ließ ich Sie berufen.“

— Ich erwarte in aller Ehrerbietung Ihre Befehle, gnädige Frau! — sagte Fortunatus gelassen, dem schon, was er hören sollte, Ahnung war.

„Ohne Umwege also zur Sache!“ fuhr die Marchesa fort mit einem Gesicht, welches den Schein einer vornehmen Gleichgültigkeit annehmen wollte, und doch in einzelnen Zügen und Blicken Verdrüß, Verlegenheit und gewaltthätig drohende Entschlossenheit nicht verhehlen konnte: „Es war der unseligste Zufall, mein Herr, der Sie auf dem Unglücksschiffe zu meiner Nichte führte, und eben Sie zum Retter derselben machte.“

— Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden die

Güte dieses Zufalls nicht anklagen, der Ihnen das edle Leben der Gräfin bewahrte.

„Es können Umstände und Zeiten eintreten, Signor Linthi, da ein schuldloser Tod wünschenswürdiger, als ein Daseyn voller Schmach und Thränen wird. Ich muß Ihnen mehr sagen. Sie, mein Herr, waren es, ob Sie es läugnen wollen oder nicht, steht Ihnen frei und gilt mir gleich, Sie waren es, der alle Klugheit und Vorsicht der Signora Rosa di Centi vereitelte."

— Meines Wissens führte ich mit der Klugheit dieses Frauenzimmers weder feindlichen noch freundlichen Verkehr.

„Gebenedeite Gnadenmutter! wozu länger dies trotzige Läugnen, wenn die Thatsachen schreien? Man hatte meiner armen Nichte in Triest das abscheulichste Mohrengesicht gegeben, und sie in die Livree eines Jokei gesteckt, Alles auf Ribera's Befehl, damit Niemand unterwegs die Gefangene erkenne, oder, von ihrer Schönheit gerührt, Mittel zur Flucht schaffe. Aber trotz Verkleidung und Entstellung erriethen Sie, mein Herr, Beatricens Geschlecht, und es gelang Ihnen, dem erfahrungslosen Kinde eine Leidenschaft einzuflößen, in der es nur noch Entehrung und Elend findet."

— Signora! — erwiederte der Schweizer ruhig und kalt: Nehmen Sie es gefälligst, als Zoll von Hochachtung, welchen ich Ihrem Ge-

schlecht weihe, wenn ich nach diesen etwas unbedachten Vorwürfen Ihnen nicht mit Verachtung den Rücken zukehre. Nie, auch nur im Traume, fiel mir bei, daß Cecchino eine Gräfin aus Sicilien sei. Der Einfall wäre selbst der donquixotischen Einbildungskraft vernarrter Romanenleser zu stark gewesen.

„Nicht doch, mein Herr, ich bitte: kein Aufbrausen! Verletzen wir die Gränzen des gemeinen Anstandes nicht. Ich selber entschuldige Sie allerdings. Sie mußten damals glauben, mit einer Person Ihres Standes zu thun zu haben. Sie sind zu verständig, zu bescheiden, um nicht zu fühlen, daß zwischen dem Sohn eines Schweizer-Zuckerbäckers und einer Tochter aus dem herzoglichen Hause Piviafranca — — Heiligste Jungfrau! man kömmt bei dem Gedanken von Sinnen.“

— Signora Marchesana, ich glaube Ihre Besorgnisse zu verstehn, und bin im Begriff, Ihnen, soviel an mir liegt, jede Beruhigung zu gewähren. Ja, Signora, gern bekenn' ichs, eine Leidenschaft zehrt an meinem Leben, die unter Verhältnissen gewaltig ward, welche dem feinsten Scharfblick die unschuldigsten und gefahrlosesten von der Welt scheinen mußten. Ja, ich liebe Beatricen, mit einer Liebe, die erst mit meinem Leben enden kann — —

„Allerheiligste Jungfrau!“ schrie voll Ent-

setzens die Marchesa, welche die fromme Gewohnheit zu ehren schien, ihren Andachtsseufzer da auszustoßen, wo Andere zu fluchen pflegten: „das soll mir Beruhigung seyn? Nichts beruhigt mich, als Ihre eiligste Abreise. Gehn Sie in Ihre Schweiz, oder nach Afrika, wohin Sie wollen! Es soll Ihnen am Reisegeld nicht fehlen.“

— Ich werde Sciglio verlassen — —

„Aber heut, aber noch zu dieser Stunde! Meine Nichte ist eine Rasende. Wer weiß, wessen sie fähig wäre? Schwören sollte man, — Signor, ich werfe damit keinen Verdacht auf Sie! — es sei ihr ein Liebestrank beigebracht worden. Mutter der Barmherzigkeit! was ich erleben muß!“

— Hoffen Sie, gnädige Frau, daß meine Entfernung nach und nach den Frieden herstellen werde.

„Nur Entfernung kann es. Und was auch erfolgen möge, Rettung oder Tod — — Gott und die Allergebenedeiteste mögen es verhüten! — aber keine öffentliche Entehrung! Sie begreifen das, Signor. Ja, ich hätte von Ihnen erwartet, daß Sie selber versucht haben würden, die Unglückliche von ihrem Wahnsinn zurückzuführen. Es war Pflicht, sobald Sie den Rang der Gräfin vernahmen. Sie konnten ferner von keiner Verbindung mehr träumen — —

— Ich träumte dergleichen wahrhaftig um

so weniger, gnädige Frau, da sie der katholischen Kirche angehört und ich dem protestantischen Glauben.

„Dem protestantischen — —?“ rief die Marchesa und betrachtete den Schweizer mit dem Ausdruck einer Ueberraschung, welche über ihr ganzes Gesicht ganz unerwartete Heiterkeit verbreitete: „Wenn auch, Signor Linthi, wenn auch! Sie sind ein braver, ehrlicher Mann. Ich hege kein Mißtrauen gegen Sie. Doch bei dem Allen ists immer wohlgethan, unser Land zu verlassen. Ich werde Ihrer stets mit Gewogenheit gedenken.“

Sie warf den Rosenkranz von ihrem Strickbeutel zurück und öffnete den Letztern, um darin zu suchen. Ihre ungewohnte Freundlichkeit erregte in Fortunatus Widerwillen und Verachtung, denn die Ursache der plötzlichen Verwandlung war ihm nicht entgangen. Wohl nie mochte der frommen Dame das Daseyn der Ketzer auf Erden willkommener gewesen seyn, als diesen Augenblick; man sah ihr's an, sie würde, wäre noch keine Ketzerei vorhanden gewesen, für die Erfindung derselben freudige Dankopfer auf den Altar gelegt haben.

„Nehmen Sie diese Kleinigkeit von mir an!“ sagte sie mit herablassender Güte und hielt ihm zwei kleine Goldrollen in offener Hand entgegen.

— Signora Marchesana, — sprach er voll stolzen Unwillens: wären Ihre Gnadenbezeugungen auch in minder demüthigender Weise dargeboten, ich würde nicht im Fall seyn, davon Gebrauch zu machen.

Er entfernte sich, nach flüchtiger Entblößung des Hauptes, sobald er die wenigen Worte gesprochen, so rasches Schrittes von der Dame, daß er verschwunden war, ehe ihre Goldrollen in den Strickbeutel zurückfallen, und ihre Fragen, die sie mit empfindlichem Ton an ihn richten wollte, sein Ohr finden konnten.

„Das ist das Ende der Dinge für mich!“ rief er, als er auf seinem Zimmer das Schreibgeräth ordnete, um der Gräfin Beatrice sein Lebewohl zu sagen. Aber er rief jenen Gedankenseufzer, nicht etwa, wie man vermuthen könnte, in wehmüthiger oder wohl gar weinerlicher Stimmung aus, sondern es war das nur Nachrauschen von einem innern Gewittersturm, Widerhall eines Grollens mit Welt und Schicksal.

„Zürnen Sie mir nicht, theure Gräfin,“ schrieb er an Beatricen: „ich verlasse in diesen Augenblicken Sciglio, wider Ihr Gebot; aber auf den Ruf meiner Pflicht, meiner Ehre, ja selbst meiner Liebe für Sie. Ich darf von Ihrem Herzen keine Liebe fordern; nur Achtung. Ich bleibe dieser [illegible]r durch meine Flucht würdig. Wir beide

sind nicht die Letzten, nicht die Ersten, welche, durch den Zwiespalt menschlicher Ordnungen mit den Ordnungen der Natur, ein gebrochenes Herz davon tragen. Verschiedenheit unsers Vermögens, unsers Ranges, unserer Kirchen verdammen den Bund unsrer Seelen, den zu meiden, nicht von uns abhing.

„Leben Sie wohl! Nun ist mein Leben leer. Das Vergangene hat allen Zweck verloren, das Kommende alle Macht der Anziehung selbst für müßige Neugier. Mein Leben ist leer. Nur der Stolz des Bewußtseyns erhebt mich gegen ein unverdientes Geschick, und gewährt Trost, inzwischen das Herz verblutet, welchem die allesheilenden Stunden keinen Balsam bringen können.

„Klagen Sie nicht, edle Gräfin. Der Himmel liebt Sie mehr, als mich. Er scheidet Sie von mir, daß ich Sie nicht mit hinab in meine verderbenreichen Schicksale reiße. Immer trachtete ich des Guten zu thun, was ich vermochte; aber Alles mußte für mich unfreundlichen Ausgang haben. Wer sich mit mir verband, ward zum Unglück reif.

„Ich bin geringer Herkunft in der Welt, nicht in der Natur. Darum häng' ich dieser an; verschmäht mich jene. Ich kann mich mit der Gemeinheit und Flachheit der meisten Sterblichen nicht gemein und flach machen; darum gehe ich in

ihr als ewiger Fremdlig, und irre umher durch die Länder und Jahre, wie der ewige Jude durch die Jahrhunderte, suche meine Ruhe und finde sie nicht. Dem sogenannten Glück habe ich noch keinen Strohhalm zu danken, auf welchem ich schlafen könnte. Was ich erwarb, danke ich eigner Anstrengung. Darum bin ich arm. All mein Reichthum liegt in meinem Gewissen. Der Eitelkeit der Mächtigern, oder Begütertern den Hof machen, heißt, Bettlergewerbe treiben; und für eignen Vortheil Recht, Unrecht, Wahrheit, Lüge, wie ein Kartenspiel mischen, heißt, auf vornehme Art stehlen. Ich bin zu stolz, ein Bettler, und zu ehrlich, ein Dieb zu werden.

„An Sie, meine Gräfin, entsag' ich mir, zu denken; und einen andern Wunsch hätte ich wohl noch, aber weil er mein Wunsch ist, bleibt er erfüllungslos. Ich möchte meine Tage in einer Einöde fristen können, wo mich niemand nennt und kennt. Nur die reinern Herzen, nur die weisern Menschen sind die Unglücklichsten hienieden, und müssen es nothwendig seyn, weil sie in ihrem ganzen Wesen Widerspruch mit dem übrigen Haufen der Sterblichen sind.

„Was soll ich unter allen diesen Verlarvten, die Besseres von sich heucheln, als sie sind, oder feiger Weise nicht wagen, so gut zu handeln, als sie denken? Was soll ich unter verschmitzten

Thieren in menschlicher Tracht, die an das Ewige glauben, und für das Irdische athmen? Oder inner den Mauern der Kirchen, nicht im Geist Christi, Gott ehren? Die den Schein mit dem Wesen, den Mann mit seinem Rock, den Namen mit der Sache blind, oder muthwillig verwechseln?

„Gute Nacht, theure Gräfin, denn meine Nacht ist schon da, ehe der Leib im Grabe liegt. Ich wandle unter den Lebendigen als ein Verstorbener.

„Gute Nacht, o mein unvergeßlicher Cecchino! Warum warf Dich ein schadenfrohes Schicksal an mein Herz, um es zu zerschlagen? Oder warum mußt' ich Dich wiederfinden unter Edelsteinen und Perlen; nicht als die Aermste der Bettlerinnen unter einem Schilfdach? Ich würde die Welt wieder geliebt haben, denn Du allein wärst sie gewesen. Ich hätte an eine Vergeltung schon auf Erden geglaubt.

„Weine nicht, bewundernswürdige Dulderin, Du warst ja schon erhaben, einst in Deiner Knechtsgestalt über Verfolgungen des Verhängnisses. Dulde, du Heilige, und blicke aufwärts! Was hat die unsterbliche Liebe derer, die ewig sind, vom Fluch dieser vergänglichen Welt zu fürchten? Sind wir nicht beide des höchsten und ewigen Adels? Sind wir nicht göttlichen Geschlechtes, und das Allerhöchste der Wesen, ist es nicht unser

Vater? Hienieden schmiedet wohl menschliche Thierheit ihre Ketten und Grafenkronen; baut ihre Scheiterhaufen und Kirchen. Ueber den Sternen gelten keine Kronen, keine Kirchen; sie bleiben todte Erde auf todter Erde zurück. Im Reiche der Geister herrscht ein anderes Maß und Gewicht. Blick' aufwärts, meine Beatrice! glaube, liebe, dulde!"

Er schloß diesen Brief. Seine Stirn war düster, sein Auge trocken, seine Wange glühend. Bald umfing der Habersack seine wenige Fahrhabe. Des Fischers Weib verhieß, das versiegelte Schreiben, Hand zu Hand, der jungen Gräfin zu überliefern. Der Fischer selbst begleitete ihn zum Ufer, wo seiner schon ein Boot harrte, mit sechs Ruderern besetzt, wie er es verlangt hatte. Man stieß vom Lande.

36.

Die Charybdis.

Weite Ruhe wohnte über den Wassern. Lange vernahm das Ohr keinen andern Laut, als den einförmigen, zeitweisen Schlag der Ruder, welchen bald der heitere Sang der Schiffer melodisch begleitete. Das Meer glich einem stillen, großen Landsee, fast rings umufert; rückwärts die anmuthsvollen Gestade Calabriens; vorwärts in veilchen-

blauem Duft, das bergige Sicilien über der Spiegelfläche der Meerenge schwimmend, mit seinem Wahrzeichen am Himmel, dem wehenden, wolkigen Rauch seines Aetna.

Je tiefer das Boot in die See stach, je großartiger rollten sich die prächtigen Küstenlandschaften aus einander, mit dem grünenden Zickzack der Vorgebirge und einspringenden Buchten, den weich emporschwellenden Hügeln, bestreut von Dörfern und weißglänzenden Landhäusern zwischen Obst- und Orangehainen, Wein- und Oelgärten und Fruchtfeldern. Die ganze Luft war vom Wohlgeruche der Blüthen Calabriens schwer. Hier traten die niedrigen Gebäude von Pezzo dicht ans Wasser, wie ihren Fuß darin zu baden; entfernter glänzte das schöne Reggio herüber. Als wollte Italien wieder der von ihm getrennten Trinacria zum Verein Hand bieten, streckte sich das Vorgebirg Cenide ins Meer hinüber, und das Cap Peloro drüben seine sandige Landzunge mit dem einsamen Leuchtthurm her.

In untheilnehmendem Mißmuth saß der Schweizer, von einem Segeltuch gegen die Strahlen der Juniussonne geschirmt, auf der Barke, ohne vom Lächeln der Natur gerührt zu seyn. Stirn und Auge verkündeten finsteres Nachdenken des beleidigten und trotzigen Stolzes. Gleichgültig streifte sein Blick über Sicilien hin, wie es aus dem

Ocean majestätisch emporstieg; ein ungeheurer Weltaltar, von dessen Gipfel die silbergraue Rauchsäule des ewigen Opfers zum Himmel wirbelt. Das stolze Messina, am Fuß seiner Hügel, prangte ihm umsonst mit neuen Palästen und malerischen Trümmern und der Panchetta *) des Hafens entgegen. Als ihn seine Ruderer diesem nahe gebracht und unterwegs die dem Alterthum furchtbaren Charybdis-Strudel gezeigt hatten, wo sich jetzt noch leichtgekräuselte Wellen gefahrlos zum spielenden Tanze ringeln, murmelte er leise vor sich: „Wohl einer andern Scilla bin ich entronnen, und, wer weiß denn, welche Charybdis meiner nun harrt!“

Dieser Einfall, zu viel schon gebraucht und verbraucht, um damit auch nur einen Augenblick lang in der Vorstellung zu tändeln, lastete bald, als schwere Ahnung, auf ihm. Denn bald genug mußte er erfahren, daß hier in Messina, am Ziel seiner Reise von Triest, der ganze Zweck derselben verfehlt sei.

Es gelang ihm, nicht ohne Mühe, noch am Tage seiner Ankunft eine bescheidene, aber freundliche Wohnung im Hause eines Rechtsgelehrten zu

---

*) La Panchetta nennen die Messinesen den geräumigen und schönen Lustweg längs dem Ufer.

finden. Die Gasthöfe von Messina waren, wenigstens damals noch, von der Gattung derer, in welchen die einkehrenden Fremden den Wirth zu ihrem Gast machen und bewirthen müssen. Ohnehin sah Fortunatus voraus, daß er in dieser Stadt zwar nicht bleibende Stätte finden, aber längern Aufenthalt nehmen würde.

Sobald die kleinen häuslichen Angelegenheiten geordnet waren, wozu man auch Vermehrung und Ergänzung seiner Bekleidungen zählen muß, um sich in Gesellschaften geltend zu machen, verwendete er die ersten Tage, jenen Brieffreund aufzusuchen, nach dessen Rath er gen Messina gekommen war. Eigentlich bedurfte es für ihn keiner Tage zum Suchen. Denn er empfing früh genug Gewißheit, daß der gute Freund, von dem er freilich übel berathen worden, nicht zum Regiment Wattewyl, sondern Frohberg gehört habe, aber in Malta bei einem Aufstand der dortigen Soldaten, nach schweren Verwundungen, gestorben sei.

Wie gefällig die Schweizeroffiziere ihrem Landsmanne auch begegnen mochten, konnten sie ihm doch für seinen Wunsch, nämlich einer der Ihrigen zu werden, nur trübe Aussichten weisen. Es mangelte erstlich den Regimentern im englischen Sold keineswegs an Offizieren, nur an Soldaten; zweitens war auch das Loos der Haupt-

leute selbst, in Sicilien, so karg an Freuden, daß der Ehrenstand des Ladendieners bei irgend einem stattlichen Krämer daneben beneidenswerth heißen konnte. Das Schlimmste von Allem noch war, daß niemand den guten Fortunatus persönlich kannte, der sich über die Glaubwürdigkeit dessen, was er von seiner Herkunft, seiner Begangenschaft oder von seinen Schicksalen zuvorkommend genug erzählte, durch nichts ausweisen konnte, als durch die Ehrlichkeit seines Gesichts. In Geld- und Amtsgeschäften aber zieht man heutiges Tages gute, gültige Papiere dem ehrlichsten Gesicht von der Welt vor. Und leider waren, beim Schiffbruch der Austria, auch Linthi's Papiere ein Raub der Wellen geworden.

Er bemerkte sehr bald, daß, eben dieses Umstandes willen, diejenigen seiner Landsleute, welche er angesprochen hatte, geringe Einläßlichkeit zeigten. Das schreckte ihn vom Versuch zurück, sich noch den Uebrigen zu empfehlen oder aufzudringen. Und so stand er, gleich in der ersten Woche, auf sicilischem Boden einsam, ohne Bekannten, ohne Freund, ohne Zweck, ohne Geschäft, und im Umgang auf sich selbst beschränkt.

Eine solche vollständige Verlassenheit könnte Manchen zur Verzweifelung getrieben haben. Unser Schweizer hingegen ließ sich dieses Ungemach keineswegs nahe gehen. Eine lange Reihe wider-

wärtiger Ereignisse schien seine Gefühle abgestumpft zu haben. Er stellte sich vor die Landkarte von Europa, welche an der Zimmerwand seines rechtskundigen Wirthes zur Schau hing. Alle Wege in die weite Welt standen ihm wieder offen; und gleichgültig konnte es ihm seyn, wohin er sich wandte, denn er hatte überall gleich wenig zu suchen und zu hoffen.

In seinen allerdings wichtigen Wahlverhandlungen ward er zuletzt, nicht auf angenehme Weise, durch Sausen und Braüsen und betäubende Schmerzen des Kopfs gestört, die nur Vortrab eines Fiebers waren, welches ihn heimsuchen wollte. Ohne Murren nahm er seinen Platz im Krankenbette ein; er zweifelte nicht, es werde auch zugleich sein Sterbebett werden, und der Gedanke that ihm im Innersten wohl. Er weigerte sich Anfangs sogar, Arzneien zu genießen, ungeachtet der herbeigerufene Aesculap Messina's ihm weitläuftig und mit den gelehrtesten, aber unverständlichsten Kunstausdrücken bewies, griechisch und lateinisch, daß er seine Gesundheit verloren habe. Fortunatus durfte um so weniger an der Wahrheitsliebe dieses würdigen Mannes zweifeln, da das Fieber beinahe vierzehn Tage lang währte. Indessen ist's noch unentschieden, ob die Purgantia und Emetica des Heilkünstlers, oder die kräftige Natur und die sorgfältige Pflege, welche dem

leidenden Jüngling zu Theil ward, mehr dazu beitrugen, ihn so bald vom Bett zu befreien. Die Gemahlin des Rechtsgelahrten, in dessen Hause er wohnte, eine junge, gesprächige, mitleidige Messineserin, ließ sich's nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit die zartesten Pflichten der Gastfreundschaft und des Erbarmens gegen den verlassenen Fremdling zu üben, der ihr eben so beklagens- als liebenswürdig zu seyn schien. Sie wußte ihm mit vieler Artigkeit die Langeweile zu verplaudern, die Arzeneien zu reichen, die Kopfkissen zu legen und, als Genesenden, die stärkendsten Kraftbrühen und Leckereien zu bereiten. Gleichwie die armseligste Predigt, aber von einem guten Redner an das Herz der Gemeinde gelegt, fruchtbringend wirken kann, so wird auch die eitelste Arzenei in den Händen der Zärtlichkeit zum wunderthätigen Heilmittel.

Mittlerweile waren dabei drei, vier Wochen verstrichen, ich hätte sagen können, für Fortunatus verloren, wenn dem, welchem am ganzen Leben nichts gelegen ist, einige Wochen daraus Verlust heißen könnten.

37.

Wiedersehen.

Erst als er sich beinahe so frisch und kräftig denn jemals fühlte, erlaubte ihm seine allzu ängstliche Pflegerin einen Gang in die freie Luft. — Es war ein lieblicher Juliusabend. Er wählte den Weg zur Panchetta. Ein erfrischender Seewind strömte ihm entgegen. Das Gefühl wieder gewonnener Gesundheit gab ihm eine unaussprechliche Heiterkeit. Der Anblick des Meeres, im Hintergrunde von der Küste Calabriens umsäumt, erweiterte sein Herz. Rechts krümmte sich, den prachtvollen Hafen zu bilden und zu schirmen, ein weit in die Meereswogen vorgestreckter Landarm, der Arm des heiligen Rainero, der zu eigenem Schmuck und zum Schutz der Stadt das Castell S. Salvatore trägt; links hob sich, diesem gegenüber, aus den Tagen Karls V, das Gemäuer der Hauptfestung, im Fünfeck gebaut. Der leise schwankende Spiegel des Ozeans, die Ueppigkeit der grünen Hügellandschaft rings umher, der reine, dunkelblaue Himmel über dies Paradies gewölbt, die von Blumenduft gewürzte Luft, welche der Genesene mit jedem Athemzug in langen Zügen trank, — Alles erfüllte ihn mit einer Bewunderung, als wäre er eben zum erstenmale in Gottes schöne Schöpfungen eingetreten.

Plötzlich aber fühlte er sich von hinten umschlungen von zwei Armen, die ihm mit den Händen beide Augen zudrückten. In solchen Fällen soll man den Freund errathen, der uns angenehm überraschen will. Allein der arme Fortunatus schwieg und sann vergebens. Er hatte oder kannte in der Welt, am wenigsten in der sicilianischen Welt, keinen Vertrauten dieser Art. Endlich betastete er, um seinem Gedächtniß durch's Gefühl Beistand zu leisten, die Finger, welche seine Augen verschlossen hielten, und bemerkte an jedem derselben mit wachsendem Erstaunen einen Ring, mit und ohne Edelstein.

„Ich wag' es kaum zu glauben", sagte er zweifelnd und beklommen, und dachte an Beatricen.

„Wagen Sie's doch nur! Ja, lieber Freund, ich bin's selber!" rief eine männliche Stimme. Die Finger liessen los, und mit offenen Augen sah er sich in den Armen Sir Downs. Der Brite riß ihn mit närrischer Freude an sein Herz, küßte ihn, betrachtete ihn dann lange stumm und mit thränenfeuchten Augen, und wiederholte seine Umarmungen.

Fortunatus, weniger durch die unerwartete Wiedererscheinung des längst verloren gegebenen Reisegefährten, als durch die ungewohnten Freundschaftsäusserungen desselben gerührt und betroffen, erwiederte diese aus vollem Herzen.

„Hab' ich's Ihnen nicht vorausgesagt“, rief Sir Down, als wenn er die Ursache von Linthi's Verwunderung errriethe: — „nicht gesagt, ich würde verliebt in Sie werden, wenn ich nicht bei Ihnen wäre? Wie hab' ich Sie gesucht in allen Ecken, Winkeln und Schutthaufen von Messina! Keine Mutter sucht ihr verlorenes Kind mit größerer Seelenangst. Ein halbstummer Brummbär von Schweizeroffizier gab mir vor vier oder sechs Wochen eine Anzeige, die ich auf Sie deuten konnte. Aber alle Spuren gingen von da an aus. Wo kamen Sie hin? Wo steckten Sie? In Palermo, am Aetna, überall lief ich Ihnen nach. O, wie viel hätt' ich Ihnen zu sagen! Aber, ich kann, ich soll, ich mag, ich darf, ich will nicht.“ — Und mit diesen Worten schloß er seinen jungen Freund, den er auf der Austria halsstarrig von sich gestoßen hatte, mit neu auflodernder Freude in die Arme.

„Ich vermuthete Sie längst im Reiche der Todten!“ sagte Fortunatus: „Wie entkamen Sie von Gerace aus den Fäusten der Briganten?“

— Ei nun, durch ein wenig Geistesgegenwart und ein wenig Wunder! — erwiederte Sir Down: — Als das mordsüchtige Gesindel in hellen Haufen eindrang, hielt ich mich, trotz der sorgfältigsten Ausrüstung mit einem verrosteten Degen, verborgen. Sobald ich bei diesen Strol-

chenbanden ein paar englische Uniformen entdeckt hatte, lief ich hinterher, mengte mich unter sie, commandirte halb englisch, halb italienisch, fuchtelte und theilte Rippenstöße aus, bis man mir gehorchte. Ich stellte mich an die Spitze eines Haufens und führte ihn zum Hause Marcoli, um die geracesische Juno, nämlich die schöne Eufemia, pflichtmäßig als ihr Cavaliere servente, in Schutz zu nehmen. Denn Sie müssen wissen, daß ich seit Ihrer Abreise bei der schönen Eufemia Quartier und Gastfreundschaft gewonnen hatte. Die Mordbrenner hielten mich in der That für einen der englischen Hauptleute. Allein der romantische Streich wäre mir — es fehlte kein Haar — bald übel bekommen. Kaum merkten meine zerlumpten Helden, sie sollten, statt das Haus zu plündern, es bewachen, verstanden sie mein Englisch nicht mehr. Das Mordgelichter fiel über mich her, und hätte mir den Garaus gemacht, wären ihnen nicht ein Paar unserer Offiziere, die mich an meinem Geschrei als ihren Landsmann erkannten, mit den Degenklingen in die Rippen gefallen.

„Und die gute Familie Marcoli? und Eufemia?“

— Kamen mit einem kleinen Schrecken davon. Eufemia ward von da an, versteht sich, die Göttin des Tages. Diese calabresische Calypso, Armida und Angelika brachte uns tapfere

Engländer ohne Ausnahme zu ihren Füßen. Keiner entkam ihren Sonnenaugen mit unversengten Flügeln. Leider war das Fest von kurzer Dauer. Das Treffen bei Monteleone jagte uns wieder aus dem Zaubergarten davon.

„Und was ist aus unsern übrigen Austriafahrern geworden?“ fuhr Fortunatus fragend fort.

— Mögen es die Götter wissen! Nur den grundbraven Stauffacher sprach ich hier noch in Messina. Vor zehn Tagen ging er in zahlreicher, aber unsauberer Gesellschaft nach Corfu, nämlich auf einem Transportschiff mit ungefähr hundert und fünfzig gefangenen, meuterischen Soldaten des Regiments Frohberg, die in Malta den größten Theil ihrer eigenen Hauptleute erschlagen oder verstümmelt hatten. — Aber genug von diesem Allem. Jetzt von Ihnen! Wie gefällt Ihnen Messina? Wie lange bleiben Sie?

„Nicht länger, als ich muß.“

— God dam, Sir Fortunatus, Sie sprechen mir aus der Seele! Ein Feenland, ein Himmelreich ist dies Sicilien; aber die Galle läuft unser einem bei jedem Schritt über. Sehen Sie sich um, Sie sehen vielleicht das Schönste von der Insel, und das Abbild der lüderlichsten Herrlichkeit von der Welt; die heilige Jungfrau, die Schirmherrin der Messinesen, aller Orten und

Enden, und dabei das schutzloseste, von seinen Baronen ausgesogenste Volk; den prächtigsten Hafen, aber beinahe ohne Schiffe; Paläste und Ruinen, Zeugen des Erdbebens, die noch seit zwanzig und mehr Jahren nicht vertilgt sind; rings um den Hafen, auf der Panchetta, Alles mit Brunnen und Bildsäulen geziert; aber die Brunnen sind ohne Wasser; und zwischen den steinernen Denkmälern, Schutthaufen und Trümmern, Mönchen, Baronen und Müßiggängern, sehen Sie dort, steht die Bildsäule Ferdinands IV. Das ist das Abbild seines Reichs hier! — Aber kommen Sie. Die Reihe ist an Ihnen, zu erzählen.

Sir Georg nahm den Arm des jungen Schweizers, und dieser erzählte, während sie langsam durch den prachtvollen Lustgang am Hafen wandelten, von seinen Schicksalen, indem er dabei des Creolen nur beiläufig und der Verwandlung desselben zu Sciglio gar nicht erwähnte.

„Ach, und das Beste verheimlichen Sie mir!“ rief der junge Brite, schalkhaft mit dem Finger drohend, indem er stille stand: „God dam, Sir Fortunatus, Sie sind die treuherzigste aller Schweizerseelen! Ich beschwöre Sie, nehmen Sie kein Weib. Sie wären in den ersten vierundzwanzig Stunden verrathen und verkauft. Also Sie wußten in der That nicht, daß der gelbgefärbte Page der gelben Rose von Messina das niedlichste Mäd-

chen unterm italienischen Himmel war? Wo hatten Sie die Augen? Als ich den Creolen zu Gerace näher kennen lernte, ward er mir sogleich verdächtig, und Signora Eufemia beichtete mir nachher lachend, wie man Sie betrogen hatte und betrügen konnte. Trauen Sie, um des Himmels willen, den Weibern nicht, ungeachtet Sie glücklich bei ihnen sind. Sie hatten die Eroberung der eben so schönen als unglücklichen Piviafranca gemacht. Eufemia hat Alles gebeichtet.

Herr Linthi sah sein Geheimniß verrathen. Es schien ihm nicht lieb zu seyn. Er wollte es vermeiden, von dem zu reden, was der größte Schmerz seines Lebens war. Und doch ward er durch die Gewandtheit des Briten immer tiefer in das Gespräch gezogen, bis er zuletzt selber das Herz aufschloß, getrieben vom eigenen Bedürfniß, sich ausklagen zu können. Der Brite war, mehr, als von seiner bisher geäusserten Gemüthsweise zu erwarten stand, bewegt. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Sir Fortunatus! ich ehre Ihr Vertrauen und Ihren Schmerz. Ich kenne diese Wunde; denn ich trage sie noch mit mir umher; aber die meinige ist anderer Art. Sie sind Edelmann im größten Sinne des Wortes; ich bitte um Ihre Freundschaft, deren wahrhaftig mein früheres Betragen mich eben nicht würdig gemacht hat. Ich bin tief in Ihrer Schuld. Sie

sind der Retter meines Lebens. Sie haben das volle Recht, mich zu verachten. Ich werde streben, Sie mit mir zu versöhnen."

Natürlich wollte Fortunatus Erklärungen, wie diese, nicht gelten lassen. Aber der Engländer rief: "Nein, nein! Entschuldigen Sie mich nicht. Ich bin ein Querkopf, ich weiß es; aber schlecht bin ich nicht, und davon wünsch' ich, Sie überzeugen zu können. Der commandirende General Fox ist mein Verwandter. Ich wohne bei ihm. Er kann mir meine Undankbarkeit gegen Sie nicht verzeihen. Ich lade Sie morgen bei ihm zum Frühstück ein, und werde Sie selbst aus Ihrer Wohnung abholen. Jetzt erlauben Sie, daß ich Sie zurück begleite. Denn die Abendluft wird kühl; Sie sind noch in der Genesungszeit, und ich habe Sie in aller Vergeßlichkeit stundenlang und über Gebühr umhergetrieben."

Sir Down führte ihn in das Haus des Rechtsgelehrten. Fortunatus mußte hier, in seinem Zimmer, noch die Neugier des Briten stillen und Beatricens Bildniß zeigen. Dieser betrachtete es lange und sagte: "God dam! ein Engelsgesicht. Ich bedaure Sie, lieber Freund. Sie lieben, Sie werden geliebt. Wissen Sie das Beste? Ist die Gräfin in Messina oder Palermo, oder in irgend einem Winkel Siciliens, so wird sie zu erfragen seyn. Ich kaufe ein paar Strick-

leitern, und wir beide entführen, wie Ulysses und Diomedes, das Palladium von Troja. Ein Hauptspaß wär's! Die Argonautenfahrt ist nicht romantischer gewesen, als unsere Austriafahrt; sorgen wir für einen ächt poetischen Schluß. Nun, das besprechen wir wieder. Adio, Sir. Ich muß zum General, der mich vermuthlich lange schon erwartet.«

Hiemit umarmten sich die jungen Männer. Sir Down flog davon.

[38.]

Verbrüderung.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder heiter gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüths Alles um uns her zu Nacht verfinstert, und darin der letzte Hoffnungs- und Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel senden konnte: glaube doch niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgeloschen seien! Sie leuchten noch über den Wolken. Und alles Leiden ist nur Gewölk. Es entspinnt sich und zerrinnt. — Fortunatus kannte diese Wahrheit so gut, wie jeder; und doch hatte er, eben in den schwersten Augenblicken, da an ihr festzuhalten am dringendsten war, den Glau-

ben an sie verloren, wie es der schwachen Sterblichen Art ist.

Jetzt aber, leicht athmend im innern Wohlgefühl des Gesundens, und unerwartet von einem Freundesarm umfangen, da er in der Fremde verloren zu stehen meinte, fühlte er sein ganzes Seyn und Wesen wieder allmälig in die ihn umgebende Welt hineinwachsen, von der er auf immer losgerissen und die für ihn ein Todtenkörper geworden zu seyn schien. Es blühten wieder links und rechts, wenn auch sparsam, wie Erstlingspflanzen eines neuen Lenzes aus Schneegefilden des winternden Märzes, einzelne angenehme Erwartungen, einzelne kleine Hoffnungen. Am meisten zog ihn die Aussicht auf persönliche Bekanntschaft mit dem britischen Oberbefehlshaber in Sicilien an. Denn Anstellung im englischen Kriegsdienst hatte ihn nach Sicilien gelockt, und sein mäßiger Geldvorrath, welchen er aus dem Schiffbruch gerettet, war durch seine Freigebigkeit bedeutend zusammengeschmolzen. Haushaltungssorge hat von allen menschlichen Sorgen darum die widerlichste Bitterkeit, weil sie nur an leibliche Nothdurft und thierisches Bestehen mahnt. Sie adelt nicht das Gemüth, sie demüthigt nur.

Sir Down erschien zur bestimmten Stunde, und mit einem Antlitz, in welchem die helle Freude strahlte. Er führte Fortunato mit sich, aber nicht in

das englische Hauptquartier, sondern in dasjenige eines der ersten Kriegszahlmeister, bei welchem General Fox, als einem alten Freunde, an diesem Morgen das Frühstück nahm. Sie traten in einen freundlichen Saal, worin schon eine kleine Gesellschaft versammelt war. Sir Down stellte seinen Freund den Damen des Hauses, einer ältern und einer sehr artigen jüngern, Namens Miß Anna Hartley, vermuthlich Verwandtinnen des Bewirthers, dann ihn diesem selber, so wie dem General Fox und einem englischen Schiffskapitän vor, Namens Smith.

Der General, ein Mann von mittlerer Größe, schneeweißen Haaren, etwa sechszigjährig, empfing den jungen Schweizer mit zuvorkommender Güte, und drückte ihm sehr gefühlvoll seinen Dank für den Heldenmuth aus, den er beim Unglück der Austria in Sir Georgs Rettung bewiesen. Auch beim Frühstück, welches auf bekannte englische Weise und sehr köstlich gereicht ward, wandte er sich am liebsten mit dem Wort an ihn, und schon vom Zweck seiner Reise unterrichtet, gab er ihm die tröstende Versicherung, daß für ihn gesorgt werden müsse. „Bleiben Sie einsweilen in Messina. Und sollt' es für Sie beim Regiment Wattewyl und bei den andern fehlen, so weis' ich Ihnen einen Platz an, der Ihren Talenten würdig seyn soll.“

Diese Verheißung zerstreute alle Bekümmernisse des Jünglings um eine anständige Fristung seines bürgerlichen Daseyns. Er ward ganz Dankgefühl, und erzählte nun, aufgefordert von den Damen, mit besonderer Liebenswürdigkeit die Geschichte des Schiffbruchs, wobei Kapitän Smith mehr als einen Fluch dazwischen donnern ließ; dann vom französischen General Reynier und der Schlacht bei Monteleone, wozu der britische Oberbefehlshaber die beissendsten Randglossen über die elende Kriegswirthschaft der Sicilianer machte.

Man war beinahe daran, vom Tische aufzustehen, als der Kapitän den Namen einer Brigg nannte, die diesen Morgen von Gibraltar angekommen sei, und mit welcher General Fox schon längst Depeschen von London erwartet hatte. Dies gab der Unterhaltung eine neue Wendung. Der General äusserte Ungeduld, nicht weniger auch die Damen und mit ihnen Sir Down, um Nachrichten und Briefe aus England.

„He!“ rief der Schatzmeister: „und ich erwarte die Zeitungslisten von London und Fortuna's Huld. Ich habe mir ein halbes Dutzend Loose aufschwatzen lassen. Niemand wollte mir wieder davon abkaufen. Was kann ich Besseres thun, als daß ich meinen lieben Gästen zum Confekt auch eine Hoffnung lege.“ — Er ging, brachte eine Brieftasche und warf jedem der Anwesenden

ein Lotterieloos auf den Teller. Niemand lehnte das Geschenk und dessen ungewissen Werth ab; aber reichlich ward dem Wirthe die Spende mit fröhlichen Scherzen und witzigen Einfällen vergolten.

Wie geistreich und munter auch die Gespräche waren, schien doch Sir Down von einer heimlichen Ungeduld geplagt zu seyn, bald das Ende zu sehen. Er mußte sich daher gefallen lassen, daß der Witz, besonders der Miß Anna Hartley, von den Loosen, neckend den Stachel gegen ihn wandte. Und wie er sich vertheidigen mochte, ward ihm eins ums andere ausgebracht, daß er sogar sechs schönen Messineserinnen zu gleicher Zeit den Hof mache. Endlich, nachdem er genug gequält worden, erbarmte sich seiner der General. Der Aufbruch desselben gab das Zeichen zum Abschiede der übrigen Gäste.

„Gottlob, daß man wieder frische Luft schöpfen darf!" sagte Sir Georg, indem er Herrn Linthi's Arm nahm, um mit ihm die reizenden Anhöhen über der Stadt zu besuchen: „Der witzigste Witz ist zuletzt fades Spiel, wenn das Herz nicht mitspielt. Ich hatte Neuigkeiten, hochwichtige, für Sie; die brannten mich den ganzen Morgen. Aus Furcht, Sie könnten mir in der Gesellschaft den Zerstreuten spielen, wollt' ich sie Ihnen nicht früher mittheilen. Es lag mir

daran, mit Ihrer Person ein wenig Prunk vor dem General zu treiben.«

— Lassen Sie die Neuigkeiten hören.

»Erinnern Sie sich? Gestern schlug ich Ihnen scherzweise die Entführung der Gräfin Piviafranca vor. Heute ist's kein Spaß damit. Legen wir Hand ans edle Werk! God dam, ich sterbe in Messina an Langerweile.«

— Sie sind bei lustiger Laune, Sir.

»Es ist mein eiskalter Ernst, Sir Linthi! Schon gestern Abend erfuhr ich Alles, was zu wissen nöthig ist. Schon diesen Morgen musterte ich mit Kenneraugen die Festung, ihre Stärken, ihre Schwächen, Höhe der Fenster, Beschaffenheit der Hinterthüren. Ich sage Ihnen, die Unternehmung ist Kinderspiel, und der Roman Ihrer Liebe krönt sich mit dem vortrefflichsten Schluß.«

— Ich beschwöre Sie, lieber Freund, kein Wort mehr von der Gräfin! sagte Fortunatus, und durch seine Mienen ging ein Ausdruck finstern Mißfallens an dem Gespräch.

»Nur ein halbes Stündchen von hier wohnt sie!« fuhr der Brite fort: »Auf dem Landgute einer Verwandtin, einer Marchesa Vioganni, wohnt sie, in tiefster, nonnenhafter Eingezogenheit, und tiefster Trauer um einen verstorbenen alten Vetter.«

— Ich will und darf sie nicht wieder sehen, Sir Georg. Drum wird mir der Aufenthalt in Messina zur Pein. Ich werde die Güte des Generals anflehen, mich lieber nach Malta oder Aegypten zu schicken. Ich habe meinen Gleichmuth erst zur Hälfte wieder errungen. Verhüte mein guter Genius, daß ich Beatricen noch einmal begegne. Ich wäre verloren.

„Verloren? Ganz und gar nicht, Sir. Sie fänden Ihr liebes Ich nur im Herzen des schönsten Mädchens von Sicilien wieder. Heben Sie doch ein wenig die Augen auf, und sehen Sie nicht so menschenfeindlich!“

— Stören Sie mich nicht auf meinem Weg, dem einzigen, zum Seelenfrieden, Sir Down.

„Eben führ' ich Sie ja auf dem wahren Weg zum Seelenfrieden. Schlagen Sie doch nur die blauen Augen auf. Sehen Sie dort hinten die malerische, weiße Villa zwischen den Pappeln auf der Höhe? Dort wohnt der süße Frieden der Seele. Es ist die Villa der Marchesa Vioganni.“

Fortunatus blickte empor und wandte sich schnell um. Es schien ihn Zittern zu befallen. „Kehren wir zur Stadt zurück!“ sagte er mit einem Ton des Unwillens, ließ den Arm des Engländers fahren und ging zurück. Sein Begleiter schloß sich ihm wieder an und sagte: „Ich er-

staune, Sir Linthi. Sie also wollen im Ernst nicht, selbst wenn die Gräfin wollte? Sie sind geliebt, Eufemia sagte es mir; Sie selber sagten es mir. Sie kennen die Heftigkeit nicht, mit welcher italienische Herzen schlagen. God dam! ich bin Ihnen noch Genugthuung schuldig von Corfu her, und habe Ihnen mein Leben zweimal zu bezahlen. Hier wäre Gelegenheit zu Allem. Lassen Sie mich machen, Sir Fortunatus. Ich allein setze das Wagstück für Sie durch."

— Und geläng' es, so hätten Sie den vergeblichsten aller tollen Streiche gewagt. Ich bin fest entschlossen, jedem hoffenden Gedanken an Beatricen zu entsagen, und Verhältnisse zu ehren, in welchen die Welt und ihre Ordnung allein bestehen kann. Und wäre die Gräfin groß genug, über die Schranken des kirchlichen Unterschiedes hinweg zu sehen, die den Protestanten von der Katholikin trennen, so wäre ich zu stolz, gleich andern Glücksjägern, armen Rittern und Abenteurern die Gunst eines Mädchens zu mißbrauchen und mir auf Rechnung der Liebe Geld zu machen. Daraus wird nichts, lieber Freund. In meiner Armuth wohnt eine Ehre, in meinem Seelenleiden eine Hoheit, welche ich weder um Tonnen Goldes, noch um die Hand des schönsten Weibes verkaufe.

"Bravo!" rief der Brite und ging eine Weile schweigend neben Linthi her, wie über den

unerwarteten Riß betroffen, welcher ihm durch seine romantischen Entwürfe gezogen worden war. „God dam!“ rief er endlich: „es mag leichter seyn, große Dinge zu vollbringen, als gute! Aber, unter uns gesagt, bei dem allem ist etwas Eis in Ihrer Liebe, wie mich dünkt. Sie haben also die reizende Beatrice nicht mit eigentlicher Leidenschaft geliebt?“

— Ich? nicht geliebt? nicht mit Leidenschaft? — rief Fortunatus und blieb stehen, und hob die Augen stumm gen Himmel und eine Thräne quoll in ihnen empor. Er trocknete sie schnell und sagte: O, lieber Freund, brechen wir davon ab! Ich könnte noch einmal in die Krankheit zurückfallen, von der ich kaum genese. Ich bin zu reizbar; ich empfinde es. Das ist zurückgebliebene Schwäche von den Fiebern. Eben, weil ich Beatricen abgöttisch liebe, und ihre Achtung allein noch der Trost und Stolz meines armen, halbvernichteten Lebens ist, muß ich die Raserei der Leidenschaft bekämpfen. Ich will nichts, als das Bewußtseyn retten, ihres Andenkens werth zu stehen. Aber noch traue ich dem Siege nicht und fürchte mich vor mir selber. Darum mag ich jene Villa nicht sehen; darum muß ich aus Messina fliehen. Hindern Sie mich nicht, ein männlicher Mann zu bleiben.

„Fortunatus!“ rief Sir Down und fiel

ihm um den Hals: „Nenne mich Du! nenne mich Bruder, du große Seele, und erhöhe mich zu dir mit deiner Freundschaft. Wir schliessen den ewigen Bruderbund in unsern Thränen, wie andere im Weinrausch.“

Der Schweizer drückte den jungen Briten schweigend und herzlich an seine Brust.

„Lache mich nicht aus, daß ich weinen muß!“ fuhr der Brite fort: „denn du weißt nicht, wie du mein Inneres umgekehrt hast, so sehr ich mich auch sträubte. Du bist mir ein Weltversöhner geworden. Ich trug im Grunde des Herzens Verachtung gegen unser ganzes Geschlecht, welches nur Tugend, wie eine häßliche Schauspielerin Schminke braucht. Ich kannte noch keinen Licht-, keinen Himmelsmenschen, nur bloße Erdmenschen und Gottesaffen. Ich war gewiß gut, und ward bizarr, weil ich mit den Wölfen heulen wollte. Du warst aber Mann und warst es immerdar. Ich glaubte lange deinen Werth nicht, weil er mir selber fehlte; und hielt dein Wesen für gelungene Maske, weil ich selber nur, gleich Allen, Maskentracht anlegte. Ich beklage dich nun gar nicht mehr, Fortunatus. Es geht mir Ahnung auf, daß es eine Höhe, eine Seligkeit geben müsse, die um den Preis des gebrochenen Herzens nicht zu theuer ist. Aber ich beklage Beatricen! Ihr Herz muß brechen, ohne Se-

ligkeit. Wäre sie die Tochter eines elenden Lazaroni!“

— Wäre sie es! Wäre mir der verlassene Cecchino geblieben! Für ihn hätt' ich mich durch die Welt gebettelt. Wohlan, Georg, ich bin dein Bruder. Erfülle die erste Bruderbitte!

„Bitte nichts, Fortunatus. Mein Haben, Können und Seyn ist das Deinige.“

— Gelobe mir nur, so lange ich in Messina, so lange ich auf sicilischem Boden stehe, nie ihren Namen zu nennen, mich auch durch keine Anspielung, keinen Wink mehr an sie zu erinnern, und den General zu bewegen, mich mit einer Anstellung, welche es seyn möge, fortzuschicken, wohin es auch sei.

„Und du gelobst mir, Fortunatus, dagegen, von nun an, alle Tage, die du noch in Messina verlebst, mein Tischgenoß und Gesellschafter zu werden. Eine Bitte ist der andern werth.“

Jeder versprach dem Andern das Verlangte, und in der That erfüllten beide redlich ihr Wort. Am schwersten freilich mochte dem Briten das Schweigen werden.

39.

Reichthum und Armuth.

Sie blieben den Tag bis spät Abends beisammen. Am Morgen darauf, als sich der Schweizer kaum halb angekleidet hatte, pochte es schon wieder an seiner Thür. Er eilte, dem Freunde aufzuschliessen. Statt desselben aber sah er den Kriegszahlmeister eintreten.

„Für eine gute Botschaft, Sir Linthi, mach' ich mich gern selber auf die Beine!„ sagte der gefällige Mann und lachte dabei von Herzen, wie närrisch: „Wir Andern ziehen mit langer Nase ab und Ihnen reicht die Glücksgöttin das Mäulchen.„

— Wie so, Sir? erwiederte Herr Linthi: Bringen Sie mir vom General Fox das Patent?

„Nicht so, Sir, Ihr Taufname lautet sonderbar genug Fortunatus? Gut denn, ein Patent von Ihrer lieben Schwester Fortuna. Zeigen Sie mir doch das Papier, worin ich Ihnen beim Frühstück gestern Hoffnungen gewickelt, zum Confect, gab.„

— Meinen Sie das Loos, Sir? Wahrhaftig — — sagte Fortunatus verlegen und suchte dabei in allen Taschen: Ich bin ein zerstreuter, nachlässiger Mensch. Kein Gedanke mehr kam mir daran. Aber doch glaub' ich's eingesteckt zu haben.

„Nur nicht verloren! das wäre ein verzweifelter Streich, Sir. Geldangelegenheiten sind Weltangelegenheiten; alles Uebrige ist Dunst im Gehirn, Weiberkram und Barbiergeschwätz.“

Fortunatus suchte lange vergebens und fand den Zettel endlich in einer Seitentasche des Fracks. Der Schatzmeister setzte lachend die Brille auf und rief: „Ganz richtig!“ Er zog einige zusammengelegte Druckbogen hervor und schien Vergleichungen anzustellen. Dann rief er: „Vollkommen in seiner Richtigkeit! 20,000 Pf. Sterling! Ich gratulire von Herzen, Sir. Wir Andern ziehen, wie gesagt, mit langer Nase ab. Hier, Sir, belieben Sie die Liste selber einzusehen, Nummer gegen Nummer gehalten und 20,000 Pf. Sterling, dabei bleibt's! Und um Ihnen alle Mühe zu ersparen, da ich von Amtswegen ein Geldmann bin,“ fuhr er fort, indem er seine kostbare Brieftasche hervor nahm, „behalt' ich das Loos, Sir, und zahle Ihnen den Betrag, wenn es Ihnen beliebt, in einigen Banknoten.“ Mit diesen Worten legte er die Bankzettel neben einander auf den Tisch und sagte: „In vollkommener Richtigkeit; 20,000 Pfund. Zählen Sie selbst nach.“

— Ich glaube, Sie scherzen, Sir! rief Fortunatus erschrocken.

„Mit Banknoten, Sir Linthi, oder besser Sir Fortunatissimus, ist so wenig Spaß zu treiben, als mit geladenem Gewehr!“ rief der Schatzmeister lachend und steckte das Loos mit großer Sorgfalt in die Brieftasche.

— Aber ich kann Sie nicht um Ihr Loos und den darauf gefallenen Gewinn bringen!

„Sie werden erlauben, Sir Linthi, das Loos ist seit gestern Ihr Eigenthum, weil Sie, gleich meinen übrigen Gästen, das kleine Geschenk nicht verschmähten. Ich schätze mich glücklich, daß es Ihnen Frucht trug.“

— Unmöglich, Sir! Sie ängstigen mich. Behalten Sie die Banknoten. Ich habe nicht einen Schatten des Rechts zu dieser ungeheuern Summe.

„Ich aber, Sir Linthi, keinen Schatten des Schattens!“ versetzte immer und immer lachend der ehrliche Schatzmeister: „Ich machte Ihnen auch kein Geschenk von 20,000 Pfund, sondern mit einer Kleinigkeit, wie Sie selber begreifen.“

Der Streit zwischen Beiden ward auf solche Weise und so lange fortgesetzt, bis Sir Down dazu kam. Als dieser zum Schiedsrichter angerufen wurde, die Ursache des sonderbaren Zwists erfuhr, die Banknoten und daneben den Schweizer mit einem Gesicht sah, als sei ihm das größte Unglück widerfahren, schlug er ein lautes Geläch-

ter auf, in welches der Zahlmeister wieder kräftig einstimmte.

„Ergieb dich in dein Schicksal!“ rief Sir Down und umarmte lachend seinen Freund: „Hier steht nichts zu ändern!“

„Das ist's gerade, was er mir nicht glauben will!“ sagte der Kriegszahlmeister: „Aber, Sir Down, ich überlasse es Ihnen, ihm das einfachste Rechnungsexempel von der Welt begreiflich zu machen. Mich rufen andere Geschäfte. Auf Wiedersehen!“ — Mit diesen Worten empfahl er sich und ging davon.

Fortunatus mußte wohl endlich an die Gunst des Zufalls glauben lernen, ungeachtet der Gedanke stets wiederkehrte, man sei einverstanden, sich über ihn lustig zu machen. Wie durch ein Taschenspielerstückchen war er zum reichen Mann geworden, und er fürchtete, es werde eben so, als leeres Gaukelspiel und Blendwerk, enden.

Inzwischen Alles blieb, wie es war. Der General, die beiden Damen, der Kapitän Smith, bei Allen hatte er Zutritt behalten, beklagten ihre Nieten und wünschten ihm Glück. Eine von den kleinern Banknoten, die er, wie um Probe zu machen, einem Wechsler bot, hielt Stich und verwandelte sich in Gold. Er war aller Nahrungssorgen für die Zukunft frei. Anstellung in englischen Diensten war ihm nicht mehr nothwendig.

Es stand in seiner Macht, sein künftiges Verhältniß zur Welt zu bestimmen. Und dennoch machte ihn die Huld des Ungefährs weniger froh, als man bei einem Manne hätte erwarten sollen, der den größern Theil seines Lebens in Handelsgeschäften mühsam und mit dem einzigen Zweck verbracht hatte, Geld zu gewinnen, zu sammeln und reich zu werden.

Sir Georg, dem diese Wahrnehmung nicht entging, konnte sich nicht erwehren, ihm einige Tage später diese Bemerkung mitzutheilen, vielleicht in verbotener Absicht, oder um Erlaubniß von seinem Freunde zu erschleichen, das gegebene Gelübde zu brechen.

„Es ist wahr“, entgegnete ihm der Schweizer: „ich bin nie in so glänzenden Glücksumständen gewesen, als nun. Auch konnte ich nie erwarten, durch eigenen Fleiß so viel Vermögen zu erschwingen. Und doch gestehe ich dir, gewährte mir sonst ein unendlich kleinerer Gewinn, den ich, als Frucht und Lohn meiner Arbeiten, ehren konnte, unendlich größeres Vergnügen. Was wir durch Anstrengung und eigenes Verdienst erwerben, erkennen und lieben wir als das Werk unserer Kraft. Es vergrößert in uns die Achtung unserer selbst. Aber was uns ohne unser Zuthun nur, wie Schicksalsalmosen, zufällt, gehört nicht zu uns, sondern zum blinden Ungefähr. Wir finden

uns dadurch nur wieder auf gleiche Linie mit dem verdienstlosesten Tagedieb und dem verworfensten Glücksspieler gesetzt. Darum ist der Taglohn des Handlangers an sich ehrwürdiger und ihn höher stellend, als die Tonne Goldes, welche der Glückspilz im Schlaf findet oder ererbt."

Sir Down schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: "Freundchen, ich will dir zwar nicht Unrecht geben. Aber wie muß man's endlich anfangen, dich wieder ins Reich der Freude einzuführen? Einmal macht Fortuna im Leben jedem Menschenkinde ihren Besuch; weiß man sie nicht zu halten, schlüpft sie zum Fenster wieder hinaus, wie sie zur Thür herein schlüpfte. Mag auch meinethalben Geld und Gut unsichere Krücke für die Zufriedenheit seyn: wahrhaftig, Armuth, Geldverlegenheit und Brodsorge spielen doch auch schlechte Tafel- und Tanzmusik."

"Ich weiß in der That nicht", versetzte Fortunatus, "ob jene rohe Sorge um Leibesnahrung und Nothdurft, die wir mit den Thieren gemeinschaftlich tragen müssen, so ganz absichtslos ins Leben des Menschen hineingeworfen ist? Sie härtet das Gemüth, und macht es minder empfänglich gegen manches Ungemach, von dem es sonst ausschließlich und tiefer gequält werden würde. Wer an Sturm und Regen, Frost und Hitze gewöhnt ist, weiß wenig vom Husten

und Schnupfen, Kopf- und Zahnweh, welches der Verzärtelte schon einem kühlen Abendthau verdankt. Nur der Millionär in England verdirbt und stirbt am folternden Spleen; der dürftige Arbeiter kennt diesen Geist der Hölle nicht."

— In allen deinen Worten, guter Fortunatus, hör' ich noch den Schrei der Wunden, die dir das Schicksal schlug und nicht mit Banknoten heilen konnte. Willst Du noch Soldat werden?

"Ich falle dem General nicht länger, wegen einer Anstellung, lästig. Er weiß es schon."

— Kehrst du in die Schweiz zurück?

"Sie ist das einzige Land unsers Welttheils, wo ich, in Ermangelung des Bessern, meine Hütte aufschlagen möchte. Aber ich suche die Freiheit und den Frieden. Das heutige Glück meines Vaterlandes ist eine zu junge Pflanze. Sie hat noch zu wenig Wurzeln geschlagen. Der erste Frost wird sie tödten, oder der Unverstand sie wieder ausreißen, weil sie von einer fremden Hand gepflanzt wurde. Ich suche Frieden und Freiheit, und siedle mich in der jungen Welt von Nordamerika an."

— Herz, liebes Herz, ich schone dein! Du bist krank. Dein Ton ist noch matt; deine Wange noch blaß. Ich will den tollen Zank nicht wieder erneuen, den ich Dir auf der Austria

machte. Aber warum nicht nach England, zu mir, auf meine väterlichen Güter?

„Ich danke Dir. Ich kenne Deine Freundschaft. Allein mein Entschluß ist unwiderruflich. Ich kann nur in reiner Luft athmen, nicht in verdorbener. Ich kann nur da heimisch seyn, wo mich nicht jeder Augenblick der Umgebungen daran erinnert, daß ich Fremdling bin.

— Wo, ums Himmelswillen, stehst Du denn wildfremder, als bei den Yankies?

„Nein, Georg, nirgend heimathlicher, als dort, wo ich in Verfassung und Gesetzen des Landes nur meinen eignen gesunden Verstand, das heißt, mich selber wiederfinde; wo ich nicht alle Tage vom Unsinn, der die europäische Menschheit zerrüttet, vom rostigen Schwert der Vorurtheile geschlagen, oder erschreckt werde. Deute mir's nicht übel, denn meine Wunden bluten noch. Nicht das Schicksal schlug sie, wie Du vorhin gesagt, sondern eine von den grausamen Erfindungen des Vorurtheils. Nur derjenige fühlt sich in Europa frei, wie ein Vogel, welcher sich an den Käfig gewöhnt hat und von der Möglichkeit, ausser demselben athmen zu können, keine Vorstellung hat.“

— Ich verstehe Dich. Und Du leidest! Aber es wäre ja doch auch — — Halt! unterbrach sich Sir Georg, indem er die Hand auf seinen

Mund legte. Dann fuhr er fort: Aber auch in Amerika findest Du den Unterschied des Ranges und Standes und der mannigfaltigen Kirchen wieder.

„Allerdings, aber mitten darin den Menschen frei in seiner Wahl. Der Stand ist da keine Kaste, sondern Erworbenes und Verdientes; die Kirche da ohne Bannfluch und Schwert, ihr sind nur die Waffen der Liebe und Ueberzeugung geblieben.“

— Willst Du Dich etwa dort in eine Wildniß setzen, Einsiedler werden und mit der Natur kämpfen?

„Warum nicht, wenns seyn müßte? Der Kampf mit der Natur ist nicht das Schwerste, sondern mit der Unnatur. Kapitän Smith geht nächstens nach Gibraltar und Liverpool, sagt er. Ich werde mich mit ihm einschiffen. Lichtet ein anderes Fahrzeug die Anker früher, geh' ich früher.“

— Unbarmherziger! und ohne — — Hier hielt Sir Georg abermals inne; aber er warf lächelnd einen forschenden, bedeutsamen Blick auf Fortunatus.

„Gedenke Deines Gelübdes, Georg!“ sagte der Schweizer gelassen: „Wecke die Todten nicht!“

40.

Der Briefwechsel.

Wirklich hatte Fortunatus schon mit dem Kapitän Smith vorläufig wegen der Ueberfahrt nach Liverpool gesprochen, aber mit ihm nicht abgeschlossen, weil dieser keine Zeit der Abreise bestimmen konnte. Jener fühlte sich in Messina wegen Beatricens Nähe nicht wohl. Er fürchtete, wenn er mit dem Engländer einen Gang ins Freie machte, beständige Gefahr, ihr zu begegnen. Freudig schlug er daher ein, als der Schiffshauptmann endlich meldete, er sei segelfertig. Er schloß den Vertrag mit ihm ab, und bat ihn, Alles für Sir Georg Down geheim zu halten, denn er wünschte, sich und seinem Freunde die Trennung nicht durch den Schmerz des Abschiedes zu erschweren.

Jeden Augenblick gewärtig, auf's Schiff gerufen zu werden, sobald es die Anker lichten würde, schrieb er an Sir Down noch folgende Zeilen:

„Messina, den 17. Julius 1807.

Zürne nicht, mein Georg! Wenn Du dieses Blatt in Deiner Hand hältst, bin ich schon von der sicilianischen Küste getrennt; nicht von Dir, dem ich ewig bleibe. Ich zitterte, Dir, bei meiner noch immer krankhaften Reizbarkeit, oder Schwäche, ein mündliches Lebewohl zu sagen.

„Ich gehe nach Amerika. Aber meine Gedanken werden täglich zu Dir und Beatricen zurückkehren über das Weltmeer. Du liebst mich; sie liebt mich; vielleicht gab mir wohl Eure Liebe selbst die Mittel zur Flucht aus dem Welttheil, in welchem ich mein Lebensglück verlor. Ja, ich läugne nicht, zuweilen habe ich bald Dich, bald Beatricen, bald Euch beide beargwohnt, daß Ihr mir aus Euerm Reichthum einen bedeutenden Theil, unter dem Titel eines Lotteriegewinnstes, in die Hand spieltet. Diese Großmuth ist mir nicht nur an sich, sondern durch den Umstand etwas wahrscheinlich, daß der Kriegszahlmeister nachher weder das Loos, noch die Gewinnliste wieder zeigen wollte, noch sogar die Nummer nennen konnte. Seine Entschuldigung machte ihn verdächtig, daß er diese vergessen, jenes abgeschickt, die Liste aber verloren habe. Sei dem, wie ihm wolle, ich will lieber Eurer Freundschaft, als dem Zufall Dank sagen.“

„Bringe, ich beschwöre Dich, der Gräfin meinen Dank und mein Lebewohl. Sage ihr, ich habe überwunden, und werde in ihrer Liebe leben. Sage ihr, sie solle mich, als einen Verstorbenen, glücklich preisen. Ich denke schon jetzt mit jener Ruhe und Zärtlichkeit an sie zurück, mit der meine abgeschiedene Seele einst in einer bessern Welt an sie zurückdenken wird.“

„Ja, mein Georg, ich fühle Ruhe, und fühle Zufriedenheit in mir und mit mir. Nur noch das Irdische blutet, wenn gewisse Erinnerungen eine unheilbare Wunde aufreißen; mein Geist hat Seligkeit empfangen. Ich habe einen wilden, süßen Traum geträumt, dem ich mich schäme, noch nachseufzen zu müssen.

„Mache mir keine Vorwürfe, daß ich die verführerischen Pläne verschmähte, mit denen Du meiner Einbildungskraft schmeicheltest, mehr, als Du vermuthen konntest. Es gab noch manche Stunde, in der ich Dich Deines Gelübdes entbinden wollte. Auch aus diesen Entwürfen sprach nur Deine Liebe, und sie sprach zu einem Schwächling. — Es kostete nicht geringe Gewalt, die Macht der Gefühle zu bändigen und meinem höhern Selbst den Sieg zu bewahren. Aber er ist bewahrt! Ich darf mich ohne Erröthen selbst schauen, und meine Liebe ist heilig geblieben. Ich habe das Glück, das Einzige meines Lebens, verloren; aber Ehre und Gewissen sind gerettet!

„Ich sende Dir Nachrichten von Gibraltar, von Liverpool, von Amerika. Ich werde, bis mein Tod erscheint, mit Dir in Verbindung bleiben. Nun aber lebe wohl!

„Lebe wohl, mein Georg! Lebe wohl, Beatrice!

F. L.“

Am frühen Morgen des andern Tages, da er diesen Brief geschrieben, ward er durch heftiges Pochen an seiner Thür aus dem besten Schlaf geschreckt. Man rief ihn zum Schiffe und bat um Eile. Es war noch finster. Sein rechtsgelahrter Wirth und zwei Matrosen traten mit Laternen ein. Man gönnte ihm kaum Zeit, sich in Kleider zu werfen und Weisung wegen richtiger Bestellung des Briefes zu ertheilen. Die ungestüme Dringlichkeit der Matrosen befremdete und verdroß ihn.

„Warum, wenn Euer Kapitän diese Nacht den Hafen zu verlassen beschlossen hatte, ließ er mich nicht schon den Abend zuvor rufen?" murrte Fortunatus: „Das sieht in der That einer Flucht ähnlicher, als einer Abreise."

Einer der Matrosen erwiederte, mit Voransendung kräftiger Flüche: „Ihr habts getroffen, Sir. Flucht ists; und nichts anderes, als Flucht. Ich verwette Leib und Seele, die französische Flotte liegt vor dem Hafen, und der Kapitän will ihr noch entwischen. Hängt den Mantel nicht um, Sir, ich trage ihn Euch nach, damit Ihr die Beine zum Lauf freier habt!"

„Fort! fort!" schrie der Andere: „Als wir mit der kleinen Schaluppe über Hals und Kopf ans Land geschickt wurden, vertheilte sich die Mannschaft schon zum Ankerlichten, und der

Steuermann lief mit seinen Leuten zum Steuerrade. Die Hundewache war noch nicht ausgelaufen, da hieß es schon: Alles auf! Alles auf! und Flaggen und Wimpel wurden aufgehißt. Kommen wir nicht zu rechter Zeit: so ist die Fregatte davon; wir müssen nachrudern und bekommen statt Morgenkost die Peitsche mit allen neun Fingern *) auf den nackten Rücken zum Lohn. Was haben wir davon? Der Kapitän ist ein Teufel! Fort! fort!"

Fortunatus, welcher aus Allem schloß, daß es mit diesem plötzlichen Untersegelgehn eignes Bewandtniß haben müsse, nahm flüchtigen Abschied von seinem Wirth; nur flüchtigen, wenn auch herzlichern, von der sanftesten aller sanften Pflegerinnen eines kranken Jünglings. Ihre Thränen schienen fast Zeugen einer untröstlichen Reue zu seyn, für eine so schnelle Herstellung mitgewirkt zu haben. Und alle Geschenke, mit welchen seine Dankbarkeit sie geschmückt haben mochte, drohten sich bei ihr in stumme Ankläger seiner Undankbarkeit zu verwandeln.

Die Matrosen drängten ihn fast mit einiger Gewalt hinaus in die morgenstillen Gassen, wo sich die langen Reihen der Wohnungen und Palläste schon im nüchternen, falben Erstlicht des Tages

*) Cat of nine tails, eine neunriemige Geißel, zur Strafe der Matrosen auf englischen Schiffen.

bemerkbar machten. Wie im Wettrennen gings zum Hafen hinab, und in die harrende Schaluppe; und mit raschem Ruderschlag über das bleiche Licht der Wellen gegen die Fregatte. Die Anker derselben waren wirklich schon über Grund, und das Schiff fing an, langsam zu treiben. Sobald der letzte Mann aus der Schaluppe an Bord desselben stand, donnerten die Kanonen dem schlummernden Messina zum Abschiedsgruß. Von den Stückschanzen des wachsamen Castells gaben die Feuerschlünde Antwort.

Der Wind hatte zwar günstige Richtung zum Auslaufen aus der Rhede, war aber schwach; deßwegen, wie der Hafen verlassen worden war, ließ der Kapitän nach und nach immer mehr Segel beisetzen. Seine Beschäftigungen hinderten ihn, sich mit Fortunatus bei dessen Ankunft, gesprächig einzulassen.

„Warum aber in so stürmischer Eilfertigkeit mit uns, Kapitän, wie Diebe, die sich davon machen müssen?“ rief ihm Herr Linthi zu.

Kapitän Smith erwiederte lachend: „Jä, ja! erst den Raub in Sicherheit, und den Hals dazu! Heda, her da, Midshipmann, oder Ihr da, Hofmeister! Führt diesen Herrn zu seinem Zimmer ins Halbdeck.“

Fortunatus fand in dem ihm angewiesenen, ungemein zierlichen Gemach des Verdecks alle klei-

nen Bequemlichkeiten, welche die sinnige Ueppigkeit eines Seefahrers erfinden kann; und mehr, als ihm selbst die Wohnung zu Messina gewährt hatte: prächtige Fußteppiche, große Wandspiegel, Mahagonitischchen, Sofa's, Büchersammlung von ausgewählten Klassikern Italiens und Englands; ein köstliches Fernrohr; ein noch kostbareres Reisebesteck von englischer Arbeit, mit allen Nothwendigkeiten und Entbehrlichkeiten bereichert, welche der Prachtliebe oder Gemächlichkeit eines wandernden Lords dienen. An der Wand schimmerten ein Paar Pistolen, zwischen welchen ein kleines Brustbild hing. Fortunatus würde geglaubt haben, durch Irrthum ins falsche Zimmer geführt worden zu seyn, hätte er nicht zugleich sein Reisekoffer, dazu den treuen Habersack und über einem der Polsterstühle seinen Mantel erblickt.

Wie er auf das Gemälde zwischen den Pistolen seine Augen mit mehr Aufmerksamkeit heftete, erkannte er in demselben mit einiger Verwunderung das Abbild seines Freundes Georg Down.

Er stand lange in seiner Ueberraschung gerührt und froh davor. „Also du wußtest um meine Flucht, guter Georg?“ redete er ihn in Gedanken an: „Also Kapitän Smith verrieth mich, der Schwätzer! Und du verstandest, warum ich dir aus der Reise Geheimniß machte, und ehrtest meine Gründe schweigend? Dank dir, guter

Georg. Nun bin ich reich. Dein und Beatricens Bild sind die wahren Kleinodien, welche ich aus Europa mit mir über das Weltmeer führe. Ade, mein Georg!"

In dieser Gedanken-Unterredung, die er noch still für sich fortsetzte, störte ihn Pochen an der Thür. Ein junger Seekadet trat mit einem Brief herein und sagte: "Der Kapitän läßt sich bei Ihnen entschuldigen, Sir, bis die Geschäfte abgethan sind. Er sendet indessen diesen Brief, welchen er Ihnen abzugeben hat." — Der Kadet überreichte das versiegelte Schreiben und entfernte sich.

Fortunatus riß hastig den Ueberschlag auseinander und warf sich lesend in den Sofa. Die Zeilen kamen, wie ihm sogleich geahnet hatte, von Sir Down, und lauteten wie folgt.

"Nun denn, lieber Freund, Glück auf die Reise! Segle mit den besten Winden, und Gott behüte Dich nur vor dem zweiten Lorenzo Bosich und seinem am Maste zappelnden Gnadenbilde. Amen!

"Mein Gebet für Dich aber ist noch nicht zu Ende. Ich flehe den Himmel inbrünstiglich an, daß er Dir, du treuherzige, arglose Seele, zu Deinen Riesentugenden, die ich stets bewundern werde, nur ein paar Gran Weltwitz in Gnaden verleihen möge. Denn bei den Amerikanern künftig (denke an mich!) wirst Du mit Deiner Tau-

benunschuld schlechten Markt halten, wenn Du nicht mit etwas Schlangenklugheit nachhilfst.

„Also glaubtest Du, ganz ehrlicher Weise, mir sei Dein Plan, uns heimlich und still, ohne Sang und Klang zu entwischen, unbekannt? Merktest Du denn gar nichts von der wider Dich angezettelten Verschwörung, in welche alle Deine hiesigen Bekannte verstrickt waren, von der plauderhaften Miß Anna des Zahlmeisters und Deinem rechtsgelahrten Hauswirth an, bis hinauf zum Schiffskapitän und General? Zweimal verschnappte sich in Deiner Gegenwart jenes Plaudermäulchen. Zum Glück trugst Du noch dieselben Ohren und Augen, mit welchen Du die schönste Signora hiesiger Insel, auf Treu und Glauben, für ein Creolengesicht ansahst. Uebrigens belobe ich Deinen Plan; aber ich belobe auch den unsrigen; notabene, jetzt, da ich schreibe, nur noch vorläufig! Denn wer steht gut dafür, daß mir nicht der tückische Fürst der Finsterniß einen Querstreich spielt?

„Wir haben Dich demnach, so viel sich's in Eile thun ließ, mit einigen Kleinigkeiten zur Fahrt nach Newyork ausgestattet. Im Reisebesteck findest Du einige Briefe dahin. Sie werden Dir freundliche Aufnahme in den besten Häusern bringen. Mit dem Fernrohr besteige zuweilen die höchste Spitze der Alleghanigebirge, und schaue

über das atlantische Meer nach der bewußten, schneeweißen Villa auf der Höhe über Messina, oder lieber nach der heiligen Stätte, auf der wir den Bruderbund schlossen.

"Die Pistolen nimm zum Andenken meiner Narrheit und des Judaswäldchens auf Corfu. Ich bin Dir noch Genugthuung schuldig, und wahrhaftig, lieber Fortunatus, ich hoffe sie Dir noch, als Ehrenmann, zu geben, und müßte ich am Ende, wenn Alles fehlschlägt, Dich persönlich bei Deinen Yankies am Hudson oder Ohio aufsuchen. Ich will mich jetzt übrigens nicht damit brüsten, daß ich mir Deinetwillen schon, zwar nicht die Finger (aber es kann noch geschehn!), sondern das Herz ein wenig verbrannte, und zwar an den nämlichen Feuerstrahlen, die Dein armes Herz in eine todte Kohle verwandelt haben.

"Ich erhalte, wenn Du dies liesest, ein Recht wieder, von der Gräfin Beatrice di Piviafranca mit Dir zu reden; denn Du bist dann auf dem Wasser, nicht auf dem Lande. Und weiter, als bis zum Strande, reichte mein Gelübde nicht. Du warst zu stolz, die Geliebte zu entführen. Ich bin Brite und nicht halb so stolz, als der Schweizer; hätte daher wahrhaftig herzinnige Lust, die Krone von Sicilien zu stehlen und mit ihr durchzugehn. Sie hat Geist und Herz einer wahren Engländerin. Meine Ketzerschaft würde mir, bei

ihrer alleinseligmachenden Heiligkeit, wenig Bedenken verursachen; denn sie sieht hell genug, und weiß von ihrem Beichtvater, daß man es, in unsern Zeiten, mit sogenannten paritätischen Ehen nicht mehr am strengsten nimmt. Aber mit welchen Zauberkünsten müßte ich mich bewaffnen, um Deinem Andenken in ihr zu begegnen?

„Auch nur, als Freund von Dir, gelang es mir, Zutritt in das Heiligthum ihrer klösterlichen Villa zu gewinnen. Sie besucht keine Gesellschaften und empfängt keine, und wird von den Argusaugen der untäuschbaren — — — —“

Hier war der Brief abgebrochen, und bis dahin von Sir Down mit eigenthümlicher Zierlichkeit geschrieben. Nun aber standen fast unleserlich, und, wie in stürmischer Hast, weiter unten noch die Worte hingeworfen:

„Lebe wohl! — Ich war bei ihr. Es ist nun Alles vorüber! — Lebe wohl! mein Herz bricht im Abschiede von Dir! Lebe wohl! Hussah! Ewig Dein Georg.“

Dieser Schluß, ohne Zusammenhang mit dem Vorigen, erschreckte den Schweizer nicht wenig. Die Unordnung, welche in den Ausrufungen, wie in der verwilderten Handschrift selbst, herrschte, deutete auf ein unerwartetes Ereigniß. Fortunatus vergaß den Inhalt des ganzen Briefes über diese Stelle. Die finstersten Ahnungen dräng-

ten sich um seine Seele zusammen. Und sie schienen mehr als zu sehr gerechtfertigt dadurch, daß ein Mann, wie Georg Down, jene ruhige Haltung und Besonnenheit gänzlich verlieren konnte, die ihm alle Schrecken einer Todesstunde einst nicht entreissen konnten.

41.

Das Ende.

Lange saß er in ungewissen Ueberlegungen da, den Brief in der Hand, die Augen auf die Unheil verrathenden Zeilen geheftet. Jedem einzelnen Worte versuchte er den verborgenen Sinn einzeln abzufoltern, da ihn ihre Verbindung nicht gab. Und jedes für sich ward ein besonderer Angstschrei oder Ruf des Verzweifelns. Selbst das sonst freudejauchzende „Hussah" am Ende, welches über die Finsterniß des Vorangehenden, für den Ausleger desselben ein milderes Licht zurückwerfen konnte, schien nur die Heiterkeit einer Feuersbrunst über die Jammergesichter der Hülferufenden zu verbreiten, und ein Ausbruch von gräßlicher Lustigkeit des Wahnsinns zu seyn.

Er sprang vom Sofa, um zum Schiffshauptmann zu eilen, ihm Aufklärung abzufordern, als dieser selbst, mit zufriedener Miene, zur Thür hereintrat.

„Nun kann ich Ihnen angehören," sagte

Sir Smith, „und mich bei Ihnen erkundigen, wie Sie mit Quartier und Einrichtung zufrieden sind? Wir haben alle Segel beigesetzt; es geht mit vollem Wind, der beim Auslaufen doch verdammt flau war. Erlauben Sie mir nun, Sir Linthi, mich zuvörderst — — „

„Ich bitte Sie, Herr Kapitän,“ unterbrach ihn Fortunatus, „geben Sie mir vor allen Dingen eine Erklärung — — „

„Gerade das will ich!“ fiel ihm der Kapitän ins Wort: „Sie müssen mich entschuldigen. Sir Georg Down hat den General auf seiner Seite gehabt; und ich thats beiden zu Gefallen. Ich konnte Sie also nicht früher aufs Schiff nehmen, weil ich bei meiner armen Seele gestern, Nachts zehn Uhr, erst erfuhr, daß wir unter Segel müßten. Und Sie durfte ich erst mit Güte oder Gewalt zum Schiff bringen lassen, wenn's ans Ankerlichten ging. Machen Sie das folglich mit Ihrem Freund Sir Down ab, und erzählen Sie mir, was das Späßchen bedeutet?“

„Können Sie mir,“ fiel hier Fortunatus ein, „Auskunft über die letzten Zeilen in Sir Downs Brief geben, den ich so eben durch Sie empfing. Sie sind äusserst unleserlich und sonderbar.“

„Glaubs wohl!“ erwiederte der Kapitän: „Wie gesagt, Nachts zehn Uhr kam er zum Ge-

neral, wo wir fröhliche Gesellschaft hatten. Ich sah dem Springinsfeld an, es müsse etwas vorgefallen seyn. Er flüsterte dem General ins Ohr; dieser kam und flüsterte mir wieder ins Ohr: „Brechen Sie auf. Ihre Passagiers sind nach Mitternacht vielleicht auf dem Schiffe; dann glückliche Reise!“ Nun riß mich Sir Down in sein Zimmer, schrieb zwei Worte, siegelte den Brief zu, den ich Ihnen an Bord übergeben sollte, und ging in Hast und Eil mit mir zugleich aus dem Hauptquartier. Mehr weiß ich von ihm nicht; denn ich begab mich an Bord der Fregatte und erwartete bis drei Uhr Morgens die Passagiere.“

„Mein bester Kapitän,“ rief Fortunatus, „von Allem, was Sie mir da so gefällig erzählen, verstehe ich kein Wort.“

„So hat Sir Down uns insgesammt zum Besten gehalten!“ versetzte der Kapitän: „Nicht nur Sie und mich, sondern auch den General und selbst die Passagiers. Kommen Sie, ich werde die Ehre haben, Sie denselben vorzustellen.“

„Wer sind die?“ fragte Linthi.

„Blitz und Wetter!“ rief der Kapitän. „Stellen Sie sich doch nicht unwissend oder unschuldig. Sie werden doch wissen, daß Miß Anna Hartley bei mir an Bord ist, die mit uns nach Gibraltar und London zurückgeht?“

„Miß Anna?“ sagte Fortunato und schüttelte den Kopf.

„Haben Sie einander nicht täglich beim Kriegszahlmeister gesehen?“ rief der Kapitän, „oder vielleicht zuviel? Nun, nun, ich verstehe! Das läuft auf angenehme Ueberraschung hinaus. Ich wußte halb und halb um Ihre Liebschaft mit dem Frauenzimmerchen, und merkte, der General nahm Antheil für Sie. Er kanns nicht vergessen, daß Sie den jungen Down beim Schiffbruch aufs Trockne brachten.“

Als Fortunatus wieder den Kopf schüttelte, ergriff Sir Smith die Hand des Zweiflers, und sagt: „Pah! Pah! Mir machen Sie nichts weiß. Kommen Sie zur Miß, die schon bei mir nach Ihnen fragen ließ.“

Er führte ihn hinaus und zum Oberdeck in die Kajüte. Ein Bedienter, den Fortunatus im Hause des englischen Zahlmeisters gesehn, stand dort an der Thür und fragte den Kapitän sogleich: „Sir, befehlen Sie, daß ich Sie der Miß Hartley melde?“

„Auf der Stelle!“ rief Kapitän Smith.

Bald darauf öffnete sich die Thür eines Zimmers, in welchem Miß Anna Hartley, nebst einem andern unbekannten Frauenzimmer, beides zwei junge liebenswürdige Damen, die Eintretenden freundlich empfingen.

„Nicht so, Sir Linthi?“ sagte Miß Hartley: „Sie machen ein langes Gesicht, mich, Ihren Quälgeist aus Messina, hier wieder auf der Fregatte zu finden? Aber gewiß, ich will Ihnen versprechen, recht fromm und artig zu seyn bis Gibraltar, und Ihnen keine Whistpartie mehr, aus bloßem Muthwillen, zu verderben.“

Fortunatus, sehr angenehm durch diese unvermuthete Reisegesellschaft überrascht, bekannte ihr sein Vergnügen mit den verbindlichsten Ausdrücken.

„O still davon, schöner Herr!“ rief Miß Hartley: „Ich weiß ja, Sie sind in der französischen Schule gezogen, und Blumen und Süßigkeiten für uns Mädchen sind bei Ihnen nicht theuer. Doch vergessen Sie nicht, wir sind Britinnen, und wissen guten englischen Pudding von französischer Creme zu unterscheiden. Sir Smith, darf ich Sie bitten, meine junge Freundin hier einen Augenblick in die freie Luft zu führen und ihr die Masten, die Segel, Tau- und Takelwerk zu erklären. Sie ist das erste Mal auf einem Schiffe. Ich folge Ihnen sogleich: doch muß ich zuvor unter vier Augen an Sir Linthi ein Geschenk übergeben, welches mir Sir Down für ihn anvertraute.

Wie der Kapitän und das junge Frauenzimmer zur Kajüte hinausgingen, flüsterte Miß

Anna lächelnd dem Schweizer ein Paar Worte ins Ohr. Dieser erblaßte und rief: „Wer? wo?“ Miß Anna Hartley zeigte mit der Hand auf eine Seitenthür. Er öffnete sie mit zitternder Hand. Vor ihm stand der Page der Signora Rosa di Centi, im grünen Sammetwämmschen, mit feuerfarbenem Leibgurt, ums schwarze Haar das strohgelbe Tuch geschlungen, darüber den leichten Strohhut, — ganz derselbe, wie er ihn auf der Austria gesehn hatte. Aber der schöne Knabe stand stumm da, die Hände vor sich hingefaltet, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, in demüthiger Stellung.

„Heiland! Gott im Himmel! Cecchino!“ rief Fortunatus, bleich und erstarrt.

Da richtete Cecco das Antlitz empor. Aber es war nicht mehr der Creole, sondern ein Liebesgott im Knabengewande; das ganze Gesicht brennende Schaamröthe; das schwarze, seelenvolle Auge voller Thränen, die perlend auf die Glut der Wangen niederthauten.

„Ich bin entflohn!“ stammelte Cecco leise: „Die Güte Ihres Freundes gab mir Muth. — Ich begleite Miß Hartley nach London. — Signora Vioganni liest vielleicht in diesen Augenblicken meinen Valetbrief und letzten Willen. Die Schenkungen, welche ich ihr in liegenden Gütern hinterließ, werden sie leicht über meine Abreise

trösten. — Können Sie mir, Signor Fortunato, den tollkühnen Entschluß verzeihn? Ach, die Verzweiflung überwog!"

Fortunatus hörte kaum, was ihm der kleine Mund des Pagen vorstammelte. Er stand noch immer wie versteinert da, und mit starren Blicken, als schwebe ein Gespenst ihm gegenüber.

Wie aber das schöne Gespenst ihm, mit einem Blick der schüchternen Zärtlichkeit und des bangen Erwartens, bittend die Hand entgegenstreckte, verdunkelten sich seine Augen durch eine Thräne; er fiel vor der Erscheinung auf sein Knie und rief: "Gräfin Piviafranca!"

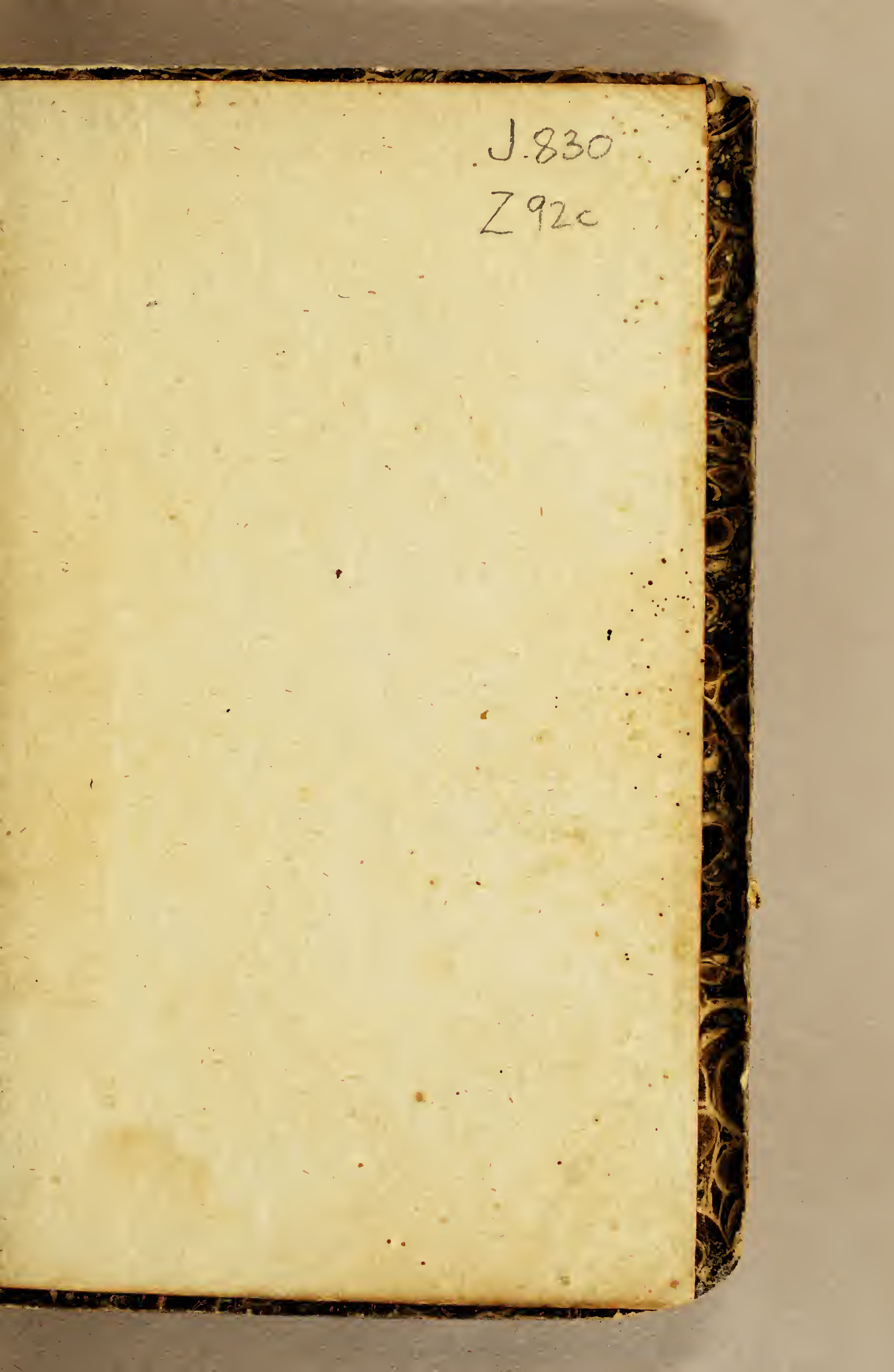
"O das nicht! Ich bin es nicht mehr!" seufzte die Verwandelte: "Ich bin noch einmal Cecchino! Fortunato, gedenke des Wortes bei Siderno, Du wolltest mich durch die Wellen des Lebens tragen! Der bittern Scheidestunde zu Monteleone! Fortunato, Retter und Heiland meines armen Lebens, willst Du Cecchino nicht kennen, ihn verstoßen?"

Das war nun abermals jene Stimme voll Seelenzaubers, mit welchem einst der geliebte Knabe ihn zu berauschen gewußt. Fortunatus fühlte in seinem Innern die erstorbenen Seligkeiten der Vergangenheit wieder zu blühendem Leben aufwachen. Zwischen Wirklichkeit und Wahnbildern schwankend, wie in Morgenträumen,

89-25

breitete er sprachlos gegen den Liebling die Arme aus; und stumm sank der Liebling in dieselben hinab.

Miß Hartley und Kapitän Smith führten zu Gibraltar beide zum Altar; dann das junge Ehepaar gen London, von wo es mit einem amerikanischen Schiffe nach Newyork segelte.


J.830
Z92c

